Literarisches Taschenbuch.

Literarisches

Taschenbuch

der

Deutschen in Russland.

Herausgegeben

von

Jegór von Sivers.

Riga,

Verlag von N. Kymmel.

1858.

Inhalt.

Anhang.

Nachlese zu den „deutschen Dichtern in Rußland“ von Jegór v. Sivers.

(Enthaltend Gedichte aus Sammlungen, welche während des Drucks oder nach dem Erscheinen der „deutschen Dichter“ ausgegeben wurden.)

Seite

Richard v. Bleçki.

A. W. v. Wittorff.

(Aus: „Von Dir und für Dich. Ein lyrischer Kranz.“ Mitau u. Leipzig 1854. G. A. Reyher's Verlag.)

August Theodor v. Grimm,

vormaliger Erzieher des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland.
(Aus: „Wanderungen nach Südosten Th. I. Die taurische Halbinsel.“ Berlin 1855. A. Duncker.)

Friedrich Meyer v. Waldeck.

(Ueber den Autor vergl.: „deutsche Dichter in Rußland von J. v. Sivers. S. XLVIII. u. ff.)
[Poet. Schriften. Th. I. „Blätter a. d. Gedenkbuche eines Bergmanns.“ Leipzig u. Mitau 1854.]

Aus: Gedichte eines Kurländers.

(Mitau und Leipzig. G. A. Reyher's Verl. 1854.)

Victor Cambecq.

(Bruder Max Cambecq's.) „Poetischer Nachlaß 1854. Dessau. Baumgärtner u. Comp.)

Alexander Haken,

Pastor in den Gouvernementsstädten Tambow und Räsan.
(Aus den 3 Bänden: „Evangelische Parabeln und Gedichte.“)

B. J. Jakowlew.

(Ein geborener Russe.)
(Aus: „Melodion.“ Klänge der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe.)

Berichtigungen.

S. 8. Z. 5 v. u. für: „nimmt" lies „minut".
„ 10. „ 3 v. u. für: „Jüngling" lies: „Jünglings".
„ 26. „ 7 v. u. für: „tritt" lies: „trat".
„ 28. „ 11 v. u. für: „meinem" lies „einem".
„ 30. „ 7 v. o. für: „Thau" lies: „Mehlthau".
„ 47. „ 15 v. u. für: „Boden" lies: „Loden" (Wurzelstock).
„ 47. „ 11 v. u. für: „in" lies: „an".
„ 50. „ 1 v. o. für: „den" lies: „die".
„ 52. „ 2 v. o. für: „Sah" lies: „Seh".
„ 52. „ 8 v. o. für: „ward" lies: „Werd".
„ 88. „ 1 v. o. für: „Mild," lies: „Wild".
„ 115. „ 11 v. o. für: „Stimmt" lies: „Schwingt".
„ 118. „ 1 v. o. für: „Poésies" lies: „Imitation". (Nr. 1 u. 2 sind Esthnische Volkslieder.)

Moraveddi.

Von Ludolf Schley.

I. Die Anklage.

Vor Nuhred Hamsa, Bagdads höchsten Richter,
Trat Moraveddi, der berühmte Dichter,
Und klagte ihm: — „Unrecht ist mir gescheh'n:
Ein Mädchenauge, das mich angeseh'n,
Hat mir geschlagen eine Liebeswunde,
Die brennt nun tief in meines Herzens Grunde
Mit allen Qualen glüh'nder Leidenschaft,
Und zehrt mir fort die beste Jugendkraft.
Wohl kämpf' ich um die Feindin zu bezwingen,
In mir ringt jeder Puls mit meiner Schmach,
Umsonst jedoch, ich bin zu krank, zu schwach.
Und doch würd' meine Rettung mir gelingen,
Und lindern müßte meine Pein sich bald,
Wollt' hören die nur, deren Blicks Gewalt
Den Flammenpfeil in meine Brust getrieben,
Daß ich durch ihn gezwungen sie zu lieben. —

Sie aber lacht mit keckem Uebermuth
Und spottet meiner, und der Wünsche Glut
Doch angefacht von ihr, mich zu bethören.
Herr, ewig hin ist meiner Seele Ruh,
Ist meines Lebens Glück und Heil, wenn Du
Ihr nicht befiehlst, mich endlich anzuhören."

„Dein Fall," entgegnete der würd'ge Greis,
„Ist einer, wo ich keine Hilfe weiß,
Denn nicht geziemt es mir, von Amtes wegen
Der Gläub'gen irgend einem aufzulegen
Zu hören, was er selbst nicht hören will,
Es wären denn die Worte des Propheten;
Kannst Du in Dir die Leidenschaft nicht tödten,
So trag' den Schmerz, den sie bereitet, still
Und übe Dich im Dulden und Entsagen,
Wer Ketten nicht zerbricht, der muß sie tragen."

II. Worte ohne Liebe.

Wie tief der Kadi Moraveddi's Sinn,
Durch seines Urtheils Strenge auch betrübte,
Der Dichter gab sich würdevoll ihm hin,
Indem er schweigenden Gehorsam übte.
Heimkehrend in die öde Einsamkeit
Des eig'nen Hauses, schloß er dort die Thüre,
Und Niemand wußte darauf läng're Zeit,
Was ihn beschäft'ge und was er vollführe.
Als Nuhred Hamsa davon Kenntniß nahm,
Schritt zürnend er zu Moraveddi's Wohnung,
Und dort ihn findend, ganz versenkt in Gram,
Schalt er sein Liebessiechthum ohne Schonung,
Und nannte sein Gebresten, Phantasie,
Erzeugt vom Wahn und falschem Geist der Lüge,

Die seine Jugend um ihr Glück betrüge,
Den bess'r'n Regungen die Kraft entzieh',
Und ganz unwürdig sei der Dichtergabe,
Die er von der Natur empfangen habe.

„Schilt nicht so mitleidsloser Weise mich",
Entgegnete ihm Moraveddi milde,
„Es ist Dein eig'ner Richterspruch, der sich
Abspiegelt in dem traurigen Gebilde,
Worin Dir meine Gegenwart erscheint,
Hast Du doch selbst die Hilfe mir verneint!
Als Du verwarfst mein unfreiwillig Lieben,
Da flüchtete ich zum geheimsten Raum,
In meiner Brust, zum Liede und zum Traum,
Die, mir zum Troste, Gott hineingeschrieben.
Ist Dichtung doch zunächst verwandt dem Traum,
Der uns'rer Wünsche Zauberspiel entfaltet
Und aus der Phantasie bewegtem Schaum
Ein faßlich Bild für Aug' und Herz gestaltet,
Der aus sich spricht im neidenswerthen Hang,
Die unsichtbaren Regungen der Seelen,
Des Geistes Leben, der Empfindung Drang,
Als Lied harmonisch wieder zu erzählen. —
Sieh dieses Palmenblatt, von Gold umsäumt,
Was ich empfinde steht darauf geschrieben,
Wie Jugend schwärmen kann, wie Hoffnung träumt,
Die Seligkeit und auch die Pein zu lieben.
Als Kläger von Dir abgewiesen zwar,
Wirst Du doch nicht verbieten mir zu dichten:
Laß dieses Lied darum an Die mich richten,
Die meinem Herzen so gefährlich war,
Durch ihrer Stimme Zauber mich entgeistert,
Mit ihres Mundes Athem mich berauscht,

Und als ich, ohne Willen, ihr gelauscht,
Gleich eines Sklaven meiner sich bemeistert,
Und dabei thut, als sei mir recht gescheh'n. —
Herr! Laß in diesem Lied mich ihr gesteh'n,
Wie ich sie liebe und wie sehr ich leide.
Mein Schmerz war lange ihrer Augen Weide,
Erbarmungsvoller ist vielleicht ihr Ohr;
Wird doch im Volk bezeichnet es als Thor,
Durch das sich Liebe drängt in Frauenherzen.
Herr, Du bist alt, fremd sind Dir solche Schmerzen,
Wie jetzt das Leben meiner Jugend bringt,
Doch, wenn nur ein Gefühl Dich noch durchdringt,
So steh' nicht länger an, mich zu erhören.
Es tobt in mir ein gährender Vulkan,
Soll der mich nicht mit seiner Glut zerstören,
So gieb ihm frei nach außen eine Bahn!"

„Wär' Deinen Wünschen das Gesetz entgegen,"
Sprach da der Kadi, „dessen Mund ich bin,
Dann möcht' die Flamme in Dir immerhin
Zu Staub und Asche Dein Gebeine legen,
Nicht ändern könnt' ich's, wenn ich's auch beklagt.
In unsres Glaubens Lehren aber sagt
Zu Deinen Gunsten der Prophet: — Im Handeln
Und Reden soll auf Erden der Poet,
Selbst wenn er seine eig'ne Straße geht,
Sie ungefährdet vor den Menschen wandeln,
Sein Weg ist nicht der breite Weg der Welt. —
Damit hat selbst Dein Urtheil er gefällt;
Zwar steht im Koran nirgendwo geschrieben,
Daß, wenn Du liebst, man dich soll wieder lieben,
Doch träumen oder dichten magst Du frei,
Und gebe Gott, daß Dir zum Heil es sei." —

III. Die Namenlose.

Im Morgenlande wird erzählt die Sage,
Und hat im Volke Glauben überall;
Ihr schönstes Lied sing' erst die Nachtigall,
Wenn einen Dorn in ihrer Brust sie trage,
Der unbemerkt bis in ihr Herz sich sog,
Als einer Rose sie zu nahe flog;
So daß, mit ihrer Töne höchsten Fülle,
Halb Qual, halb Lust, ihr Blut zugleich entquille.
Von solcher Lust, von solchen Qualen voll,
War jenes Lied (es galt auch einer Rose)
Des Dichters an die schöne Namenlose,
Das, schnell bekannt, von Mund zu Munde scholl.
Es war so trüb', als ob es nur gestände
Verschmähter Neigung hoffnungsarmen Schmerz;
Als ob in ihm ein sich verblutend Herz,
Den ganzen Gram, den es umschloß, gestände.
Und klang dabei so lieblich, daß es schien,
Als hab' darauf, in glücklicheren Tagen,
Der Dichter jeden Zauber übertragen,
Den die Natur der Reizenden verlieh'n,
Die so verderblich seiner Ruh' gewesen.
Auch konnt' es Niemand ohne Wehmuth lesen;
Denn selbst die Roh'sten, deren kalte Brust,
Von ähnlicher Empfindung nie gewußt,
Sah'n sich ergriffen von dem heil'gen Triebe,
Von der Gewalt der mächt'gen Leidenschaft,
Die klar und rein in Moraveddi's Liebe
Emporgelodert mit der stärksten Kraft. —
Daß solche Glut, mit solchem Leid verbündet,
So schmerzensvoller Sehnsuchtsdrang sich nicht

An Phantasiegebilden nur entzündet,
Daß Höh'res, als ein schönes Angesicht,
Sein Lied beseelt zum herrlichsten Entzücken
In Ton und Bild, stand klar vor Aller Blicken
Und laut ertönte überall das Lob,
Womit ihn seine Vaterstadt erhob.

Doch schneller als am Firmament die Wolke,
Als Sand der Wüste in des Windes Spur,
Verwandelt Gunst zu Ungunst sich im Volke,
Wie Moraveddi selbst zu bald erfuhr;
Denn wenig Wochen waren kaum vergangen,
Als schon bei Bagdads Töchtern das Verlangen,
Zu kennen seiner Liebe Gegenstand,
Den Reiz und die Bewund'rung überwand,
Die sich zuerst in jedem Busen regte. —
In stiller Neigung, die für ihn sie hegte,
Enthielt sogar, getäuscht durch sein Gedicht
Und durch ihr Herz, sich eine Jungfrau nicht,
Der Freundin als Geheimniß zu bekennen:
Sie dürfe sich die Auserwählte nennen;
Der Freundin, deren Herz sich doch gestand,
Daß Moraveddi ihr sich zugewandt,
Wie eifrig beides auch schon von der dritten,
Und vierten ward geläugnet und bestritten,
Weil jede, der sein Lied vor Augen kam,
Das Recht daran für sich in Anspruch nahm;
Bis sich die Mädchen und die Frauen alle
Im ganzen Bagdad sah'n im gleichen Falle,
Und Markt und Straßen, räumlich doch und weit,
Vom früh'sten Tag voll Müssiggänger standen,
Weil überall begann ein neuer Streit,
Wo zwei von jenen sich zusammenfanden,

Am Ende ward so heftig er entflammt,
So schonungslos betrieben, daß gesammt
Bagdads Bewohnerinnen vor den Richter
Die Sache brachten, damit er dem Dichter
Es auferlege, was auch mög' gescheh'n,
Der Namenlosen Namen zu gesteh'n.

IV. Die Rechtfertigung.

Als Nuhred Hamsa ihr Gesuch vernommen,
Ließ er noch einmal Moraveddi kommen,
Und schalt ihn zürnend, weil er trieb ein Spiel
Mit fremder Herzen heiligem Gefühl;
Weil er mißbraucht im frevelnden Entweihen
Die aus dem Paradies entstammte Kunst,
Um zu erlangen unerlaubte Gunst
Und böse Saat der Zwietracht auszustreuen.

Der Dichter aber sah ihn ruhig an,
Ließ seinen Blick kaum um die Mädchen gleiten,
Die ihn gefordert vor des Kadi's Bann,
Und sprach gefaßt: „Läßt sich darüber streiten,
Wer jene ist, die meine Seele liebt,
Weil mein Gedicht ihr keinen Namen giebt?
Du weißt, nur Einer ist mein Herz gewogen,
Und nur für sie sing' meine Lieder ich;
Trag' ich die Schuld, daß jegliche auf sich
Die Huldigung, die darin liegt, bezogen?
Entscheide selbst. — Wenn jenen Stein ich preise,
Dem wunderbar ein Feuermeer entsprüht,
Der, wie den Magus zu dem Zauberkreise,
Mein innerstes Verlangen an sich zieht;
Der unvergleichbar für den Menschen bliebe,
Säh' er den Thau nicht, der im Auge strahlt,

Wenn sich der stille Ausdruck heil'ger Triebe
Auf seines Spiegels klarem Grunde malt!
Kann da, wie werthvoll er sich auch erwiesen
Wie kostbar seine Schönheit man ermaß,
Der klare goldgesprenkelte Topas,
Der hellste, ätherblauste der Türkisen,
Kann selbst der funkensprühende Rubin,
Des Liedes Huldigung auf sich bezieh'n,
Dem edelsten der Steine zugewandt?
Nein, nur der lichtgefüllte Diamant,
Darf sich in seinem Selbstgefühle sagen:
Das Herz des Sängers könne ihm nur schlagen. —

Und wenn ich eine Blume dann besinge,
Die lieblichste, die Gottes Aug' bescheint,
Die wunderbar in ihrem Blätterringe
Des Ambra's Duft, des Morgens Purpur eint;
Wenn ich ihr schüchternes Erröthen preise,
Der Anmuth Reiz, der schamhaft sie umhaucht;
Wenn sich im Flug ein Abendfalter leise
In ihren Kelch mit durst'ger Lippe taucht;
Wenn ich, bezaubert von den Farbenstrahlen,
Die wechselnd sich auf ihren Wangen malen
Es ihr bekenn' mit willenlosem Sinn:
Sie nur sei meines Herzens Königin
Und werd' es sein in jedem Lebensloose —
Darf dann, wie schön die übrigen auch sind,
Gesteh'n sich eine and're als die Rose,
Sie müß' es sein, die Moraveddi nimmt? —

Und preise ich den Himmelsstern voll Klarheit,
Der meiner Seele Leben giebt und Licht,
Aus dessen reinem Silberschein die Wahrheit
Der schwersten Tugend, Selbstverläugnung spricht;

Den Stern, der wandelnd durch des Aethers Räume,
Der Jungfrau Blicke und des Jünglings Träume,
Der Liebe Klage und der Sehnsucht Lied,
Seit Edens Schöpfungstagen auf sich zieht;
Ihn, der allein zum lebensvollen Bilde
Der Frauenanmuth und der Frauenmilde
Ein rechtes Bild dem Künstlersinne giebt —
Darf da, wie hell die übrigen auch brennen,
Ein and'rer als der Mond es sich bekennen,
Er müss' es sein, den Moraveddi liebt,
Den meine Brust als Stern in sich getragen,
Vor dem erblüht mein Erdenparadies? —
„Und welche" (hörte man den Kadi fragen
Indem er auf den Kreis der Mädchen wies)
„Von diesen nennst Du Deinen Mond?" — „Bei diesen,"
Sprach da der Dichter, seinen Blick gesenkt,
„Siehst Du ihn nicht, nie hätte mich gekränkt
Der Mond, den ich im Liede so gepriesen,
Durch eine Klage." — „Dann sind abgewiesen",
So lautete des Kadi's letztes Wort,
„Für immer sie, und die es wagt hinfort,
Noch einmal wider Dich sich zu erheben,
Die soll Dir dienen durch ihr ganzes Leben.

V. Liebe ohne Worte.

Ernst vor dem würd'gen Greise sich verneigend,
Schritt Moraveddi durch der Mädchen Reih'n,
Und stand nach wenigen Minuten schweigend,
Auf Bagdads altem Brunnenplatz allein.
Der Menge fern, die hier ihn nicht erreichte,
Bezwang er länger nicht sein wundes Herz,
Und ließ es selbst geschehen, daß der Schmerz
Mit einer Thräne seine Wangen feuchte.

Da ging den Wasserkrug in ihrer Hand
Unschlüssig, welche Richtung sie erwähle,
Vorüber die Geliebte seiner Seele,
Und sich verweilend an des Brunnens Rand,
Begegnete ihr Auge seinem Blicke.
Ihr Aug', das jetzt noch schien voll Uebermuth,
Wodurch sie scheu der eig'nen Neigung Glut,
In ihrem Busen hielt vor ihm zurücke,
Da ihre Schüchternheit den Muth nicht fand,
Frei ihr Gefühl dem Theuren zu gestehen,
Seit diese Liebe sie als Gegenstand
Der Neugier ihrer Vaterstadt gesehen.

Doch als sie jetzt ihn traf in seinem Gram,
Der aus der Seele tiefsten Tiefen kam,
Als sie sein Auge, sonst voll Glanz und Leben,
Verdunkelt sah vom Schmerz, den sie ihm schuf,
Verstummt den Mund, der so beredt noch eben,
Vor aller Welt erhoben ihren Ruf:
Da schlug ihr Herz mit allgewalt'gen Schlägen,
Kaum mehr sich selbst bezwingend ihm entgegen,
Und dennoch es verbergen wollend, schritt
Hinab zum Brunnen sie mit raschem Tritt,
Die Brust bewegt, wenn auch die Lippe schweigend. —
Er aber folgte, und zu ihr sich neigend,
Sprach er: „Mich dürstet, füllst Du Deinen Krug
Nicht auch für mich, daraus mich zu erquicken?"
Und als verwirrt ihr Aug' sie niederschlug,
Aus Furcht, es sprech' ihr Herz aus ihren Blicken,
Da flossen in der spiegelklaren Flut
Der Jungfrau und des Jüngling Bild zusammen,
Und der Empfindung fessellose Glut
Entbrannte heiß in eines Kusses Flammen,

Als hätten ihre Seelen, seit der Zeit,
Da Gott sie schuf in Edens Morgenstunden,
Sich schon gesucht, und für die Ewigkeit
Nicht mehr zu trennen, endlich aufgefunden.
Gewechselt zwischen ihnen ward kein Wort,
Zum Tempel nur, daß sich ihr Bund besiegle
Zog rasch, als ob der Himmel ihn beflügle,
Der Dichter sein geliebtes Mädchen fort.
Und als der Abend klar und mondenhelle,
Den Sternenmantel über Bagdad schlug,
Da hing der Kranz auf Moraveddi's Schwelle,
Den seine Braut zum Hochzeitsschmucke trug.

Ueber die kleinen Planeten.

Von H. v. Mädler.

Die großen Bereicherungen, welche alle Wissenschaften dem 19. Jahrhundert verdanken, stützen sich ihrer Mehrzahl nach auf Grundlagen, welches bereits das 18. oder noch frühere gelegt hatten. Nicht wenige jedoch müssen auch in dieser Beziehung ihm ganz und ungetheilt zugeschrieben werden, und hierzu gehört vor allem die Welt der kleinen Planeten, von der man vor dem Beginn desselben nichts wußte, und höchstens nur unbestimmte Vermuthungen wagte, da kein einziger dieser Körper weder gesehen war, noch sonst nachgewiesen werden konnte.

Jene Vermuthungen waren veranlaßt durch die große Lücke zwischen Mars und Jupiter, welche die sonst ziemlich regelmäßig fortschreitende Progression unterbrach und schon bei Kepler die Meinung erregte, daß hier ein noch nicht gesehener Planet laufen möge. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts machte zuerst Titius (in seiner Uebersetzung von Bonnet's Briefen), später zu wiederholten Malen Bode auf diese Lücke aufmerksam, was verschiedene zum Theil ganz wunderliche Vorschläge, ihn aufzufinden, veranlaßte. So standen die Sachen bis zum 31. December 1800.

Der Theatinermönch Joseph Piazzi, Director der vom König Ferdinand von Neapel errichteten Sternwarte Palermo, beschäftigte sich schon seit 1792 mit eifrigen und beharrlich fortgesetzten Beobachtungen, zum Behuf der Anfertigung seines großen mit Recht berühmten Fixsternkatalogs. Dabei bediente er sich zur Aufsuchung der wichtigern Sterne eines von Wollaston angefertigten, sehr mangelhaften Verzeichnisses. Einer dieser Sterne war am Himmel nicht aufzufinden (er war, wie sich

später zeigte, durch eine Verwechselung in Wollaston's Register gekommen). Indem Piazzi die Umgegend des vermißten Sternes (am 1. Januar 1801) genauer untersuchte, traf er auf einen andern, früher noch nicht gesehenen Stern, dessen Ort er bestimmte.

Am folgenden Tage wollte er die Beobachtung wiederholen, und fand den Stern des vorigen Abends nicht am betreffenden Orte, dagegen in einer kleinen Entfernung einen ähnlichen, gleichfalls früher nicht gesehenen.

Da auch der dritte Abend der neu gesehene Stern abermals an einem andern Orte, der aber mit beiden Oertern des 1. und 2. Januar eine gerade Linie bildete, gefunden ward, so konnte Piazzi nicht länger zweifeln, daß er, und zwar gerade am Neujahrhundertstage, einen Wandelstern gefunden habe, der dem Sonnensystem angehören mußte. Er setzte die Beobachtungen eifrig fort bis ihn gegen die Mitte Februars eine bedenkliche Krankheit an's Siechbett fesselte. Nach seiner Genesung war der Stern verschwunden, augenscheinlich in der heranrückenden Dämmerung.

Piazzi glaubte einen Kometen gefunden zu haben und theilte die Nachricht noch vor seiner Erkrankung verschiedenen Astronomen und auch Bode in Berlin mit. Dieser war nach genauer Vergleichung der Daten der Meinung, es sei vielmehr ein Planet, und zwar der so lange zwischen Mars und Jupiter vermuthete, eine Muthmaßung, der nach einigem Zögern auch der Entdecker selbst beitrat und den neuen Planeten Ceres taufte.

War es wirklich ein Planet, und zwar der vermuthete, so mußte er im Herbste 1801 zuerst am Morgenhimmel wiedererscheinen. Allein er war dem bloßen Auge nicht sichtbar, mußte also als teleskopischer Stern aufgesucht werden, und dies war nur dann mit einiger Sicherheit zu hoffen, wenn man wenigstens annähernd richtige Bahnelemente zum Grunde legen konnte.

Es erschien aber selbst den erfahrensten und tüchtigsten astronomischen Rechnern zu mißlich, aus den wenigen Piazzi'schen Beobachtungen solche Elemente abzuleiten und die erhebliche Verschiedenheit der versuchsweise berechneten Bahnen schien diesen Zweifel zu rechtfertigen. Man konnte sich die Gefahr nicht verhehlen, daß der Planet in seiner zweiten Er-

scheinungsperiode nicht wiedergefunden und dann vielleicht auf immer verloren sein möchte, um so mehr als October, November und December 1801 verflossen waren, ohne daß es den eifrigsten Nachsuchungen gelungen wäre, eine Spur der Ceres zu entdecken.

Unter den Berechnern hatte sich auch ein junger noch unbekannter Mann, Dr. Gauß in Göttingen, an der Aufgabe versucht und dabei ein von ihm selbst entwickeltes Verfahren angewandt, um nicht blos eine hypothetische Kreisbahn, sondern eine elliptische zu erhalten, deren Excentricität nicht vorausgesetzt, sondern aus den Beobachtungen selbst gefolgert wurde. Allein es scheint, daß die Astronomen zu der Erstlingsarbeit eines ihnen noch nicht anderweitig bekannten Rechners kein sonderliches Vertrauen hatten. Nur der scharfblickende Olbers fand in Gauß' Rechnung eine so strenge innere Consequenz und gleichzeitig eine solche Selbständigkeit, daß er, nachdem er andere Bahnen mehrfach, aber erfolglos versucht, die des Dr. Gauß zum Grunde legte und mit dieser so glücklich war, die schon fast aufgegebene Ceres gerade am Jahrestage ihrer Entdeckung (1. Januar 1802) wiederzufinden. Mit Zuziehung dieser neuen Beobachtungen konnte nun leicht die Bahn so scharf bestimmt werden, daß ein abermaliges Verlorengehen nicht zu befürchten war. Die planetarische Natur des neuen Weltkörpers war nun außer Zweifel, die Lücke zwischen Mars und Jupiter aufs glücklichste ausgefüllt und die erste Nacht des neuen Jahrhunderts durch eine der glänzendsten Entdeckungen auf ungehoffte Weise verherrlicht.

Wenn gleich die Kleinheit und Lichtschwäche des neuen Planeten, einiges Befremden erregte, so hatte doch Niemand eine Ahnung von dem was nachfolgen sollte. Olbers, schon durch seine früheren Kometenforschungen und jetzt durch die Ceresaufsuchung mit den Einzelheiten des Himmels vertrauter als die meisten andern Beobachter, durchforschte jetzt mit erneutem Eifer die Region, in welcher die Planeten sich bewegen, und fand bei diesen Beobachtungen einen zweiten ähnlichen Weltkörper (am 28. März 1802). War es schon der Ceres nicht ganz leicht geworden ihr Recht als Planet zur Anerkennung zu bringen, so sollte der neueste Findling es noch schwieriger finden. Er überschritt so erheblich

die Grenzen der Zone, innerhalb welcher die alten Planeten und auch Ceres sich hielten, daß schon dies Zweifel erregte; er zeigte sich ferner so stark excentrisch wie kein anderer Planet; und zum Ueberfluß glaubte noch Schröter, ein namhafter Beobachter, um ihn herum eine Nebelhülle zu erkennen, deren Höhe er auf 146 Meilen berechnete. Alles dies deutete so sehr auf etwas Kometenartiges, daß eine geraume Zeit hindurch Niemand eine Entscheidung wagte.

Allein die Nebelhülle Schröters verschwand in schärferen Werkzeugen; die immerhin sehr große Excentricität zeigte sich doch mäßiger als man anfangs zu finden glaubte, und der ganze Habitus unterschied sich immer bestimmter von einem Kometen, sodaß man zuletzt nicht umhin konnte, „Pallas“ als neunten Planeten anzuerkennen. Seine Umlaufszeit und Entfernung unterschied sich von der der Ceres so wenig, daß man lange Zeit hindurch nicht mit Gewißheit angeben konnte, auf welcher Seite der geringe Ueberschuß zu suchen sei.

Bei genauer Vergleichung des beiderseitigen Laufes der Ceres und Pallas ergab sich, daß in einer Gegend des Himmelsraumes, wo der gemeinschaftliche Knotenpunkt beider Bahnen liegt, ihre Entfernung von einander nur sehr gering ist. Dies und die fast gleiche Umlaufszeit erregten bei Mehreren, auch bei Olbers, die Vermuthung einer ursprünglich unmittelbaren Zusammengehörigkeit beider. Man habe jetzt nur gleichsam die übrig gebliebenen Trümmer eines ehemaligen größern, aber durch irgend eine Katastrophe zerstörten Weltkörpers vor Augen, und da es nicht wahrscheinlich sei, daß nur zwei Fragmente übrig geblieben, so werde man deren wohl noch mehrere antreffen, die sämmtlich jenen Knotenpunkt gemeinschaftlich hätten als denjenigen, wo der einstige größere Planet bei diesem Vorgange gestanden. Dieser Punkt (im nördlichen Flügel des Sternbildes der Jungfrau) und der gegenüberliegende in den Fischen, verdienten also vorzugsweise untersucht zu werden und man werde hier noch mehr „Planetoiden“ finden.

Harding in Göttingen begann damals seine großen Himmelskarten, welche nicht, wie fast alle frühern, blos die glänzendern Sterne, sondern auch die blos teleskopischen, soweit irgend die Beobachtungen

reichten, aufzunehmen bestimmt waren. Auf Olbers Rath und Aufforderung richtete er seine besondere Aufmerksamkeit auf diese Gegenden, und nicht ohne Erfolg. Am 1. September 1804 entdeckte er die Juno, welche den gemachten Voraussetzungen ziemlich gut entsprach. Ihre Bahn ist noch etwas excentrischer als die der Pallas, allein man fand jetzt an solchen Abweichungen nichts Befremdendes mehr, und Gauß bedurfte nur so kurze Zeit zur Bahnbestimmung, daß die Nachricht von der Entdeckung und die ersten Elemente des Laufes der Juno fast zu gleicher Zeit bei den auswärtigen Astronomen anlangten.

So war nunmehr Methode in die Nachforschungen gebracht worden, und es gab zwei Zeiten des Jahres und zwei ihnen entsprechende Regionen der Ekliptik, wo die Aufsuchung mehr Erfolg versprach als in andern Jahreszeiten und Himmelsregionen. Und so war die nun folgende Entdeckung der Vesta, wie Olbers selbst in seinem Schreiben an Bode sich ausdrückt, eigentlich kein Zufall. Sie erfolgte am 29. März 1807, und wäre, nach des Entdeckers eigenem Urtheil, sicher schon vierzehn Tage früher erfolgt, wenn nicht trübes Wetter sie verhindert hätte.

Auch Vesta nimmt Theil an jener oben bezeichneten gemeinschaftlichen Region, und nun, sollte man meinen, fehlte nichts mehr an der Gewißheit jenes obenerwähnten Ursprungs, und Olbers geniale Idee hatte den glänzendsten Triumph gefeiert? Hören wir den großen Mann selbst. „Ich lasse die Wahrheit oder die Falschheit meiner Idee dahingestellt sein, und benutze sie nur, wozu Hypothesen überhaupt dienen sollen, uns bei Beobachtungen zu leiten.“ Das ist die Vorsicht und Behutsamkeit des wahren Forschers, die ihn höher ehrt und den sicheren Fortschritt besser verbürgt, als das genialste System, wie wir es zuweilen mit vorschneller Kühnheit auf Grund weniger und oft selbst unsicherer Wahrnehmungen auferbauen sehen, um nach kurzem Glanze vergessen zu werden.

Das Verdienst des seltenen Mannes, der als vielbeschäftigter Arzt die Astronomie nur zu seiner Erholung trieb — o, möchten doch Viele so arbeiten, wie Olbers sich erholte! — beschränkt sich in der Planetoidenwelt nicht auf die beiden ihm ausschließlich angehörenden

Pallas und Vesta. Man sieht aus der obigen Darstellung, daß ohne ihn Ceres wahrscheinlich nicht wiedergefunden, Juno nicht entdeckt worden wäre. Er hat mehr gethan als sie blos aufgefunden — er hat gelehrt sie zu suchen. In stürmischer, trost- und hoffnungsloser Zeit, in den Tagen von Deutschlands tiefster Erniedrigung, hat er dem wissenschaftlichen Ruhme seines Vaterlandes ein Sternendenkmal errichtet, wie wir kein ähnliches am Himmel gewahren. Gleich dem nie erlöschenden heiligen Feuer, behütet von der Göttin, die seinem letzten Planeten den Namen lieh, hat die Flamme der Wissenschaft als rettender Pharos diesem Lande geleuchtet, als es am Rande des Unterganges stand und sonst überall vergebens nach einem Strahl der Hoffnung spähte, und unter den Bewahrern dieses heiligen Feuers war er der Edelsten einer.

Nach fast vierzigjährigem Stillstande hat eine neue, und augenscheinlich noch bei weitem nicht abgeschlossene Reihe ähnlicher Entdeckungen begonnen, und man hat oft und vielfach gefragt, woher diese Erscheinung? Waren ja doch diese zwischenliegenden Jahre nichts weniger als Jahre des Verfalles, sondern gerade umgekehrt des rüstigsten Aufschwunges.

Die Antwort wird sich in Folgendem ergeben.

Olbers hat nach Entdeckung der Vesta noch bis zum Jahre 1817 nach neuen Planeten, diesmal jedoch erfolglos, gesucht; später hinderte ihn bei zunehmendem Alter die Schwäche seines Auges, diese anstrengenden Forschungen weiter zu verfolgen. Die von 1801—7 entdeckten vier Planetoiden sind die hellsten und am leichtesten sichtbaren der ganzen Gruppe. Von allen, welche das letzte Jahrzehend uns kennen lehrte, hätten Olbers mäßige Hilfsmittel keinen einzigen zeigen können.

Nun hätte man allerdings, besonders seit Fraunhofer's Arbeiten, mit großen Achromaten — die eigentlichen Teleskope sind wegen ihrer schwierigen und zeitraubenden Handhabung zu solchen Entdeckungen ungeeignet — die Untersuchungen fortführen können; allein es trat ein wichtiger Umstand ein, der Stillstand gebieten mußte.

So lange noch Körper wie Ceres und die andern drei alten Planetoiden zu suchen waren, genügte die Vergleichung der mit bloßen Augen sichtbaren Sterne und etwa noch der zunächst darunter stehenden Größen-

classe, und ihre Zahl ist eine verhältnißmäßig nicht übergroße. Dagegen Körper wie Asträa und die übrigen der neuen Reihe sind beträchtlich lichtschwächer und man muß mindestens vier bis fünf teleskopische Größenclassen mitnehmen, wodurch die Zahl der zu untersuchenden Objecte hoch in die Hunderttausende geht. Hier ist ein Erfolg, wenn man sich nicht gänzlich dem Zufall überlassen und auf den blinden Zug eines großen Looses zählen will, nur zu hoffen, wenn alle diese Sterne in genauen Sternkarten niedergelegt sind. Die älteren Verzeichnisse, selbst die trefflichen Harding'schen Karten nicht ausgenommen, sind in dieser Beziehung unzureichend. Neue Hilfsmittel mußten geschaffen werden: Karten in denen mit möglichster Sicherheit eine Gewähr geboten war, daß auch von diesen kleineren Sternen keiner fehlte. Dies aber forderte ein langjähriges Zusammenwirken vieler Astronomen.

Die Berliner Akademie entwarf 1824 einen Plan zur Anfertigung solcher Karten, bei denen der Himmelsraum, oder vielmehr zunächst nur eine Zone von 30 Grad Breite um den Aequator herum, in vierundzwanzig Sternstunden getheilt und diese unter vierundzwanzig Astronomen repartirt werden sollten. Nicht alle sind mit ihren Blättern zu Stande gekommen, einige rief vor Vollendung derselben der Tod ab, oder sie wurden veranlaßt, sich andern Beobachtungen zu widmen. Noch jetzt fehlen einige Blätter zur Vollendung der ganzen Zone.

Indeß so treffliche Dienste diese Karten auch schon geleistet haben, und nach ihrer gänzlichen Vollendung noch leisten werden, so sind doch auch sie noch nicht speciell genug zur Auffsuchung der kleinsten jetzt bekannten Planetoiden. Deshalb haben Henke, Chacornac, Graham u. a. Entdecker eine beschränktere Zone von nur wenigen Graden um die Ekliptik herum, aber in größerem Maßstabe und auch die kleinsten Sterne enthaltend, mit großer Aufopferung an Zeit und Mühe entworfen, um möglichst sicher durch sie geleitet zu werden. Viele der kleinen Planeten sind schon bei Anfertigung dieser Karten selbst entdeckt; andere werden folgen nach ihrer gänzlichen Vollendung.

Hand in Hand mit diesen geographischen Arbeiten vervollständigten und erweiterten sich die Sternkataloge, an denen es früher fast gänzlich

gemangelt hatte. Durch Hilfe dieser Kataloge erhielt man für jede Gegend des Himmels genaue Sternpositionen und konnte so die vermuthete Bewegung sicher constatiren.

Und zu diesen, vom größern Publikum wenig gekannten und noch weniger gewürdigten wesentlichen Hilfsmitteln gesellte sich noch ein drittes, welches die Masse gewöhnlich allein ins Auge faßt, wenn von zu hoffenden neuen Entdeckungen die Rede ist — die stärkeren Fernröhre. Sie werden sicher noch Verbesserungen erfahren, und wenn die andern vorstehend erwähnten Requisite mit diesen Verbesserungen gleichen Schritt halten, wird manche jetzt noch nicht geahnte Entdeckung gemacht werden. Doch ist noch Eines zu erinnern, was bisher viel zu wenig Beachtung fand. Ein meistens nebelumflorter oder gänzlich trüber Himmel, ein rauhes, stürmisches Klima müssen auch die großartigsten Hilfsmittel in ihrer Wirkung mehr oder weniger paralysiren, eine zu hohe nördliche Breite und in Folge derselben ausfallende Sommernächte den besten Theil der Ekliptik so gut als unsichtbar machen. Wundere man sich nicht darüber, daß von allen neuentdeckten Planeten kein einziger diesseit des 52. Breitengrades gefunden wurde, obgleich gerade in diesem Erdstrich die kraftvollsten und lichtstärksten Instrumente stehen. Es wird nie anders sein können: sehr bedeutende Zweige der Astronomie, und darunter die neuen Entdeckungen im Sonnensystem, werden stets den gemäßigten Breiten zufallen; hier sind die klimatisch günstigen, eines vorherrschend heiteren Himmels in allen Jahreszeiten sich erfreuenden Gegenden auszuwählen, um große Sternwarten zu gründen.

Dann, aber auch nur dann, wird man von der verstärkten Kraft der optischen astronomischen Werkzeuge wahren und erheblichen Gewinn für die Wissenschaft ziehen.

Die neue Reihe der Entdeckungen begann an einem Orte und durch einen Beobachter, deren Namen jetzt zum ersten Male in den Annalen der Sternkunde genannt wurden. Der Postmeister Henke zu Drießen in der Neumark kündigte zum allgemeinsten Erstaunen in der Berliner Zeitung vom 12. December 1845 an, daß er am 8. einen neuen Planeten gefunden habe, dessen Ort er bezeichnete. Auf der Berliner Sternwarte

sah man nach und fand die Angabe bestätigt. Alles beeiferte sich um die „Asträa" scharf zu beobachten und noch vor Schluß des Jahres waren schon die ersten genäherten Elemente bestimmt.

Es folgte die Hebe im Sommer 1846, die gleichfalls Hencke entdeckte, bald auch die von Hind entdeckte Iris und andere in rascher Folge, und Deutschland, England, Frankreich, Neapel und Nordamerika sind die Länder, denen sie angehören. (Neptun, der errechnete, gehört zwar in dieselbe Zeitfolge, aber nicht in dieselbe Classe von Entdeckungen.) Die Anzahl der kleinen Planeten, mit Hinzurechnung der vier früheren, ist bis zum 12. Januar 1856 bis auf achtunddreißig gestiegen. Ihnen fügte am 8. Februar 1856 Chacornac einen neununddreißigsten, Leda, hinzu *). Ihnen allen sind mythologische oder doch mythologisch geformte Namen ertheilt worden, und zwar ausschließend weibliche, während sich unter den von den Alten benannten Hauptplaneten nur eine einzige Göttin, Venus, befindet.

Die anfänglich hervorgehobene gemeinschaftliche Durchgangsregion ist für die Gesammtheit aufzugeben. In der That durchschlingen sich die Bahnen auf die mannichfaltigste Weise, ohne daß wir irgend ein gemeinschaftliches Princip bis jetzt aufzufinden vermochten. Die geringste mittlere Entfernung hat Flora (46 Millionen Meilen), die größeste Euphrosyne (65 Mill.). In ihrem Perihel kommt der Sonne am nächsten Melpomene (37 Mill.); im Aphelio entfernen sich am weitesten Polyhymnia und Euphrosyne (79 Mill.). Es ist also jetzt nichts weniger als eine schmale Zone, wie man es nennen konnte als erst drei dieser Körper entdeckt waren: ihre Mächtigkeit beträgt 19 Mill. Meilen, wenn man nur die mittleren Entfernungen, und 42 Mill., wenn man die extremen Distanzen vergleicht. Die unterste Grenze kommt der Marsbahn schon so nahe, daß diesseit derselben wohl kaum auf neue derartige Entdeckungen zu zählen ist, nach der Seite des Jupiter hin aber könnte sie sich woh noch erheblich erweitern, da hier der Abstand über 40 Mill.

---

*) Bis zum 23. Mai 1856 war schon der zweiundvierzigste, Isis, zwischen Mars und Jupiter von Pogson in Oxford entdeckt worden. Spätere Anm. d. H.

beträgt. Nur wird die Schwierigkeit der Entdeckung so kleiner Körper in solcher Ferne uns sehr selten einen Fund gestatten.

Die Umlaufszeiten gehen von 1193 Tagen (Flora) bis 2048 (Euphrosyne). Der älteste Planetoid, Ceres, gebraucht 1625 Tage. Bei mehreren ist die mittlere Entfernung so nahe gleich, daß die Umlaufszeit noch nicht um Einen Tag sich unterscheidet. Sie beträgt z. B. bei Atalante und Pallas sechzehn Stunden, bei Metis und Iris sechsundzwanzig u. s. w.

Die Excentricitäten sind zwar im Ganzen, aber bei weitem nicht in allen Einzelfällen größer, als bei den alten Planeten. Die geringste von 0,058 zeigt Fides, und nächstdem Ceres (0,077); die größten dagegen Polyhymnia (0,337) und Atalante (0,294). Polyhymnia erblickt die Scheibe der Sonne in ihrem Perihel viermal größer als im Aphel, sie wird in ersterem 3⅗ Mal, in letzterem fünfzehn Mal schwächer als die Erde von der Sonne beleuchtet.

Unter den Neigungen der Bahnen finden sich siebzehn, welche die größte bei den alten Planeten (7 Grad bei Mercur) überschreiten. Die stärksten sind die der Phocaea (21° 36′), Euphrosyne (26° 25′) und Pallas (34° 36′). Bei diesen Planeten wird es zu Zeiten vorkommen, daß sie für Dorpat entweder nicht aufgehen oder nicht untergehen. Letzteres ist z. B. der Fall mit Euphrosyne im J. 1856. Sie steht nämlich bis gegen Anfang Mai im Bilde des großen Bären, und wendet sich erst später durch den kleinen und großen Löwen dem Sternbilde der Jungfrau zu. Ausnahmsweise kann dies auch bei noch anderen vorkommen. Kalliope geht von Mitte August bis Mitte October 1856 für Dorpat nicht auf.

Alle diese Körper müssen sehr klein sein. Für Pallas, den wahrscheinlich größten Planetoiden, findet Lamont 146 Meilen; für Vesta ergaben meine Messungen 66. Da noch von keinem Andern zuverlässige Messungen mit bewährten Instrumenten bekannt geworden sind, so ist anzunehmen, daß sie sämmtlich noch kleiner als Vesta sind, während diese schon ihrem körperlichen Inhalt nach 17,000 mal kleiner als unsere Erde ist. Damit stehen Leverrier's theoretische Untersuchungen in vollem

Einklange. Er findet nämlich, daß sämmtliche bekannte und noch unbekannte kleine Planeten zusammengenommen höchstens ein Viertel der Erdmasse betragen können (wahrscheinlich aber viel weniger betragen). Wenn man die Reflexionsfähigkeit ihrer Oberflächen in Beziehung auf Zurückwerfen des Sonnenlichtes bei allen annähernd gleich setzen will, so folgt, daß einige dieser Körper noch nicht 10 Meilen im Durchmesser haben können. Der Himalaya oder die amerikanischen Andes würden nach ihrer Gesammtmasse ganz gut hinreichen, einen solchen Planetoiden zu formen.

Die erwähnte Leverrier'sche Berechnung gründet sich auf einen eigenthümlichen Umstand. Die Perihelien dieser Körper fallen nämlich mit sehr merklichem Uebergewicht auf eine Region des Himmels, die wo wir das Sternbild des Stiers und speciell die Plejaden erblicken. Welches die Ursache dieses Häufens der Sonnennähepunkte sei, läßt Leverrier unerörtert, er untersucht vielmehr dessen Wirkungen, und findet, daß eine solche Cumulation auf die Lage der Sonnennähe des Mars einen Einfluß ausüben müsse. Da sich aber ein derartiger Einfluß in den Marsbeobachtungen nicht verräth, so untersucht er, bis zu welcher Gesammtmasse man heruntergehen müsse, damit die fragliche Wirkung uns unmerklich bleibe, und findet, wie oben erwähnt, ein Viertel der Erdmasse. Sollte auch im weiteren Verlauf der Jahrzehende und Jahrhunderte nichts davon bemerkt werden, so würde man noch weiter herabzugehen Veranlassung finden.

Mit einem Worte: wenn wir die alten Planeten mit den großen Erdtheilen Europa, Afrika u. s. w. vergleichen, so kann nach diesem Verhältniß die polynesische Inselwelt zwischen Asien und Amerika ein Bild der Planetoidenwelt darstellen.

Nicht unbemerkt möge bleiben, daß ebenso wie die alten Planeten, so auch diese so zahlreichen kleinen, sämmtlich rechtläufig sind. Auch die sogenannten inneren Kometen, welche dieselbe Region durchstreifen und nur mit ihren extremen Entfernungen in die beiden Gruppen der alten Planeten eingreifen, sind rechtläufig. Wenn sechsundvierzig, oder mit Inbegriff der inneren Kometen, fünfundfunfzig Weltkörper ohne eine

einzige Ausnahme sich rechtläufig bewegen, so kann man dies als ein vollgültiges Zeugniß des gemeinsamen Ursprungs betrachten.

Diese Weltkörper sind also ebenso alt, als Jupiter, Mars ꝛc. und als unsere Erde selbst. Sie sind nicht Trümmer eines zersprungenen Planeten; vielmehr zog sich die Urmasse, aus der sie sich formten, nicht in eine einzige Hauptmasse zusammen, sondern brach in mehrere Theile, und diese consolidirten sich hernach zu einzelnen Kugeln. Denn aus dem Zertrümmern einer schon erstarrten Kugel formen sich nicht, wie etwa beim Quecksilber, kleinere Kugeln, sondern eckige unregelmäßige Bruchstücke, welche dann auch diese Form behalten.

Man kann noch hinzufügen, daß so kleine Körper ihre bleibende Selbständigkeit nur in einem Raume behaupten können, wo kein größerer Planet läuft. Daher haben wir Entdeckungen dieser Art nur zwischen Mars und Jupiter zu erwarten, nicht aber zwischen Mercur und Mars, oder zwischen Jupiter und Neptun.

Die Thräne.

Von A. Tollert.

Die Thräne ist des Menschen treuster Freund,
Durch's ganze Leben eng mit ihm vereint.
Sie lächelt seinem Eintritt in die Welt,
Sie blickt ihm nach, wenn er zu Staub zerfällt.
Sie ist es, die die Freude mit ihm theilt,
Wenn er verzagt, ihm seine Schmerzen heilt,
Und ach! kein Quell ist mehr von Trost erfüllt,
Als eine Thräne, die im Auge quillt.

Die Mutter wacht, der Hoffnung fast beraubt,
In banger Pein an ihres Lieblings Haupt;
Kein Mittel kann das Kind dem Tod entzieh'n,
Ihr ganzes Glück sieht sie mit ihm verblüh'n.
Zum Himmel auf schaut betend nur ihr Blick,
Und Rettung naht — das Leben kehrt zurück;
Da spricht kein Wort, kein Laut so rein den Dank,
Als Mutterthräne, die zur Erde sank.

Die Liebe keimt in gleichgestimmter Brust,
Kaum ist das Herz sich des Gefühls bewußt,
Es schweigt der Mund und ach! kein Druck der Hand
Hat je der Liebe volle Glut bekannt.
Doch was die Seelen zu einander treibt,
Das Zauberband, das unergründlich bleibt,
Das redet wahr, wenn Aug' in Auge sieht,
Und eine Thräne in den Wimpern glüht.

Und wenn die Mahnung des Berufs erklingt,
Die fort den Sohn vom Vaterhause bringt,
Die, in des Lebens Weite, unbekannt,
Die Tochter wegführt von der Mutter Hand.
Und wenn, von ihren Kindern bang umringt,
Den Scheidegruß dem Mann die Gattin winkt —
Dann schweigt die Stimme, ach! es bricht das Herz,
Die Abschiedsthräne glänzet himmelwärts.

Nach banger Trennung führt ein gut Geschick,
Was wir geliebt, in unsern Arm zurück;
Es klopfet Herz an Herz, im Hochgefühl,
Der Schmerz verstummet an der Wand'rung Ziel.
Ich hab' Dich wieder! jauchzt die Seele dann,
Vergessen ist, was mit der Zeit verrann.
Nichts malt so treu das Glück beim Wiederseh'n,
Als Thränen, die in Freundes Auge steh'n.

Und ist's vorbei mit diesem Erdentand,
Winkt uns der Tod mit seiner kalten Hand,
Erblaßt die Wange, nie mehr zu erglüh'n,
Weil ew'ge Dunkel schon den Blick umzieh'n.
Der Pulsschlag stockt, die starre Lippe schweigt,
Dann ist des Lebens ernstes Ziel erreicht,
Die Seele kehret ein zur stillen Ruh,
Und eine Thräne schließt das Aug' uns zu!

Ein Künstler in den deutsch-russischen Ostsee-Provinzen.

Von A. v. Sternberg.

Wenn wir einen Blick auf jene Länder werfen, die der deutsche Schwertbruder-Orden dem Christenthume und der Civilisation eroberte, so fallen uns Kirchen und Privatgebäude in die Augen, die mit Werken der Kunst von großer Bedeutung geschmückt sind. Nicht genug ist die Aufmerksamkeit des Forschers und Kenners auf diese Küste des Baltischen Meeres gerichtet; es giebt eine große Anzahl Kunstschätze, die in Deutschland, selbst dem Manne von Fach, unbekannt geblieben.

Wir haben es in diesen Zeilen lediglich mit einem Künstler zu thun, dessen Streben ein großartiges, dessen Ziel ein bedeutendes, dessen Wirksamkeit eine vielfach segensreiche, wenn auch nicht weit über die Grenzen des engern Vaterlandes hinausliegend war. Wir sagen: war; denn leider starb er in der Fülle seiner Jahre und seines thätigen Schaffens. Sein Name ist Ludwig v. Maydell, der Sohn des Landraths v. Maydell, aus einer angesehenen, früher sehr begüterten Familie Ehstlands, stammend. Seine Erziehung war nicht darauf eingerichtet, den jungen Mann zum Künstler zu bilden, er tritt, wie dies bei den Edelleuten der Provinz hergebrachte Sitte ist, frühzeitig in Militairdienste ein, und zwar mit seinem älteren Bruder zusammen in einem Artillerieregimente, das seinen Standort in der Nähe einer großen Provinzialstadt Rußlands hatte. Die Entfernung von allen Bildungsmitteln und die Einsamkeit eines beschränkten Garnisonlebens bewirkte bei dem lebhaften Geiste des kaum erst zum Jüngling gereiften Knaben, daß er

frühzeitig, von der Außenwelt weder angesprochen noch befriedigt, seine Kräfte einem eigenthümlichen Geistesleben zuwandte. Seine Freunde fürchteten, es würde eine bleibende Melancholie in seiner Seele Wurzel fassen. Er suchte die Einsamkeit, schloß sich unerbittlich noch von der geringen Geselligkeit aus, die ihm geboten wurde, und arbeitete, wie es später bekannt wurde, dichterische Versuche aus. Seine Kameraden erfuhren hiervon nichts. Er theilte sich nicht mit, selbst seinem Bruder nicht mit dem er doch sonst im innigsten und besten Vernehmen stand. Die Kriegsjahre kamen. Ein Soldat konnte sich zeigen, und der kampflustigen Jugend war das Feld geöffnet, das recht eigentlich das ihrige genannt werden muß. Auch in unserm künftigen Künstler erwachte die volle Energie, die zur Thatenlust drängt. Leider war gerade sein Regiment nicht bestimmt für's Erste thätig einzuwirken, und der Marsch ging von einer kleinen Garnisonstadt zur andern. Endlich überschritt man Rußlands Grenzen, und es kam zu den ewig denkwürdigen Schlachten in denen Rußlands Doppeladler in so mächtigem Schwunge seine Flügel über das eigene Volk und über die Bundesgenossen ausbreitete. Maydell war bei der Schlacht bei Leipzig gegenwärtig und brachte einen Orden, und eine ehrenvolle Wunde nach Hause, die lange Zeit eine Lähmung, zum Glück nur eine leichte, des rechten Armes zur Folge hatte. Der Friede wurde geschlossen, die Ueberzähligen in den Regimentern entlassen, und denen, die um Urlaub nachsuchten, dieser willig und auf längere Zeit gewährt.

Unter diesen befand sich unser junger tapferer Krieger, der jetzt wieder eine für ihn so unleidliche Ruhe und Thatenlosigkeit vor sich sah. Auf dem Gute seines Vaters angelangt, machte dieser ihm den Vorschlag sich mit der Landwirthschaft, die damals durch die neuen Theorien, die Thaer und Andere diesem Zweige der Agrikultur zugewendet, ein neues Interesse beanspruchte und auch in den Provinzen fand. Anfangs ging der junge Mann auf dieses Anerbieten ein, und er fand ein Genügen daran, in dem Costüm eines Pflanzers bei früher Morgensonne, folgend dem Horazi'schen Spruche: „beatus ille, qui procul negotiis —“ die Bearbeitung des Feldes selbst zu beaufsichtigen. Doch sein Genius war

mit dieser Thätigkeit, die ihm geboten wurde, nicht zufrieden, er drängte weiter, nach anderen Gebieten hin.

Durch die Municifenz des kunstliebenden Kaisers Alexander I. war dem deutschen Künstler eine weite Arena geöffnet, wo er mit dem einheimischen Talente, das dabei nicht vernachlässigt wurde, um den Preis ringen konnte. Besonders war es der Landschaftsmaler, der vom Hofe und dem Adel gern gesehen, günstige Aufträge fand, und reiche Ernten hielt. Ein Beleg hierzu ist die Wirksamkeit des Landschaftmalers Gerhaidt v. Kügelgen, der den Auftrag erhielt die Gegenden in der Krim und die schönen Formen der Finnländischen Seen und Gebirge für das Privatcabinet des Kaisers zu malen. Die Sammlung macht noch jetzt, obgleich die Landschaftsmalerei seitdem einen höheren Schwung genommen, und veredelte Principien zur Geltung gebracht hat, einen erfreulichen Eindruck auf dem Beschauer in den Sälen der Eremitage im Winter-Palais. Der Historienmaler fand weniger günstige Aufnahme; seine Kunst war scheinbar eine zurückgesetzte, deren Erfolge zweifelhaft genannt werden konnten, wenn man die größere Menge dabei zur Preisvertheilerin will gelten lassen. Kenner und Liebhaber fanden sich in der großen Kaiserstadt übrigens in Menge, und es waren darunter sehr bemittelte Mäcene, die einem jungen Künstler, dem es gelang gerade der Richtung, die ihr Geschmack genommen, zu folgen, reiche Geldmittel zu seinem ferneren Fortkommen darzubieten. Unser Landmann kam bei meinem Besuche in der Metropole mit Künstlern, Kunstgenossen, Kunstenthusiasten und endlich auch mit Kunstkennern zusammen. Er, der nie früher anders ein Reisblei in die Hand genommen, als um eine militairische Disposition, den Plan eines Manövers oder die Conturen einer Festung festzustellen, er warf jetzt mit leichter Hand, und überraschend für Alle, die ihn kannten, Skizzen auf's Papier, die von entschiedenem Talente zeigten. Innerlich war er schon längst Künstler. Die Sprache der Seele hatte nur mit der Sprache des Körpers sich noch nicht verständigt. Jetzt war es geschehen und siehe da der fernere Lebensweg war auf das bestimmteste vorgezeichnet. Doch den Eltern durfte für's Erste noch nichts von der neuen Richtung

gesagt werden. Der Landmann kam wieder heim, und griff wieder zum Spaten.

Aber es dauerte nicht lange. Jetzt war Auge und Hand schon in steter Bewegung. Die Skizzenbücher füllten sich, jeder Gegenstand wurde, es mochte Portrait, Landschaft, Figur sein, dem kecken und rothen Griffel überantwortet. Dem Vater wurde ein offenes Geständniß gemacht, dessen Einwilligung erbeten, eine Summe ward herbeigeschafft, und jetzt — ging es nach Deutschland, und von dort nach — Rom, dem ewigen Pilgerwallfahrtsort der Schüler des Apelles aller Jahrhunderte.

Anfangs waren große Schwierigkeiten zu bekämpfen. Nicht mehr in den ersten Jugendjahren mußte Maydell durch ein anhaltendes Studium der Knochen- und Muskellehre, durch Arbeiten am Leichnam einholen, was ein Künstler in seinen Jahren schon fertig mitbringen mußte, ehe er die Leinwand zu schöpferischen Compositionen aufspannte. Aber hier hatte die harte Arbeit den rechten Arbeiter gefunden. Tag und Nacht wurde dem strengsten Dienste unermüdlich geopfert, und noch lebende Künstler können bezeugen, wie eifrig der neue Jünger und Genosse in Rom an ihrer Seite den steilen Pfad emporklomm, der auf die sonnenbeglänzten Höhen der Meisterschaft leitet. Overbeck, Veit, waren seine nächsten Muster; er wurde in glücklicher Stunde ihnen befreundet, er durfte einen Blick in die Seelen dieser edeln Geister thun, die die Welt der Kunst mit dauernden und ruhmvollen Schöpfungen erfüllt haben. Leider ging die religiöse Richtung, der diese Männer huldigten, in der feurigen und empfänglichen Natur unseres Künstlers in ein Extrem über, unter dem seine späteren Leistungen zu leiden hatten.

Die Jahre, die ihm in Rom zugemessen waren, eilten ihrem Schluß rasch entgegen; die seltenste künstlerische Bestrebsamkeit, die nach allen Seiten der Technik hin verbreitete Thätigkeit, gaben der Zeit Flügel. Ehe es der emsig Schaffende sich versah war der Abschiedstag gekommen und die Reise in den fernen Norden zurück, mußte angetreten werden. Eine reichgefüllte Mappe und ein erschöpfter Säckel machten des Wanderers Reisegepäck aus. Er langte in der Heimat an, und das Erste, was ihm hier zur Pflicht gemacht wurde, war, vor Hymens Altar zu

treten, denn ein Gelöbniß, schon vor seiner Römerfahrt geschlossen, band ihn an eine geistvolle junge Dame, die er sich zur Braut auserlesen. Jetzt ging „Künstlers Erdenwallen" an. Das väterliche Erbe, unter viele Kinder getheilt, reichte nicht hin, um ein unabhängiges, einzig den Interessen der Kunst gewidmetes Leben zu führen, es mußte an den „Erwerb" gedacht werden; dieses böse Wort, das so oft auf eine junge Künstlerseele, sich wie schädlicher Thau auf eine morgenfrische Blüthe gelagert hat. Gerade Maydell's Natur war am wenigsten geeignet, mit der Musterkarte seiner Leistungen in der Hand, von Thür zu Thür zu gehen, um zu fragen, was man brauchen könne, und was man ihm abnehmen wolle. Dennoch mußte es geschehen. Sich in der Universitätstadt Dorpat niederlassend, hielt er seine, bereits früher schon angeknüpften, Verbindungen in der Hauptstadt aufrecht. Allein dies half wenig. Die Richtung, die der Künstler eingeschlagen, und von der Uebles verlautete, erregte in den Kreisen frivoler Vornehmheit kein Vorurtheil für ihn. Aber der Kunstsinn einer erhabenen Frau, sprach sich zu seinem Gunsten aus. Die Kaiserin, durch Joukoffsky auf den Künstler aufmerksam gemacht, ließ sich die Zueignung eines ganzen Cyclus von Bildern ernst-frommer Richtung gefallen, und somit war neben der Ehre eine solche Protectrice gewonnen zu haben, auch zugleich für das Bedürfniß der nächsten Jahre gesorgt.

Von diesen Bildern soll hier schließlich mit dem größten Nachdruck die Rede sein, denn sie enthalten Alles, was Maydell's Talent und Eigenthümlichkeit zu bezeichnen im Stande ist, gleichsam den ganzen Künstler selbst. Es sind sechzehn Darstellungen aus dem „Hohen Liede" *), diesem poetischen Meistergesange, den uns unsere heiligen Bücher vorführen. Maydell hat dieses Epos in dem streng kirchlich-dogmatischen Sinne aufgefaßt, wie dasselbe von Luther und den Theologen späterer Zeiten gedeutet und in seiner Bedeutung für die Kirche, in die Gemeinschaft der Gläubigen festgestellt worden. Die Schönheit und gleichsam der seelische Reiz, den

*) Sternberg scheint die unvergleichlich schönen Umrisse zu Joukoffsky's hexametrischer Uebersetzung der Undine nicht zu kennen, ebenso wenig die in Dorpat erschienenen vierundzwanzig Blätter in zwei Lieferungen Querfolio: „Umrisse zur livländischen Geschichte." Anm. d. Herausgebers.

die keusche und edle Seele des Künstlers über diesen Bilderstoff verbreitet, ist der Art, daß selbst der dem frivolsten Skepticismus huldigende Sinn, von diesen Bildern hingerissen und bezaubert werden muß. Nebenbei ist die Correctheit der Zeichnung bewundernswürdig. Die Allegorie, wenn wir es so nennen wollen, ist bis in die kleinsten Züge, mit solcher Fülle dichterischer Kraft, und religiöser Glaubensinnigkeit durchgeführt worden, daß wir beim Beschauen mit uns uneins sind, ob wir dem Poeten und Künstler, oder dem Frommgläubigen und Inspirirten den vollern und reichern Siegeskranz zuertheilen sollen. In Deutschland sind diese Blätter durch einen ziemlich gelungenen Stich bekannt, den der Künstler selbst geleitet hat. Es lohnte sich wahrlich der Mühe, ein Künstler von Fach, ein auf gleicher Stufe stehender zeigte wiederholt mit bedeutsamen Winken auf diese edlen Schöpfungen hin, die in Gefahr sind, vergessen zu werden, weil der, der sie ins Leben rief, an entfernter Küste lebte und starb, und nicht inmitten der großen Bestrebungen der Neuzeit leben durfte. Außer diesen Zeichnungen zum „Hohen Liede“ hat Maydell noch eine Anzahl Portraitbüsten gearbeitet, die ihren Meister loben, denn sie sind voll Wahrheit und Schärfe der Charakteristik. Die letzte Arbeit dieser Art, war der Kopf des damaligen Rectors der Universität Dorpat, Dr. Ewers. Auch Zeichnungen zu Fabeln und Thiergruppen gab er gemeinschaftlich mit seinem Freunde, dem genialen Zeichner Ludwig Richter in Dresden auf Anlaß buchhändlerischer Bestellungen heraus.

Wie er als Künstler bedeutend, so war er als Mensch von der liebenswürdigsten und leutseligsten Natur. Nur seine zelotisch fromme Richtung in späterer Zeit, legte in etwas einen Schleier über seine geselligen Tugenden. Doch da Alles in seinem Innern Ernst, Würde und tiefe edle Innerlichkeit war, so mußte man den seltenen Menschen achtend lieben, auch da, wo man auf seinen abwärts weichenden Bahnen, die er mit stürmischem Schritte ging, ihm nicht folgen konnte, noch wollte.

Er starb in Reval an der Cholera. Soviel uns bekannt leben drei Söhne von ihm. Sein Andenken ist uns heilig.

Max Gregor Cambecq.

I. Selbstbiographie *).

Max Gregor Cambecq ward den 13. September 1828 in Dorpat geboren. Bereits 1836 zog sein Vater, Dr. Louis Cambecq, nach Casan als Professor des Römischen Rechts.

Max war ein fauler Knabe, der lieber wilden Jugendstreichen nachging, als bei den Büchern saß. Sein Vater legte ihm keinen Zwang auf, da er in der Erziehung der Knaben es für Nothwendigkeit erachtete, die körperliche Entwickelung der geistigen vorangehen zu lassen. So kam es denn, daß der Max erst in seinem vierzehnten Jahre seine Muttersprache lesen konnte und höchst unorthographisch schrieb. In dieser Zeit studirte er heimlich die deutschen Classiker und schrieb seine ersten lyrischen Gedichte, von denen „Tony" eins der besseren ist.

Als Träumer von seinen Kameraden verlacht, seiner Unwissenheit halber verhöhnt, ward in ihm der Ehrgeiz wach, und bereits 1844 ward er Student der Philologie, durch den Professor Friedrich Vater angeregt, der es sich nicht sauer werden ließ, den erst faulen, aber dann fleißigen Knaben, in die Welt der Alten einzuführen. Diesem wackeren Manne verdankt er seine Schulbildung, die nun noch durch häuslichen Unterricht von seinem Vater geregelt wurde.

In seiner Studienzeit schrieb er die meisten seiner lyrischen Gedichte, in denen er indessen nie an Form und Maß sich band.

---

*) Vergl. „die deutschen Dichter in Rußland" von Jegór v. Sivers.

Bald aber vermochte der todte Buchstabe seine Wißbegierde nicht zu befriedigen und die Naturwissenschaften erschlossen ein reicheres Feld seinen begeisterten Blicken. 1847 ward er Mediciner, und bezog die Hochschule zu Dorpat, wo er bis 1850 blieb, in welchem Jahre er Krankheitshalber die Universität verließ, und zwei Jahre hindurch Rußland bereiste. 1852 kam er nach Petersburg, wo er gegenwärtig seine Studien beendigte. — Soweit reichen die Mittheilungen, welche der Herausgeber im Jahre 1854 aus der Feder M. Cambecq's erhielt. Nachdem dieser seine Studien beendet, lebte er als Arzt in St. Petersburg, unternahm 1855 zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit eine Erholungsreise nach Deutschland, starb aber schon 1856, von seinen Freunden betrauert, an einem gefahrvollen Leiden, das bei angestrengter Amtsthätigkeit, wie sie Cambecq auferlegt war, keine Heilung hoffen durfte.

II. Gedichte.

Die Erlenmaid.

I.

Die Blumen duften, der Waldbach rauscht,
Es tönet lockende Melodei;
Der Ritter hält am Quell und lauscht
Dem Lied der schönen Erlenfei.

Er lauscht von süßem Weh erfüllt
Den Tönen lockend wunderbar.
Sie reicht, von Blüthen bunt umhüllt,
Die Muschel ihm zum Trunke dar.

„Du schöne Maid, Dein Sang entzückt,
Noch nie Vernommnes thuſt Du kund —
Den Mund, der mir mein Ohr berückt,
Laß küssen mich den lieben Mund!“

Er zieht die Maid an seine Brust —
Ihr Auge flammt, ihre Wangen glüh'n,
Sie schaut ihn an mit wilder Lust —
Es lockt das dunkle Waldesgrün.

„Du hast geküßt mich auf den Mund,
Nun muß mich tragen Dein wildes Roß;
Schaust Du dort fern den Erlengrund,
Dort ist mein Land, da ragt mein Schloß!“

II.

Der Abend ist kalt, die Luft ist schwer,
Im Thale schwanket Nebelgebild,
Die Wolken ziehen langsam einher
Wie Grabesgeister in Trauer gehüllt.

„Mein Lieb, wo ist Dein Ahnenschloß?
Ich schau' nur Erlen und alt Gestein —
Geliebter schon naht der Dienertroß,
Siehst Du dort ferne Fackelschein? —

„Ich schau nur Erlen, der Nebel schwankt —
Nur Irrlichtschimmer, Du bleiche Maid —
Mein Roß ist müde, der Boden wankt,
Die Nacht ist kalt, Dein Schloß ist weit.

„Mein Schloß ist nahe, d'rum schwankt der Grund,
Siehst Du dort ferne den Runenstein?
Du hast mich geküßt auf den bleichen Mund,
Du mußt nun mit, Du bist nun mein!“

Der Waldbach rauscht, die Wolken zieh'n,
Den Ritter graut es vor der Maid.
Aus ihren Armen ist kein Entflieh'n,
Die Nacht ist kalt, der Weg ist weit.

Ihr Auge flammt, ihre Wang' ist erblaßt —
Ihr Lachen schallt durch den stillen Hain.
Sie hat ihn mit wildem Verlangen umfaßt:
„Du mußt nun mit, Du bist nun mein!"

Lang geträumt.

Spät noch sitz' ich mit dem Liebchen
An dem Fenster, niedrig klein,
In das alte traute Stübchen
Dringt des Mondes Silberschein;

Irrlicht hüpft zur Geisterstunde,
Wo die Erle einsam steht —
Nebelbild schwankt in dem Grunde,
Wo das Mühlrad rauschend geht.

Liebchen fürchtet die Gespenster,
Birke rauscht im Abendwind —
Klopfet an das lose Fenster,
Schreckt das liebe bange Kind.

Bunte schöne Bilder ziehen
Durch der Liebe süßen Traum.
Jahre kommen, Jahre fliehen
Und wir merken's beide kaum.

Maiennacht im Rosenschimmer
Locket in den kühlen Hain —
Blumenduft und Sterngeflimmer
Zieh'n in uns're Hütte ein.

Wieder sitz' ich in dem Stübchen
An dem Fenster niedrig klein.
Vor mir sitzt mein treues Liebchen —
Nun ein altes Mütterlein.

Ist die Zeit so rasch entwichen?
Mich erfaßt ein eigen Weh —
Liebchens Wangen sind erblichen,
Liebchens Haar ist weiß wie Schnee.

Ist es denn so spät mein Liebchen,
Haben wir so lang gesäumt?
In dem kleinen trauten Stübchen
Haben wir so lang geträumt?

Hochzeiten der Morduinen und Tschuwaschen.

Mitgetheilt von Max Gregor Cambecq.

Einen großen Theil der Bevölkerung, der an der Wolga gelegenen Provinzen Rußlands, bilden bekanntlich die Tataren. Aber nicht unbedeutender als die Zahl dieser Islambekenner war und ist die Zahl heidnischer Völkerschaften, die erst in neuester Zeit zum Christenthum übergeführt wurden.

Noch findet man unter diesen Völkerschaften Spuren des Heidenthums, die oft einen grellen Contrast in Sitten und Gebräuchen hervorrufen, noch sieht man selbst hier und dort Götzendienst oder wunderliche Gebräuche, die aus der Verschmelzung des neuen Glaubens mit dem alten hervorgegangen. Aber großentheils ist schon durch die Nachbarschaft civilisirterer Landbewohner eine mildere Sitte erstanden, und die Religion der Liebe eint den rohen Sohn der Wälder mit dem friedlichen Landmann.

Diese Völkerschaften, die man dem finnischen Volksstamm zuzählt, sind die Morduinen, Tschuwaschen, Tscheremissen und Wotjäken *).

Das Idiom dieses Völkchens erzählt uns vielleicht noch am deutlichsten von der Geschichte dieser nun ansässigen Nomaden, aus deren

*) Die Morduinen wohnen längst der Wolga in ihren ziemlich großen Dörfern, die im kasanschen und ssimbirskischen Gouvernement verstreut umherliegen, und sind auch bei Pensa und Ufa ansässig. Die Tschuwaschen trifft man allein bei Kasan und Nischni-Nowgorod an. Die Tscheremissen, deren Hauptsitz am Ausfluß der Kama gelegen, sind auch im Permschen ansässig, wie die Wotjäken, die hauptsächlich an der Wjatka wohnen und auch bei Kasan.

Mund man nur wenig vernimmt und die wohl nicht viel eigenthümliche Sagen und Lieder besitzen. Ueberwiegend ist das tatarische Element in ihrer Sprache, und in einzelnen Ortschaften sprechen die Tschuwaschen eine Sprache, die ein Gemisch von Tatarisch und russischem Platt, wenn man so sagen dürfte, ist, und nur wenig Eigenthümliches nachbehalten hat *). Wenn man das Leben und den Verkehr der benachbarten Russen, Tataren und Tschuwaschen oder Morduinen ansieht, so erhält man einen richtigen Begriff, wie die ärmere Sprache von der reicheren borgt und annimmt, wie die vorherrschendere Bewohneranzahl auf die minderzählige einwirkt, und selbst die Russen an einzelnen Orten tatarische und tschuwaschische Wörter aufnehmen heißt. Ich habe in kleineren Ortschaften, die nur von Tataren umwohnt waren, russische Knaben und Bauern geläufig tatarisch sprechen hören. Der Handel und häufige Verkehr bildet selbst eine gewisse gutmüthige Toleranz des Islams, und man sieht oft einen Russen den Tataren aus seinen Geschirren bewirthen, was viel sagen will **).

Mächtig mußte nun der Einfluß der Tataren auf die Tschuwaschen, Morduinen und Tscheremissen sein, da sie nicht das gebildete Volk im Lande, da sie längere Zeit mit den Tataren in Berührung stehen, und stets mächtiger das tatarische Joch gefühlt haben.

Die vier in Rede stehenden Völkerschaften sind, wie gesagt, getauft. Die meisten Heiden trifft man noch unter den Tscheremissen an, obwohl hier und dort auch Tschuwaschen, Morduinen und Wotjäken Götzen heimlich verehren ***)

*) Die Sprache der Wotjäken hat sich noch am reinsten erhalten, und in ihr sind am deutlichsten finnische Elemente zu erkennen. Die Wotjäken nennen sich selbst Udmuraten (?). So theilen sich die Morduinen nach zwei Mundarten in zwei Stämme: Ersamen und Motischanen.

**) Ein großartiges Bild dieser Toleranz liefert die Stadt Kasan, wo die Tataren einen besonderen Stadttheil inne haben, wo der Mula vor den Moscheen sein „Alla" ruft, und der Kaufmann in den Schrannen mit Pferdefleisch handelt. Hier reicht der Russe dem Tataren brüderlich die Hand, und nur selten entstehen Streitigkeiten. Und nennt man auch den Tataren, den Juden des Orient, so ist ihm doch ein besseres Loos beschieden als dem armen Israeliten.

***) Oft sieht man noch hier und dort in heiligen Wäldern von dem Tschuwaschen „Kermeten" genannt, Opfer bringen. Bald sind es kleinere Thiere, bald

Keines dieser Völkchen hat einen klaren Begriff seines alten Glaubens, sowie ihnen noch nothwendiger Weise ein richtiges Auffassen der neuen Religion fehlt. Aberglaube und Gebräuche zeigen die Ueberreste einer Religion, die dem Schamanenthum gleichkommt.

Die Tschuwaschen und ihre Stammesgenossen treiben Ackerbau, Bienenzucht und beschäftigen sich auch mit Thierfang und Holzverkauf.

Betrachten wir jetzt, nach diesem flüchtigen Ueberblick die Hochzeitsfeierlichkeiten der Tschuwaschen und Morduinen, wie sie heute zu Tage statthaben in neuer vermischter und alter Form.

Bei den Morduinen und Tschuwaschen schicken gewöhnlich die Eltern des Bräutigams Abgesandte zu den Eltern der Braut, um zu fragen, ob diese ihre Tochter verheirathen wollen. Von einer vorhergegangenen Liebschaft der jungen Leute ist selten die Rede; meistens verheirathen die Eltern ihre Kinder, wo sie einen beiderseitigen Vortheil daraus erwachsen sehen. Der Begriffskreis des Tschuwaschen ist zwar ein sehr beschränkter, er überschreitet selten die Grenze des gedankenlosen Hinbrütens — aber dennoch darf man ihm den Begriff Liebe nicht ganz absprechen, und wenn wir die halb aufgekeimten Empfindungen, in seiner Brust kaum gewöhnlichen Trieben gleichstellen, so müssen wir sie doch Liebe nennen, sei es auch Tschuwaschenliebe. Nicht selten entsteht daher auch hier und dort eine geheime Liebe, und die jungen Leute suchen dann Vater oder Mutter zu bereden, auf ihre Wünsche einzugehen.

Der Tschuwasche ist meistens von hohem Wuchse. Sein breites, glattes Gesicht, die niedrige vom blonden Haar bedeckte Stirn, die großen, matten, ausdruckslosen Augen, eine gewisse gutmüthige Stupi-

---

Früchte, selbst Pferde. Das Essen des Pferdefleisches kommt vor, sowie das Schwein verachtet wird. In einem Tschuwaschendorfe fand ich im Obstgarten, in einem Gebüsche versteckt, einen Götzen stehen. Es war eine ellenhohe Figur auf einem Rohsteingestell. Das schwarzlackirte Gesicht trug den mongolischen Typus, den Körper bildete ein vorn lackirter, hinten noch roher Fichtenklotz, der von schwarzen Theerstreifen nach verschiedenen Richtungen durchzogen war. Nach guter Ernte sollen sie dem Götzen Honig um den Mund schmieren, bei schlechter aber mit ihren Peitschen bestrafen. Unstreitig ein Hauspenate.

dität des Gesichtes, erinnern uns mehr an den Esthen Ingermannlands. Der Morduine und Tscheremisse hat dunkleres, selbst schwarzes Haar. Die meisten von ihnen sind vollkommen bartlos. Der Winter treibt den ärmeren Tschuwaschen in seine kleine vom Schnee fast ganz überdeckte Hütte, aus der ihn nur die nothwendigsten Verrichtungen hervorlocken. Es ist ein winterschlafähnlicher Zustand in den er versinkt. Wenn man ihn hinfahren sieht, auf dem kleinen Schlitten zusammengekauert dasitzend, wie sein schläfriges Auge hinstarrt auf die weite Schneefläche, wie er instinktmäßig die großen Fausthandschuh von Zeit zu Zeit zusammenschlägt, aus seinem Halbschlaf erwachend — so wird man unwillkürlich an Lapplands Rennthierfahrer erinnert.

Kehrt er heim in seine raucherfüllte Hütte *), so wirft er selten seinen Pelz ab, sondern steigt zu den Kindern auf den Ofen, wo ihn eine blaue Rauchwolke, die stets den oberen Theil des Zimmers erfüllt, den Augen der unten schaffenden Hausfrau verhüllt. Die Sterblichkeit der Kinder ist eine große, und außer vielen Krankheiten, die Kälte und Armuth hervorrufen, leiden die meisten armen Tschuwaschenkinder an chronischen Augenentzündungen. Hinbrütend liegt der Tschuwasche den Winter über auf dem Ofen bis das Frühjahr ihn weckt und ihm der Sommer die enge dumpfe Hütte in Flur und Wald umwandelte. Aber dieses Bild der Armuth treffen wir nicht bei Allen an. Viele von ihnen wohnen in großen Dörfern in gut gezimmerten Häusern. Der Reisende tritt in eine geräumige helle Stube in der eine angenehme Wärme sich verbreitet. Selbst eine Theemaschine erglänzt auf dem Tellerbrett, auf dem fingerdickwändige Biergläser und bunt bemalte Krüge stehen. Die Ecke, in der die Heiligenbilder sich befinden, ist mit

*) Die Hütten der ärmeren Tschuwaschen sind oft einem Samojidenzelte nicht unähnlich. Der große Ofen hat meistens keinen Schornstein. An ihm und auf ihm wärmen sich die in Pelzlumpen gehüllten Kinder, denn die Temperatur an den Fenstern und des Fußbodens ist stets fast zehn Grad niedriger. Den Fußboden bildet meistens der geglättete gestampfte Erdboden. Die Fenster sind dick mit Eis und Schnee belegt, und durch die Ritzen der schlecht gefügten Rahmen pfeift der kalte Wind, bis eine weniger faule Hand sie mit einem nassen Lappen bedeckt, der sogleich anfriert.

einigen bunten Tapeten geschmückt, und vor der Thür der Hochkammer hängt das Waschbecken mit einem Handtuche, das, wenn auch nicht ganz rein, doch ungefähr seinen Zweck verräth. Der Wirth sitzt im bunten Hemde da, die Wirthin geht schaffend umher, und das weiße Hemd auf dem, auf der Brust, ein länglich viereckiges Blech hängt, spricht von Reinlichkeit *).

So sehen wir Armuth und Wohlhabenheit den Tschuwaschen wechselnd zum schmutzigen Halbmenschen machen und an die Seite des russischen Landmanns erheben.

Nachdem die Abgesandten, die fremden Leute, wie sie der Tschuwasche nennt, von den Eltern des Mädchens eine bejahende Antwort erhalten haben, kommen die Eltern der beiden jungen Leute zusammen, um über den Kaufpreis (Kalim) zu unterhandeln. Der Kaufpreis hängt nun meistens von der Wohlhabenheit der Eltern ab. Indessen bleibt er im allgemeinen sich ziemlich gleich, und besteht in der Regel in einem Eimer Branntwein, einer Tonne Bier und acht bis zehn Rubeln Banko. Je nach dem größeren Kaufpreis bleiben die Eltern und Verwandten länger bei Schnaps und Bier zusammen.

Dieser Feier vor der Hochzeit wohnen allein bei die Eltern des Bräutigams, sonst aber Niemand aus ihrer Verwandtschaft, sowie zur Hochzeit selbst kein Verwandter der Braut erscheint. Haben nun die Alten sich genug zu Gute gethan, so kündigen sie den jungen Leuten den Tag ihrer Hochzeit an.

Der Vater nimmt seine Tochter, die selten hübsch ist, an die Hand und übergiebt sie dem Vater des Bräutigams, währenddem die Mutter

*) Das Blech auf der Brust der Tschuwaschenweiber „Tschirkama“ genannt, ist ein Hauptabzeichen der Frauen. Es wurde früher von dem heidnischen Priester eingeweiht und mit symbolischen Zeichen versehen. Jetzt tragen die Weiber es mehr der hergebrachten Sitte halber, und lassen sich selbst von dem tatarischen Mula einige Zeichen auf das Tschirkama aufdrücken. Das Costüm der Weiber ist im Hause halb tatarisch, halb russisch. Außerhalb des Hauses, wenn sie zu Markte fahren, tragen sie einen Kaftan wie der Mann, Hosen, Stiefel und Mütze, sodaß man sie für junge Bauerburschen halten kann, und allenfalls nur an den unter der Mütze hervorguckenden Flechten erkennt. Außerdem tragen sie Ohrringe, in die sie weiße kleine Federbälle hängen. Diese Bälle sind sehr künstlich aus Daunen verfertigt.

der Braut mit Brot und Salz als Zeichen des Wohlergehens naht. Die Braut beweint nun ihre Eltern und Verwandten, die sie verlassen muß und wird mit einem weißen Laken verhüllt. Darauf führt sie ihr Bruder zum Schlitten, wo sie der Bräutigam empfängt oder seine Verwandten. Die Verwandten der Braut aber kehren nun um und schauen dem Brautzug nach, der in das Haus des Bräutigams geht.

Im Hause des Bräutigams darf nun die Braut nicht mehr weinen sondern muß fröhlich drein schauen. Der Vater des Bräutigams naht mit einer großen Pastete von der er ein Stück abbricht und es der Braut mit den Worten hinhält: Sei reich an Brot, Gesundheit und Nachkommenschaft. Darauf verändert er ihren Namen und nennt sie Mesawa d. h. Große, Ssernjawa d. h. Mittlere oder Wejawa d. h. Kleine, je nach den älteren oder jüngeren schon verheiratheten Söhnen.

Meistens sitzt noch die Braut verschleiert da, und während die Gäste sich an Bier und Schnaps zu Gute thun, steht der Freund des Bräutigams mit einem Säbel, den er fortwährend über dem Kopfe schwingt, bei der Braut Wache. Die Schwester der Braut, noch ein alter Gebrauch, sitzt unterdessen am Ofen auf der Aussteuer, die sie dem Bräutigam verkauft. Endlich ist es Zeit in die Kirche zu fahren. Nun springt die Braut erschreckt auf und will nicht zur Trauung. Es ist noch der letzte Versuch ihre Freiheit zu bewahren, denn der Mann hat ein unumschränktes Recht über sie, und wenn er sie nicht liebt, ist sie nichts mehr als seine erste Dienerin im Hause. Sie will entfliehen, freilich nur dem Scheine nach — aber rasch fassen zwei ältere Verwandte sie unter die Arme, der Freund des Bräutigams ergreift sie bei den Füßen, und so wird sie hinausgetragen. Noch hält sie sich unterwegs an den Thüren fest und weint, aber die Eltern des Bräutigams suchen ihre Hände, mit denen sie sich festhält, loszumachen, und trösten sie durch ihre Erfahrung, was ihnen auch sehr bald gelingt.

Der Zug ist bei den reichen Tschuwaschen nun ein sehr langer buntgeschmückter.

Voran reiten junge Burschen und schießen Flinten in die Luft

ab. Darauf kommt das mit bunten Bändern geschmückte Pferd des Bräutigams. Er selbst singt Lieder und wirft den Zuschauern Obst oder Beeren zu, je nach der Jahreszeit.

Dann kommt der Wagen der Braut, den der von ihr unzertrennliche Freund des Bräutigams lenkt, noch immer mit dem gezogenen Säbel in der Rechten. Darauf folgen in bunter Reihe Vater und Mutter des Bräutigams, die das Paar bis zur Kirche begleiten und die Hochzeitsgäste.

Aus der Kirche heimgekehrt führt nun der junge Mann die Frau in sein Haus. Auf der Schwelle der Thür steht eine Pfanne mit Hopfen, den die Schwiegermutter angezündet hat. Die Braut muß die Pfanne mit dem Fuße fortschleudern, und je weiter die Pfanne hinfliegt, desto böser will sie als Frau auftreten.

Währenddem die Gäste singen und tanzen, Schibber und Cobasch *) ertönen, und nun auch oft sich der Carth **), der Priester einfindet, zieht die Braut oder junge Frau ihr Mädchencostüm wieder an und flicht sich den Zopf. Sie erfreut sich aller Mädchenrechte bis sie ihre Verwandten sieht. Diese erscheinen nun nicht eher bis sie eingeladen werden, was oft erst in Jahr und Tag geschieht, besonders wenn Mann und Frau glücklich leben, und die Frau noch gern die öffentlichen Tänze mitmachen will. Hat sie erst ihre Verwandten erblickt, so muß sie das „Tschirkama" umhängen und wird nun als Frau betrachtet, der es nicht mehr zukommt mit jungen Mädchen sich zu ergehen.

Oft bestimmen Eltern, die miteinander in guter Freundschaft leben ihre Kinder für einander. Sie kommen dann zusammen, tractiren

---

*) Eine Art Mundharmonika und ein mandolinartiges, rohgeformtes Saiteninstrument. Der Dudelsack ist auch im Gebrauch.

**) Carth ist der heidnische Priester, der Arzt, Zauberer und Beschwörer. Er schließt noch jetzt bei den Tscheremissen manche Ehe. Die Ceremonie dabei ist eine sehr einfache; er segnet das Paar, verrichtet dann einige Gebete zu den Hauspenaten, und überreicht der jungen Frau das Tschirkama. Nicht selten wird ein Opfer von Früchten dann dargebracht, und der Carth reitet nachher auf dem Bräutigam, Gebete singend, um den Altar.

ihre Gäste mit Bier, und die Väter thun dann Allen zu wissen, daß sie ihre Kinder, den Knaben und das Mädchen, die sie für einander bestimmt, verloben. Die beiden Väter schnupfen aus einem Horn Tabak, indem sie sprechen: Seht guten Leute wir freien untereinander.

Verändern sich indessen mit der Zeit die Umstände, so kann diese Verlobung rückgängig gemacht werden. Will der Bräutigam die Braut nicht, so macht das keine weiteren Schwierigkeiten; der Bräutigam kann aber nicht so leicht ausgeschlagen werden. Gewöhnlich muß für ihn im Falle, daß die Braut zurücktritt, Geld bezahlt werden. Bei den Tschuwaschen an der Wolga wird die Braut meist gekauft. Der Vater des Bräutigams kommt mit seinen Freunden zum Vater der Braut und schließt den Handel, was sie Hotá nennen *).

Die Tschuwaschen leben in der Ehe meist friedlich, und es kommt wohl selten vor, daß ein Mann seine Frau fortjagt oder zu den Eltern zurückschickt.

Ein böser Mann muß ertragen werden, denn das Weib hat nie Recht, wenn sie es nicht sich selbst zu nehmen weiß. Das böse Weib sieht der Mann meist für eine Strafe des großen Geistes an, die ihm früherer Sünden halber auferlegt wird, und er erträgt ihr Keifen mit Ergebung.

Oft nimmt er aber auch zum Carth seine Zuflucht, der mit Beschwörungen und Opfern herhalten muß, was er sich natürlich stets gut bezahlen läßt.

Noch einige Gebräuche, die hier und dort vorkommen, übergehen wir ihrer Unbedeutendheit und Sinnlosigkeit halber.

---

*) Bei den Wotjäken hat sich bis auf den heutigen Tag noch ein seltsamer Gebrauch erhalten. Der Bräutigam führt die Braut heim, die eine Woche hindurch und länger seinem Hauswesen als Frau vorsteht. Darauf holt der Vater seine Tochter ab, die nun im Elternhause ein vollständiges Klosterleben führen muß, währenddem der Bräutigam in Jahresfrist das für sie zu bezahlen sucht, was als Kaufpreis abgemacht worden war. Ist das geschehen, so wird die Hochzeit gefeiert. Sehr lakonisch verfahren die Mokschanen. Nach vorhergegangenen Unterhandlungen trägt man die Braut dem Bräutigam ins Haus mit den Worten: da hast du Wolf das Schaf!

Der Urwald an den Küsten Central Amerika's.

(Bruchstücke.)

Von Jegór v. Sivers.

In künstlichen Lichtungen des tropischen Urwaldes unter gehegten und gepflegten Plantagengewächsen sehen wir Kräuter, Sträucher, Bäume aufsprießen, von denen in der ganzen Umgegend, soweit sie von Menschen besucht wurde, sich keine Stellvertreter finden. Diese Beobachtung wird täglich von vielen Arbeitern und Pflanzern gemacht und jeder schwört auf die Entstehung, wenn auch nicht neuer Species, so doch darauf, daß diese bekannten Arten hier ohne Samen aus der freien fruchtbaren Erde ihren Ursprung nähmen. Wie sollten, so heißt es, in einem Boden der seit Menschengedenken noch keinen Wechsel durch Anbau erlitten, jene fremden Staaten sich fruchtbar erhalten haben? Hierauf ließe sich mancherlei erwidern, und wir erinnern an den noch keimenden zweitausendjährigen Weizen, der in freilich trockenen ägyptischen Katakomben gefunden wird, an die unendlich rasche Vegetationsthätigkeit der heißen Zone, welche Pflanzengeschlechter in kürzester Zeit bildet und stürzt, Baumriesen, denen ein europäisches Auge mehrere tausend Jahre Alter gäbe. Ich habe in der von der königlichen geographischen Gesellschaft zu Berlin herausgegebenen neuen Zeitschrift für Erdkunde in einem Artikel über die Alterthümer Jukatans nachgewiesen, daß viele — wohl die meisten jener altindianischen Bauten, denen noch kürzlich ein Alter von viertausend bis sechstausend Jahren zugeschrieben ward, zur Zeit der ersten spanischen Conquistadoren bewohnt, angetroffen wurden, und daß die

gigantische heute auf den Ruinen wurzelnde Pflanzenwelt, welche jene abenteuerlichen Berechnungen veranlaßte, neuesten Ursprunges und jedenfalls kaum älter sei als dreihundert Jahre. Wie sollte nun bei einer so rasch wechselnden Vegetation in Ländern, deren älterer Zustand nur aus ungewissen bruchstückweisen Nachrichten bekannt wurde, der Samen jener neu erstehenden Flora nicht durch die einfachste Wiedergeburt erhalten sein?

Ich werde noch näher liegende Erklärung geben. Wer mit forschendem Blick und vergleichendem Sinn jene Niederungen, Berge, Thäler und Felsschluchten durchwandert, gewahrt alsbald, daß von dem düstergrünen Waldesschatten Dornen- und Lianendurchflochtener Riesenstämme, von den mit Farren und Zwergpalmen weithin umwucherten Dunkelheiten, die sonnigen luftigen Flußufer sich auf das charakteristischte unterscheiden. Dieses sind die Blüthengärten und ewigen Pflanzschulen der tropischen Flora. In einem Netz von Convolvulen, Iponäen, Passifloren strotzt das Ufer von Akazien, Marantaceen, Cassien*), Hibiskus, Heliconia, Euphorbia, Canna, Smilax, (Sassaparilla), Indigo, denen Hunderte anderer Arten in buntester Gruppirung sich anschließen. Wenden wir uns von einem solchen Flußufer irgend welcher Pflanzung zu, so finden wir alsbald jene nämliche angeblich neue Pflanzenwelt hier als Unkraut emporschießen. Solanum breitet — in verschiedenen Arten — seine prächtige Krone aus, Heliconia entfaltet die großartigen Musaceenblätter, läßt seine röthlichen und gelblichen Blüthenscheiden prangen, Asclepias curassavica leuchtet mit orangenen Blüthenbüscheln aus dem Grün, und vertritt die Stelle der europäischen Nessel. Portulac kriecht mit fleischigen Blättern unter kühlendem Schatten am Boden, Canna sendet ihre Blumenschafte bis zwanzig Fuß empor und schmückt sie mit rothen, weißen, gelben**) Blüthen, Passifloren mit weißen und lilla Blüthen,

*) Cañafistola der Central-Amerikaner.

**) Eine weißblühende sah ich ein einziges Mal am feuchten Ufer eines Flusses bei dem Caraibendorfe Senegita in Honduras. Eine blaublühende Canna, von der man mir erzählte, kam mir nicht zu Gesicht.

Igomäen in üppigen Verschlingungen umgarnen den freigewordenen Boden und die aufsprießenden Büsche, hin und wieder sendet eine Datura ihren betäubenden Duft aus zahllosen weißen Riesenglocken. Endlich machen auch allerlei Gewächse, die sonst als Unterholz des Hochwaldes angetroffen werden, auf solchen Lichtungen als ansehnliche Bäumchen sich geltend. Vor allen von malerischer Wirkung sind die feingefiederten, stachelichen zum Theil sensitiven Mimosen, und die großen vielgefingerten Blätter der Cecropien, die mit anderen Urticeen in kürzester Frist emporschießen und nach fünf Monaten bereits ein undurchdringliches Dickicht bilden, dessen hohle, leichte Stämme schon im ersten Jahre auf günstig-feuchtem Boden Armesdicke erreichen. Wer mit eigenen Augen solche Wunder nicht gesehen, kann sich kaum die rechte Vorstellung davon machen, und ist geneigt den jungen Stämmen ein zehnfaches Alter beizulegen. Wer z. B. den langsamen Wuchs der Cocospalme in unseren Treibhäusern beobachtete, mag daran einen Maßstab finden, daß dieser Baum in Central-Amerika bereits mit dem sechsten Jahre die ersten Früchte trägt, und von da ab monatlich eine Traube von funfzehn bis fünfundzwanzig Nüssen ansetzt. — Schießt endlich der Hochwald aus dem Boden der gefällten Bäume oder dem ausgestreuten Samen wieder empor, so bleibt diese kleinere Welt, welche die Natur als Zwischenfrucht zur Kräftigung des Bodens einschob, unter den Aesten der eigentlichen Waldbäume als Unterholz zurück, wie bei uns in der Ostsee Eberäschen, Haselnußsträucher, Wolfskirschen, Kreuzdorn, Seidelbast, Ribes und zahlreiche andere dasselbe Schicksal erleiden.

Nicht nur die Flußufer gewähren jenen angeblich aus dem Nichts entstehenden Pflanzen immerwährende Pflege und angemessenen Aufenthalt, manche derselben sprossen auch im Unterholze des Urwaldes versteckt, und könnten dem Auge auch des Botanikers häufig entgehen, da die Verschlingung der tausenderlei von Gewächsen nur ausnahmsweise hier und da einen Blick auf zehn bis zwanzig Schritte hinausgestattet und solches nur in Thalsohlen, die vom Bergwasser der Regenzeit ihrer zarteren und niedrigeren Bodenbekleidung beraubt werden,

oder auf dürren Höhen, deren geringere Fruchtbarkeit überhaupt keine reiche Pflanzenwelt schuf, möglich ist. — In einem menschlicher Pflege entzogenen Walde, der seine ganze Oekonomie selbst zu bestellen hat, dienen die überstämmigen Bäume, welche der aufstrebenden Jugend das Licht benehmen, zur Befruchtung des Bodens. Sturm säubert die Blätterkronen und stürzt die morschen alten Stämme. Sonnenstrahlen dringen in die gebrochene Lücke, schlüpfen hier und dort durch entblößte Zweige solcher Holzgattungen, welche auf eine Zeit des Jahres, ihrer Laubhülle sich entledigen, und wecken die Keime schlummernder Saaten zu thätigem Leben, zu Blüthe und Frucht; und ehe noch der rastende Baum mit frischem Grün sich bekleidet, bevor noch die Aeste benachbarter Stämme die Lücke des gestürzten überschatten, haben die jungen Pflanzen dort unten den Samen gereift und ausgestreut, der, künftigen Lebensrufes harrend, die alten Pflanzengeschlechter von Jahr zu Jahr bis in die späteste Zukunft hinaus verjüngt.

Die livländische Sonne ist oft nicht im Stande einen überstämmig abgetriebenen Birken-, Tannen- oder Kiefern-Wald von der früheren Gattung wieder hervorzubringen, selbst die besten ausgestreuten Samen, auch wenn sie von übriggelassenen Saatbäumen herrührten, bleiben unfruchtbar, da der bald entnervte Boden durchaus einer Pause und eines kräftigen Fruchtwechsels bedarf, welcher auch nach längerem oder kürzerem Brachliegen erfolgt, und der angeblichen generatio equivoca Thür und Thor öffnet. — In dasselbe Kapitel gehören die vielfältigen Beobachtungen über Lein, gebornen Leindotter und Roggen, gebornen Hafer, Klee oder Trespe. Täglich werden Wunderdinge berichtet und trotz der Hunderte von Versuchen ist keiner bei dem nicht Täuschung möglich oder wahrscheinlich wäre. Die Unbestimmtheit und Allgemeinheit der Experimente läßt kein genaues Ergebniß ausmitteln und wird wohl kaum jemals ein Resultat liefern. Zu bemerken ist, daß sämmtliche Erfahrungen dahin gingen, daß nie ein g a n z e s F e l d oder s ä m m t l i c h e a u s g e s t r e u t e K ö r n e r neue Gestalt annehmen, sondern immer nur vereinzelte wenige, über deren Vorfahrenschaft keine Ahnentafel berichtet. Doch besinne ich mich e i n e r Ausnahme, die

wie alle Ausnahmen zur Bestätigung der Regel dient. Ein alter Herr aus meiner Bekanntschaft, dem es in seiner Jugend um Lösung des Räthsels ernst war, bestellte im Herbste einige Loofstellen Landes mit bester Hafersaat, und sah mit Ungeduld dem Erfolge entgegen, versäumte auch nicht, von seinem Vorhaben die Nachbarn zu unterrichten. Einer derselben ließ zur Nachtzeit dasselbe Haferfeld mit Winterroggen dicht bestreuen, der nicht verfehlte, im Frühjahr den glücklichen Experimentator zu überraschen. — Wer vermöchte jedes Körnchen Erde in einem Beete, geschweige in einem Felde zu prüfen, — und wäre Korn für Korn der Saat gemustert — wer bürgt dafür, daß nicht ein Roggensamen sich unvermerkt eingeschlichen hätte? Diese Versuche mit mathematischer Genauigkeit durchzuführen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, und weil immer nur einzelne Körner — im günstigsten Fall, wie man's nennt, verwandelt wurden, bleiben wir auch ohne praktischen Nutzen. Die Wissenschaft kann mit ziemlicher Sicherheit über diese Experimente, wie über ein perpetuum mobile hinausschreiten.

Selten nur stößt der central-amerikanische Wanderer auf laublos verdorrte Bäume, denn die Menge von Schlingpflanzen und fälschlich sogenannten Schmarotzern aus dem Geschlechte der Caladien, Anthurium, Carludovica mit palmenähnlichen großen Blättern, Bauhinnien, Bromeliaceen, Clusien, Ficoideen, Farren und Orchideen, welche schon zu Lebzeiten des Baumes ihren Wohnsitz auf dem breiten Geäste gründeten, grünen noch eine Weile fort, bevor der glühende Sonnenstrahl die schattenbedürftigen Geschlechter versengte. Kaum beginnen jene zu welken, so klimmen schon aus erschlossenen Samenkeimen Convolvulen, Ipomäen, Aristolochien, Dioscoräen, Passionsblumen empor, und bekleiden das nackte Holz mit einem grünen Gewebe, das aus der Ferne dem dichtesten Moosteppich gleicht. Tritt erst die Blüthenzeit jener Schlingpflanzen ein, so gewährt es den wunderbarsten Anblick zu sehen, wie der ganze Stamm mit massenhaften Blüthen sich schmückt und auf lange Zeit das Grün, durch rothe, blaue, violette, weiße Farbe verdrängt wird. Nicht nur längs Stamm und Zweigen, auch

die nackten herabhängenden Lianen entlang, welche oft von Ast zu Ast, von Baum zu Baum sich winden, wandern die zierlichen Schlingpflanzen im Schmuck ihrer gefingerten, gefiederten, herzförmigen Blätter — zumeist aus unseren Gärten und Treibereien wohlbekannte Formen — und bilden malerische Blumengehänge, welche wir Nordländer als Kunsterzeugnisse unter den fremdländischen Namen Guirlanden und Festons kennen lernten.

Ich habe bereits an anderem Orte von der Guaco-Liane gesprochen und zwar in Bezug auf ihre medicinische Wirkung als Gegengift gegen den Schlangenbiß. Die Micania Guaco tritt uns sowohl im dichten Walde, als an halbsonnigen Orten entgegen, und ist an ihrem herben, dem Katzen- und Mäuseurin nicht unähnlichen, Geruche sowohl des Laubes*) als der holzigen Liane wohl zu erkennen, die von noch grünstengeligen, niedrigen Pflänzchen bis zu zweifingerdicken holzigen Ranken angetroffen wird.

*) Der Geruch tritt nur beim Reiben und Anschneiden hervor.

Gedichte von Jegór v. Sivers.

1. Die Dreieinigen.

Liebe, Wissenschaft und Kunst
Euch hab' ich geschworen,
Bleibt mir auch mit eurer Gunst
Ewig unverloren.

Wandelt ich in dunkler Nacht
Still auf fernen Wegen,
Hielt um mir doch heimlich Wacht
Euer guter Segen.

In die Seele hab ich neu
Euer Bild gegraben,
Bleib' als Mann euch dankbar treu
Mit der Glut des Knaben.

Sah die Göttergleichen oft
Tief in Schmach geknechtet,
Sie, auf die ich stolz gehofft
Selber nun geächtet.

Falsche Götzen auf dem Thron
Sah' ich stolz gehoben,
Höre Lugpropheten schon
Ihre Thaten loben.

D'rum mit stark vereinter Macht
Wollen wir es wagen,
Lug und Trug und Niedertracht
Ward auf's Haupt geschlagen.

Dieser Welt geheimste Kraft
Wird sich offenbaren,
Ringt das Licht der Wissenschafft
Aus der Nacht zum Klaren!

Starrer Prosa Fluten auch
Müssen brechend stürmen,
Wo der Dichtung Glutenhauch
Wogen wollte thürmen!

Schau! Der Tempelvorhang reißt,
Der gehemmt die Schwelle;
Und der Liebe hei'ger Geist
Schwebet auf der Welle. —

2. Der Waldläufer.

(Ein Mayalied aus „Guatemala.")

Was ficht uns an im finstern Wald?
Dort ist mein liebster Aufenthalt!
Wo der Löwe schleicht, wo der Tiger*) haust,
Da spann' ich den Bogen mit nerviger Faust.

*) So heißen in Central-Amerika Puma und Jaguar.

Den glanzgefiederten Quesal*)
Im Aetherblau bracht' ich zu Fall,
Von dem schilfenen Pfeile getroffen sinkt
Das scheue Tapir, das am Flusse trinkt.

Ich wähle mir nach freier Wahl,
Das Wildpret zu dem Mittagsmahl
Und ist kein anderer Braten zur Hand
So beschleich den Alligator im Sand.

Ob mich im Wald die Nacht befällt
Gleichviel! Bau mir ein grünes Zelt
Von Palmengezweig im Leuchtkäferschein
Und die Hängematte wieget mich ein.

Bald schlummr' ich sanft, mein Hund nur wacht
Für seinen Herrn die lange Nacht,
Doch des knisternden Feuers heimliche Glut
Verscheucht der Mosquitos blutdürstige Brut.

Und durch den Traum und Nebel zieht,
Des Nachtgefieders trübes Lied
Bis früh aus der klaren Morgenluft
Mich erweckt der Vanille Balsamduft.

Da labt ein Trunk vom Felsenquell,
Der netzt mir Stirn und Augen hell;
Dann zieh' ich fürder durch bergiges Land
Den Pfeil und den Bogen in sicherer Hand.

---

*) Der central-amerikanische Name für den dortigen Paradiesvogel.

3. Palenque.

(Die alte Ruinenstadt in Central-Amerika.)

Im öden Urwald ragen
Aus tief verborg'nem Thal
Die Trümmer eines Tempels,
Ein heidnisch Göttermaal.

In dumpfigen Gewölben
Haust gift'ge Schlangenbrut,
Wo einst die Rachepriester
Gezecht in Menschenblut.

Verzerrte Götzenbilder
Bewachen noch den Raum,
Wie Angstgebete rauscht es
Vom nachbarlichen Baum.

Verwitterte Paläste,
Vor Zeiten stolz genannt,
Steh'n hier im Schirm der Aeste
Entvölkert, ungekannt.

Gewalt'ge Kön'ge zähmten
Vor Alters dieses Reich,
Selbst ihre Namen schwanden
Dem Morgentraume gleich.

Noch prangen die Gemächer
Im Schmuck der Farbenpracht,
Gemälde, reich zu deuten
Ersteh'n aus Grabesnacht.

Viel bunte Wunderzeichen
In festen Stein geätzt,
Hat seinem Ruhm zum Denkmal
Hier kühn ein Volk gesetzt.

Voll Staunen forscht der Fremdling
Zum Riesenbau empor.
Er lauscht geheimer Sage,
Doch ach! mit taubem Ohr.

Was einst von ew'gem Preise
Geträumt die Nation,
Dünkt uns auf ihre Thaten
Der schärfste Spott und Hohn.

Kein Weiser mag sie deuten
Die Schrift im Felsenstein, —
Sollt' sie, wie einst im Babel
Ein Drohwort Gottes sein?

Gedichte von H. Neus.

1. Das Veilchen.

Mein unbewußt stand ich in Frieden
Und träumte still der Kindheit Traum,
Von dem Gewühl der Welt geschieden,
War mir die Welt — der enge Raum.

Da kam von dem Gebirg' gezogen
Der holde Lenz herab ins Thal,
Und als die süßen Blicke flogen,
Traf mich auch ein verlor'ner Strahl.

Und ward es Licht in meinem Innern,
Und jedes Räthsels Lösung klar.
Ach, wie ein uralt' süß Erinnern
So stellte sich der Liebste dar.

Da stand die Erd' in schönem Prangen,
Der Himmel lachte hold herein;
Der Stern, der in mir aufgegangen —
Er goß umher den gold'nen Schein.

Doch wer die Welt kann umgestalten,
Wie wär' ein Blümchen ihm genug?
Und ach! wie hätt' ich mögen halten
Des Liebsten hohen Siegesflug?

Vergieb mir denn die stille Wehmuth,
Gedenk' ich, daß er mein vergaß:
Ich senke still den Blick in Demuth
Und weiß, daß ich ihn nie besaß.

Doch heiß' es keinen Wahn mich nennen,
Was mich einst wunderbar entzückt, —
Was, wenn auch tief die Wunden brennen,
Mich noch mit seinem Schmerz beglückt.

Vergönn' die Flamme mir zu nähren,
Die meiner Brust ein himmlisch Gut!
Es soll mich schön mit Glanz verklären
Der Lieb' und Treue heil'ge Glut.

2. Neue Liebe.

Herz, was wird es? Sieh', wie glänzen
Himmel, Aue, Wald und Fluß!
Ach, und in dem Hauch des Lenzen
Webt's nicht, wie ein Liebesgruß?

Weit gebannt in Nebelfernen
Schläft des frühern Leides Pein.
Folg'st Du schon den neuen Sternen,
Traust Du wieder ihrem Schein?

All' die Schmerzen alter Wunden,
Schrecken sie Dich nicht zurück,
Nicht die heiß verweinten Stunden
Um ein, ach, zu flüchtig Glück?

Doch Du läß'st Dich nicht entmuthen,
Was Dein Mißgeschick Dir droht,
Stürzest kühn Dich in die Gluten,
Bring' es Leben, bring' es Tod!

3. Im Winter.

Ach, was können Tage frommen
Ohne Wärme, Glanz und Licht?
Und der Frühling will nicht kommen
Und der Winter weichet nicht.

Doch ob blüh'n, ob welken Kränze,
Mißt nicht ab des Herzens Zeit;
And're Winter, and're Lenze
Bringen ihm so Freud' als Leid.

Ach, wenn Sie nur wollt' erscheinen
All' in ihrer Schönheit Macht:
Würd' in sel'gen Widerscheinen
Selbst erglüh'n die Winternacht!

4. Berichtigung.

Geben ist sel'ger, denn nehmen. Der Armuth Spruch; denn der Reichthum
Weiß nur zu gut was es heißt, sein in des Geldes Besitz.

5. Liebesbedürfniß.

Liebesbedürftig gewiß ist der Frauen Gemüth, o Geliebte:
Darum jedoch allein, weil es an Liebe so reich.

Musikalische Effectmittel und Tonmalerei.

Von F. J. Wiedemann.

Einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Nation, Alexander v. Humboldt, hat in einem Werke, wo man dergleichen nicht suchen sollte, eine interessante Sprachbemerkung gemacht. In seinen „Ansichten der Natur“ sagt er, daß die Sprache zwar oft, von einem richtigen Gefühle geleitet, für die zu benennenden Gegenstände solche Wörter auspräge, wodurch jene auf die richtigste und passendste Weise bezeichnet werden, daß sie aber nicht immer so glücklich sei, sondern zuweilen auch Fehlgriffe thue, welche dem Fortschritte der Wissenschaft lange Zeit hinderlich seien, bis es endlich gelinge, die vielleicht Jahrhunderte lang mit solchen Wörtern verbundenen falschen Vorstellungen durch richtige zu verdrängen. „Sie bilden“, heißt es weiter, „lange Zeit durch die Pietät gegen das Alter geschätzte Bollwerke, hinter denen sich Irrthümer und Vorurtheile verschanzen und der Fackel der Wissenschaft sich entziehen, bis einmal auch ihre Zeit erfüllt ist und auch diese Bollwerke fallen müssen, wie früher oder später Alles, was der Wahrheit widerstrebt.“

Manche übel gebildete Wörter richten nun zwar nicht so ernstlichen Schaden an, wie die, welche Humboldt im Sinne gehabt haben mag, aber sie haben denn doch das mit jenen gemein, daß sie immer auch Irrthümer und falsche Vorstellungen von den Dingen erregen und erhalten, und es zeigt sich hierin eine Seite des Einflusses, welchen die Sprache bei ihrer Unzertrennlichkeit von dem Denken auf die Entwickelung des Geistes auszuüben vermag. Jedoch es ist meine Absicht

nicht, mich jetzt auf dieses der Betrachtung so reichen Stoff darbietende wechselseitige Abhängigkeitsverhältniß der Geistesbildung und der Sprache weiter einzulassen; ich bin nur im Vorbeigehen darauf geführt worden, weil der Name des Gegenstandes, für welchen ich die Aufmerksamkeit der Leser auf kurze Zeit in Anspruch zu nehmen gedenke, gerade auch von der Art ist, daß er eine richtige Vorstellung und Einsicht von der Sache und eine angemessene Behandlung derselben wohl eher behindert, als befördert hat. Es ist die sogenannte Tonmalerei.

Da die Kunst ihrem Wesen nach nur eine ist und die verschiedenen schönen Künste sich nur durch die Mittel unterscheiden, deren sich der Künstler zur Darstellung seiner Idee bedient, und da die Werke der Kunst, mögen sie nun durch das Gesicht oder das Gehör — die beiden höheren Sinne des Menschen — wahrgenommen werden, doch wieder auch nur durch den einen inneren Gedanken erfaßt und dem Wahrnehmenden zum Bewußtsein gebracht werden, so konnte es nicht fehlen, daß man zwischen den Eindrücken der vermittelst des Ohres und der vermittelst des Auges wahrgenommenen Kunstwerke gewisse Analogieen fand. Man ging nun weiter ins Einzelne und suchte auch zwischen den einzelnen Darstellungsmitteln, deren sich die für das Ohr und für das Auge schaffenden Künste bedienen, Parallelen zu ziehen, die in der That bisweilen eine überraschende Wahrheit zu haben scheinen. Das Wenigste und Unerläßlichste an einem Bilde ist zunächst der die Form bestimmende und begrenzende Umriß, dessen einfacher Linie die ebenfalls in einer einfachen Reihe auf einander folgender Töne bestehende Melodie entspricht; zu dem Umriß treten sodann die in der gleichen Ebene, in dem nämlichen abgegrenzten Raume neben einander laufenden Linien der Schattirung — dies sind in der Musik die neben der Melodie und gleichzeitig mit ihr hingehenden Tonreihen, welche die Harmonie bilden, eine compacte Masse, die den einfachen, durch die Melodie gezeichneten Conturen das Füllige und Körperhafte giebt. Die Linien des Malers bestehen aus Theilchen, die im Raume sich an einander fügen, der Tonsetzer formt sein Tonbild aus Linien, deren Partikelchen — die

Töne — eine Aufeinanderfolge in der Zeit haben; die Substrate sind verschieden, aber die Vorgänge scheinen dieselben.

Hat nun aber auch der Maler sein Bild richtig umrissen und hat er ihm durch die richtige Vertheilung von Licht und Schatten den Schein gegeben, als trete es von der Fläche in körperlicher Fülle hervor, immer wird noch die Phantasie des Beschauenden gar zu viel von dem Ihrigen dazuthun müssen, um in der Darstellung den Gegenstand selbst zu sehen. Da steht dem Maler noch ein Mittel zu Gebote, seinem Werke Leben und Körperlichkeit in einer höheren Potenz zu verleihen, die Färbung, die auch da noch, wo sie durch die Natur und Wirklichkeit vorgeschrieben scheint, großentheils von seiner Wahl und seinem Geschmacke abhängt; wo sie aber durch nichts in der Wirklichkeit schon vorher bestimmt ist — wie in den Gewändern —, da wird er sich lediglich durch die Wirkung bestimmen lassen, welche die Farben in dieser oder jener Zusammenstellung hervorbringen. Diesen Farbeneffect giebt dem Componisten die verschiedene Instrumentirung. Er kann sowohl seine melodischen Figuren, wie seine harmonischen Massen mannichfaltigen in Klang und Charakter verschiedenen Instrumenten übertragen, er kann damit die sanftesten Mischungen und Uebergänge oder auch die grellsten Contraste schaffen, namentlich mit Beihülfe der größeren oder geringeren Intensität des Tones, oder des Forte und Piano. Und so wie im Gemälde die Wirkung einer Farbe nicht von dieser allein und an sich abhängt, sondern in ihrem Beitrag zu dem Effect des ganzen Bildes wesentlich durch die Zusammenstellung mit anderen Farben bedingt wird, so wird auch in einer Symphonie die Wahl der Instrumente nur sehr wenig durch die Melodie oder Harmonie an sich bestimmt. Ob eine Melodie von einem Horn, einem Violoncello, einer Flöte oder einer Violine, ob überhaupt von einer sanften oder scharfen, einer hohen oder tiefen Stimme, ob die Harmonie von Saiten- oder Holz- oder Blechinstrumenten geführt werden soll, dabei wird sich der sinnige Tonsetzer immer durch die Rücksicht auf das Ganze leiten lassen. Denn weder die Wahl eines Instrumentes, noch irgend etwas überhaupt in der Musik ist an sich

falsch, unzulässig, widrig; Alles kann nur an dieser Stelle, unter diesen Umständen, für diesen Zweck das Rechte sein oder nicht, je nachdem es dort eine Empfindung oder Vorstellung anregt, welche der Idee des ganzen Kunstwerkes entsprechend ist oder nicht.

Es mag wohl genügen an diesen wenigen Parallelen, die man leicht noch weiter ins Einzelne ausspinnen könnte. So hat man noch versucht, den Charakter der einzelnen Instrumente mit bestimmten Farben zu vergleichen, (Bratsche grau, Violoncello violett ꝛc.); auch die Sprache hat noch manche Ausdrücke, in welchen Musik und Malerei zusammengestellt werden. Man spricht von Farbentönen, sogar von einem Farbenklavier, und umgekehrt von Klangfarbe, von melodischen Figuren; aber ungeachtet alles Dessen ist doch die Wirkung eines Tonstückes eine wesentlich verschiedene, und man kann nicht malen mit Tönen, vielleicht eher erzählen.

Die Musik wirkt nicht durch einen Totaleindruck, sondern durch eine Menge einzelner Eindrücke, die sich in einer durch die Intention des Künstlers bestimmten Folge aneinander reihen, also ebenso wie die Poesie; ein Bild dagegen giebt Alles, was es zu geben hat, auf einmal, und seine Wirkung ist berechnet auf den gleichzeitigen Eindruck aller seiner Einzelheiten. Man kann hier nicht einwenden, daß diesem der Umstand zu widersprechen scheine, daß man sich in dem Anblick eines Bildes ja auch längere Zeit vertiefen, und daß man dabei ebenso wie bei wiederholtem Anschauen immer neue Züge entdecken und neue Eindrücke empfangen könne. Dies liegt nicht an dem Bilde, sondern an dem Beschauer. Das Bild giebt sich ohne Zweifel immer ganz auf einmal, und wenn auch der Beschauende durch die Einrichtung seines Sehorgans gehindert ist, im strengsten Sinne auf einmal sich aller Eindrücke bewußt zu werden, so ist doch hier die Aufeinanderfolge der Eindrücke eine zufällige, nicht durch die Anlage des Kunstwerks bestimmte und abgemessene, wie bei einem Werke der Musik oder der Dichtkunst. Alle drei Künste haben zwar das miteinander gemein, daß Alles, was wir außer uns sehen oder hören, sich in der Seele als Bild reflectirt, aber wenn man in diesem

Sinne von einem Tongemälde spricht, so ist dies dann nicht ein einzelnes Bild, sondern — wie ein Gedicht — eine nach einem bestimmten Plane geordnete und aneinander gereihte Folge vieler Bilder, die freilich auch einer Idee dienen, einen Grundgedanken verwirklichen und somit auch alle nach einem gemeinsamen Ziele hinarbeiten.

Da in der Musik nun natürlich nur im uneigentlichen Sinne von Farben und Figuren die Rede ist, so ist es vielleicht nicht uninteressant, ein wenig bei der Untersuchung zu verweilen, ob die Musik denn auch wirklich im Stande ist, ebenso wie die Poesie, eine Reihe bestimmter Bilder und Vorstellungen in der Seele hervorzurufen, und welche Mittel ihr dabei zu Gebote stehen. Das Letzte namentlich, wenn auch das Erste wohl schon öfters zugegeben wurde, haben wohl nur Wenige sich deutlich zur Anschauung gebracht.

Wenn von den vielfach erwiesenen mächtigen Wirkungen der Musik die Rede ist, so haben wir hier zunächst diejenigen, welche nicht aus den musikalischen Mitteln an sich hervorgegangen sind, sondern nur auf einer zufälligen Ideenassociation beruhen, hier als nicht zum Gegenstand unserer Untersuchung gehörig vorweg auszuscheiden. Die Wirkungen des Kuhreigens z. B., oder des Rakoczimarsches, sind bekannt genug, sind aber mit Recht insofern zufällige zu nennen, als sie nur auf gewisse Menschen durch die Erinnerung an gewisse mit der Musik selbst nicht in unmittelbarem und nothwendigem Zusammenhange stehende Umstände gemacht werden. Der Kuhreigen hat freilich, wie jede Nationalmelodie, etwas Eigenthümliches, das auf kein für Musik überhaupt empfängliches Gemüth seinen Eindruck verfehlen wird, aber wer ihn zum ersten Male hört und die Schweiz nicht kennt, wird nicht davon krank werden, wie der Schweizer, der in der Fremde durch die Töne desselben an die Heimath erinnert wird und an ihre Berge, nach denen sich seine Seele sehnt. — Weniger bekannt als der Kuhreigen ist vielleicht der Rakoczimarsch der Magyaren, von welchem Herr de Gérando in seinem Werke über Siebenbürgen folgende Schilderung giebt: „Rakoczi zog nach der Niederlage von Csibe in

Siebenbürgen flüchtig nach Ungarn, als plötzlich die Berge von den klaren und durchdringenden Tönen des Tarogato wiederhallten. Ein Reiter, ein Unbekannter, improvisirte eine rührende Melodie, in der er der trauernden Armee die ganzen Schmerzen des Unglücks malte. Das Lied wurde behalten und wird noch von einem Ende Siebenbürgens bis zum anderen gespielt. In Ungarn dagegen hört man zur Erinnerung an Rakoczi lebhafte und kräftige Melodien, gedichtet an einem Siegestage; denn dieser Krieg war wohl dazu geeignet Volksdichter hervorzurufen, und jede neue Wendung des Dramas begeisterte zu einer neuen Melodie. Wollte man diese verstreuten Lieder, diese Musikgedichte, wenn ich sie so nennen darf, die man bald hier, bald dort im Lande vernimmt, sammeln, so könnte man bald eine ganze Epopöe zusammenbringen. Der Rakoczimarsch ist nicht blos ein erhabenes Musikstück, es ist eine Hymne, ein Heldengedicht. Was ein verzweifelter Kampf von Hoffnungen und Thränen, von Ruhm und Schmerz in sich schließt, ist hier bewunderungswürdig ausgedrückt. Man glaubt, das ganze Drama vor seinen Blicken sich entwickeln zu sehen. Zuerst einige traurige und langgezogene Töne: Ungarn leidet und weint. Plötzlich erschallt ein Ruf zu den Waffen, ein dringender Ruf: lauft, eilt herbei! Das knieende Vaterland streckt euch die Arme entgegen! — Seht hier den Zug und die Schlacht, ruhig und ernst; den Kampf, kurz wie der, den Petrarca für Italien forderte; die Siegesgesänge. Horcht! der Feind kehrt mit Macht zurück . . . ach! wie lange dauert dieses Mal die Schlacht! — Geschrei der Verzweiflung! Wehe! Alles ist verloren, und die klagenden Töne wiederholen sich, damit die Nachwelt lange Zeit über diesen großen Schmerz weine. — Der Rakoczimarsch ist nicht niedergeschrieben, er wird aus dem Gedächtniß, nach Ueberlieferung gespielt. Nicht die Magyaren spielen ihn, sondern die Zigeuner, was freilich seltsam erscheinen mag, aber doch sehr natürlich ist. Für den Ungarn ist das Anhören seiner Nationalmusik eine ernste Sache. Er läßt sich seine Nationallieder vorspielen und denkt an die alte Zeit zurück u. s. w."

Nach dieser Schilderung scheint freilich diese Nationalmusik das

Eindruckmachende in sich selber zu haben, da ein Fremder ebenso davon ergriffen wurde, wie die Ungarn selbst. Aber doch möchte ich glauben, daß dem leicht erregbaren Franzosen seine Phantasie hierbei einen kleinen Streich gespielt hat, und daß wenigstens das Epische und Dramatische in dem Rakoczimarsche größtentheils auf Rechnung dieser kommen möchte. Die zuletzt angeführten Worte des Herrn de Gérando: „Er läßt sich seine Nationallieder vorspielen und denkt an die alte Zeit zurück" scheinen die Sache wohl dahin zu erklären, daß auch hier anzunehmen sein dürfte, daß die Erinnerung an von außen her mit der Musik in Verbindung stehende Umstände das Hauptagens sei! Ich kenne freilich den Rakoczimarsch selbst nicht, allein was mir sonst von Volksmelodien vorgekommen ist, das trägt Alles vielmehr einen lyrischen Charakter, als einen dramatischen oder gar epischen; sie drücken Gemüthsstimmungen und Gefühle aus, durch den Charakter des Volkes bedingt oder modificirt; aber sie schildern nicht und sie berichten nicht. — Damit soll indeß keineswegs der Musik überhaupt diese Fähigkeit abgesprochen werden. Es giebt allerdings auch eine dramatische Musik, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein gutes Oratorium hört oder mit geschlossenen Augen der Aufführung einer guten Oper beiwohnt, daß heißt einer nicht von Donizetti, Mercadante und Consorten, sondern von Mozart, Weber und ihres Gleichen.

Die Mittel nun, durch welche die Musik an sich wirkt, sodaß sie nicht blos einen äußerlichen Sinneskitzel, sondern tiefere Seeleneindrücke hervorbringt, mit welchen sich eine Reihe bestimmter Vorstellungen verbinden kann, erscheinen auf den ersten Anblick sowohl wenig zahlreich als auch in der Art ihres Wirkens nur sehr einfach, es können aber diese Wirkungen bedeutend verstärkt und vervielfacht werden durch die Combination gleich- oder verschiedenartig wirkender Mittel. Die Musik kann nicht unmittelbar durch bestimmte Töne bestimmte Vorstellungen erwecken, wie die Poesie durch Worte, aber sie kann unmittelbar Gefühle und Gemüthsstimmungen hervorrufen, was wiederum der Poesie nur auf einem Umwege gelingt, indem die

Rede nicht schon durch das blose Vernehmen wirkt, sondern erst begriffen werden muß. Die Poesie ist keine blos tönende Kunst wie die Musik, denn sonst müßte ja die Rede in einer unverstandenen Sprache ebenso wirken können, wie die in der Muttersprache. Sehen wir nun näher zu, warum eine Musik anders wirkt als eine andere, und womit überhaupt die Musik das Gemüth afficirt, so finden wir, daß alle Tonverbindungen — abgesehen von dem blos sinnlichen Wohl- oder Misbehagen, das sie dem Ohre verursachen und das nicht tiefer in die Seele eindringt, als die Genüsse der Zunge oder der Nase — entweder aufregend und spannend oder beschwichtigend und beruhigend wirken, und dieses Auf- und Niederbeugen auf den Wogen der Töne ist es, was zunächst die Seele beim Anhören einer Musik ergreift und sie, da sie nie unthätig sein kann, geneigt macht, eine dem Charakter der Musik angemessene Reihe von Bildern an sich vorübergehen zu lassen. Der Gegensatz von Ruhe und Bewegung ist das Grundgesetz aller musikalischen Construction. Schon die einfachste Melodie ohne Hinzutritt irgend welcher begleitenden Stimmen zeigt uns in dem Grundton, von welchem ausgegangen und zu welchem zurückgekehrt wird, das Moment der Ruhe, in der zwischen beiden Punkten liegenden Tonreihe das der Bewegung. Die Seele hat das Gefühl von Befriedigung und Ruhe nicht eher, als bis der Grundton wieder erreicht ist, und befindet sich, so lange sie diesen noch erwarten muß, in Spannung. Nur der Eintritt einer an einer bestimmten Stelle gerade erwarteten Tonika oder in gewissen Fällen wenigstens eines zu ihrem Dreiklange gehörigen Tones schließt eine Tonfolge oder einen sogenannten Gang auf eine die Seele des Zuhörers beruhigende Weise zu einem verständlichen und befriedigenden Satz ab. Das in dem Fortschreiten der Melodie liegende Moment der Bewegung kann noch modificirt werden durch die Richtung der Melodie. Steigende Tonfolgen erwecken mehr das Gefühl der Steigerung, Spannung, fallende dagegen mehr das der Herabstimmung, der Rückkehr zur Ruhe. Schon an der nicht musikalischen Rede läßt sich die gleiche Erscheinung beobachten, wie sich bei höherer Erregung — z. B. durch Freude oder Zorn — die

Stimme erhebt und in Gekreisch übergehen kann. Eine zweitheilige, aus Vorder- und Nachsatz bestehende musikalische Periode wird daher schwerlich im Nachsatz eine steigende Richtung haben und mit einer höheren Octave des Grundtones schließen. Je ausgedehnter und entschiedener die Lage einer Melodie der steigenden und fallenden Richtung hervorzutreten erlaubt, destomehr wird sie den Charakter der Kraft, der Entschiedenheit des Nachdrucks haben. Schon die alten Tonsetzer haben so gut den verschiedenen Charakter der Melodie in dieser Beziehung erkannt, daß sie bei den Chorälen eine besondere Benennung darnach einführten. Sie nannten authentische solche, deren Grundton zugleich der tiefste ist, und gaben ihnen den Vorzug bei Liedern, deren Inhalt ebenfalls das Gepräge der Kraft, Festigkeit, Entschiedenheit hat, wie „ein' feste Burg ist unser Gott", und plegalische solche, deren Lage nicht eine Bewegung zwischen dem Grundton und dessen Octave erlaubte, weil dadurch das Ganze für die Stimme zu hoch oder zu tief geworden wäre, sondern wo die Melodie sich bald über, bald unter dem Grundton bewegte, und solche Choräle fanden sie angemessener für Lieder, die mehr den Charakter des Sanften und Ruhigen haben, wie „nun ruhen alle Wälder."

Sobald zu der einen Melodiestimme sich mehrere zu einem harmonischen Ganzen vereinigen, so vermehren sich auch die Mittel unendlich, welche das Moment der Ruhe und der Bewegung in einer Composition vertreten. Man thut wohl, sich hierbei zu erinnern, daß nicht allein unsere diatonische Tonleiter, sondern auch die harmonischen Verhältnisse auf den einfachsten Naturgesetzen beruhen. Es ist bekannt, daß ein Blasinstrument ohne künstliche Verkürzung und Verlängerung der vibrirenden und tönenden Luftsäule mit Leichtigkeit eine Reihe von Tönen angiebt, deren Schwingungszahlen sich verhalten wie die Reihe der ganzen Zahlen von 1 bis 12. Je einfacher nun das Verhältniß von je zweien dieser Zahlen ist, desto wohltönender erscheint dem Ohre der Zusammenklang der durch sie bezeichneten Töne. Die Töne 1 und 2 machen die Octave, 2 und 3 die Quinte, 4 und 5 die große Terz, 5 und 6 die kleine Terz. Nur Accorde, die aus Tönen mit diesen Verhältnissen

aufgebaut sind, geben der Seele das Gefühl der Ruhe und Befriedigung, das letztgenannte Verhältniß, die kleine Terz, noch am wenigsten. Es erschien daher den alten Tonmeistern der Mollaccord, welcher durch dieses Intervall charakterisirt wird, zum Schlusse eines Stückes nicht angemessen, weil die Seele sich bei diesem Accord nicht recht beruhigen will, sondern noch ein Weiteres verlangt und erwartet bis zu einem klarer und befriedigender abschließenden Duraccord; sie schlossen also eine Mollmelodie entweder ohne Uebergang mit dem entsprechenden Durdreiklange, oder sie ließen das anstößige Intervall weg und schlossen mit dem bloßen Zweiklange der Octave und Quinte, anstatt mit einem vollständigen, die Tonart genau enthaltenden Dreiklange. Die Töne des Durdreiklanges bezeichnet die Zahlenreihe 4—5—6, die des Molldreiklanges dagegen 4—4⅘—6 oder in ganzen Zahlen 10—12—15, offenbar ein weniger leicht faßliches und übersehbares Verhältniß als das vorige. Die durch noch größere Zahlen als bei der kleinen Terz repräsentirten Intervalle, nämlich die große Secunde — 8 und 9 oder 9 und 10 — und die kleine Secunde — 10 und 11 geben zusammen erklingend auch noch viel mehr als die kleine Terz das Gefühl der Unbefriedigtheit, des Verlangens nach einem Weiterschreiten der Harmonie, nach einer Auflösung des Dissonirenden, und Accorde, in welchen diese Intervalle oder ihre Umkehrungen vorkommen, gehören durchaus dem Moment der Bewegung an. Es ließe sich, was indessen hier zu weit führen würde, leicht zeigen, wie alle die verschiedenen Septimenaccorde, die Nonenaccorde und der verminderte Dreiklang aus Tönen bestehen, deren Zahlenverhältnisse sich immer weiter von der Einfachheit der 4—5—6 des großen Dreiklanges entfernen. Daß der Mensch bei den Eindrücken, welche das Zusammenklingen dieser Intervalle auf seine Seele macht, sich der angedeuteten Zahlenverhältnisse bewußt werde, ist natürlich nicht nöthig, ebenso wenig wie es zur Wirkung einer Medicin auf seinen Körper nöthig ist, daß er die chemische Zusammensetzung derselben kenne. Tausende empfinden die Verschiedenheit der Accorde, ohne eine Ahnung auch nur von der Existenz jener Zahlenverhältnisse zu haben, aber dennoch möchte es wohl nicht zu bezweifeln sein, daß

der letzte Grund von den Wirkungen der Harmonie auf dem Verhältnisse der Intervalle, d. h. am Ende denn doch auf jenen Zahlen beruht.

Ursprung aller harmonischen Bewegung ist der sogenannte Dominantaccord, d. h. ein tonischer Dreiklang mit hinzugefügter kleiner Septime, während die tonischen Accorde für sich allein die Sitze der Ruhe bilden. Beim Hören derselben fühlt man durchaus nicht das Bedürfniß nach einem Fortschreiten der Harmonie, ein tonischer Accord kann erklingen und verhallen, ohne daß die Seele die Nothwendigkeit einer Accordfolge darnach empfände, sie bleibt durchaus ruhig. Da er nicht blos den Ausgangspunkt, sondern auch den Schluß der harmonischen Bewegung bildet, so hört auch die Seele in ihm an und für sich ebenso gut den letzten, wie den ersten. Ganz anders ist es bei dem Dominantaccord. Es mag sich bei ihm die Seele durchaus nicht beruhigen, sie will durchaus ein Fortschreiten, zunächst und am natürlichsten in den eine Quarte höher liegenden tonischen Accord. Ziemlich bekannt ist die Anekdote von dem alten Bach, der zu einem am Clavier phantasirenden Freunde ins Zimmer trat, und da dieser Freund sogleich abbrach, um ihn zu bewillkommnen, zuerst sich selbst an das Clavier setzte, den unbefriedigenden Schlußaccord des Freundes auflöste, das Stück zu einem befriedigenden Schlusse fortführte und dann erst den Hausherrn begrüßte. So sehr theilt sich das Moment der Unruhe und Bewegung, das in gewissen harmonischen Verbindungen liegt, der Seele des Hörers mit.

Am fühlbarsten wird das Unstete des Dominantaccordes in Gängen von blosen Dominantaccorden, indem zu dem tonischen Accord, in welchem sie sich aufzulösen streben, die immer wieder weiter treibende Septime hinzugefügt wird. Aus ihm lassen sich alle Septimen- und Nonenaccorde herleiten, welche sämmtlich zu der Bewegungspartei gehören, und so erscheint er eben, wie oben gesagt, als der Quell und Ursprung aller harmonischen Bewegung, und zwar ist er selber wie das erste und einfachste, so auch das sanfteste Bewegungsmittel, und je weiter sich die von ihm abgeleiteten Accorde in ihren Tonverhältnissen von ihm entfernen, desto weniger fühlt sich in ihnen die Seele des Hörers

behaglich und ruhig, oder mit anderen Worten, desto heftiger drängen sie vorwärts nach einem Ruhepunkt.

Noch eine andere Bewegung bringt der Dominantaccord in die Musik, nämlich er und sein Gefolge vermitteln auch die Modulation oder das Fortschreiten aus einer Tonart in die andere, was eine doppelte Absicht haben kann. Entweder nämlich soll dieses Bewegen durch mannichfache Tonarten selber ein Motiv sein, wo es dem Künstler der Ausdruck eines sanft bewegten Weitergehens sein kann, oder auch wohl einer leidenschaftlichen Erregtheit, je nachdem er sich an die nächst verwandten Tonarten hält, oder eine reichere, auch in das Fremdere geführte Modulation wohl gar mit überraschenden, unerwarteten Sprüngen wählt, — oder der Componist modulirt in eine andere Tonart, um längere Zeit darin zu verweilen, weil sie ihm für einen gewissen Theil seines Werkes und das damit Auszusprechende einen geeigneteren Ausdruck zu bieten scheint. Denn so oft es auch bezweifelt und sogar von Tonmeistern selbst — in der Theorie wenigstens — geleugnet worden ist, so glaube ich doch, daß die Tonart für ein Musikstück nicht gleichgiltig ist, vielleicht nicht einmal auf dem Clavier, obgleich dort durch die Stimmung nach der gleichschwebenden Temperatur die Unterschiede der Tonarten ziemlich verwischt sein mögen. Der Professor Marx sagt über diesen Gegenstand sehr treffend, wie mir scheint: „wer mit unbefangenem und empfänglichem Sinne Musik hört und ausübt, der ist inne geworden, daß die verschiedenen Tonarten, abgesehen von Höhe und Tiefe und abgesehen davon, daß einige auf dem und jenem Instrumente mehr helle und klangvolle Töne haben als andere (z. B. D-dur auf der Geige), einen verschiedenen Charakter, bald heißere, bald kühlere, bald trübere und weichere, bald hellere und festere Stimmung an sich haben und auf den Hörer übertragen, obgleich der Grund dieser Erscheinung noch nicht aufgedeckt ist. Dies letzte war die Veranlassung, welche den so verdienstvollen und scharfverständigen, dem Feineren und Tieferen aber weniger offenen Gottfried Weber zum Leugner und Bekämpfer der ganzen Erscheinung machte. Sein Gegenbeweis zeigt aber nur, daß der Verstand den Grund der Sache nicht fassen kann, aber mit

gleichem Rechte könnte man auch das Dasein und die Wirkung der Farben leugnen.“ — Ich will hier nur noch darauf aufmerksam machen, daß auch Thiere, welche wohl die vorurtheilfreisten Zuhörer sind, sich nicht gegen alle Tonarten gleich verhalten. Bechstein hat beobachtet, daß z. B. Canarienvögel am liebsten und leichtesten bei solchen Musikstücken mit ihrem Gesange mit einfallen, welche eine mit Been vorgezeichnete Tonart haben, womit auch das Neueste übereinstimmt, was über diesen Gegenstand gesagt ist (von Schleiden in seinen „Studien“), daß es nach den vorliegenden Untersuchungen scheine, als ob der Gesang der meisten unserer Vögel der G-moll-Tonart angehöre; wenigstens lägen alle mit Sicherheit unterschiedenen Töne in dieser Scala.

Zwischen den eigentlich bewegenden, mehr oder minder heftig weiter drängenden, dissonirenden und den als Ruhepunkt dienenden consonirenden, tonischen Dreiklängen hat die Musik noch etwas gleichsam in der Mitte Stehendes an den Umkehrungen der letzten. Vollkommene Ruhe empfindet die Seele auch bei den tonischen Accorden eigentlich nur, wenn der Grundton unten liegt, zugleich aber auch als der die Melodie schließende Ton, wovon vorher die Rede war, oben. Jede andere Accordlage fordert zwar nicht, wie die Septimenaccorde, ein entschiedenes Fortschreiten nach einem erwarteten, bestimmten anderen Accord, aber sie lassen doch ein Gefühl von Unbefriedigtsein und, eben weil nicht das Verlangen nach einer bestimmten Richtung angeregt wird, von unbestimmten Sehnen zurück. Die Schlüsse ohne den Grundton oben in den Chören der Baalspriester im Oratorium Elias zeigen, was für eine mächtige Wirkung ein Meister mit diesem gering scheinenden Mittel hervorbringen kann.

Bei den dissonirenden Accorden ist das bewegende Princip in der Gesammtheit der Intervalle enthalten, es kann aber auch in dem Verhalten nur einzelner Töne ein Verlangen nach einem Weiteren liegen. Bei dem sogenannten Vorhalt und der Anticipation tritt eine einzelne Stimme in Widerspruch zu den übrigen des Accordes, und die Seele des Zuhörers fühlt sich nicht eher beruhigt, als bis dieser Widerspruch gelöst ist, d. h. bis bei dem Vorhalte der vorgehaltene Ton in den

eigentlichen Accordton einlenkt, oder bis bei der Anticipation die zurückgebliebenen Töne dem vorausgenommenen nachgekommen sind und das Ohr sie noch alle gleichzeitig vernimmt. Außerdem finden wir auch hier noch ein Meer und Minder, indem entweder nur eine einzelne Stimme oder mehrere gleichzeitig vorgehalten oder anticipirt werden; auch ist der Vorhalt härter, der Widerstreit in den Stimmen auffälliger, wenn der Grundton vorgehalten und damit die über einander geordneten Accordstimmen in ihren Grundvesten selbst erschüttert werden; ebenso hat bei einem Vorhalt von unten die Auflösung vielleicht dadurch etwas von ihrem beruhigenden Charakter eingebüßt, daß die dazu nöthige Bewegung der vorgehaltenen Stimme nach oben an sich wieder, wie schon oben bemerkt wurde, etwas Erregendes hat; endlich noch kann die Wirkung des Vorhalts dadurch gesteigert werden, daß man ihn ohne Vorbereitung eintreten läßt.

Es möchte nach dem Gesagten erscheinen, als ob der mehrstimmige musikalische Satz einen unverhältnißmäßigen Reichthum an Mitteln der Erregung besäße, während das Moment der Ruhe nur durch den einen tonischen Dreiklang vertreten wird. Theils liegt dies in der Natur der Sache, da die Ruhe nur als Ausgangs- und Schlußpunkt eines Ganges, einer Reihe von Bewegungen, eintreten kann, theils hat auch die Musik gegen jenen größeren Reichthum von Bewegungsmitteln eine Art Gegengewicht an dem Orgelpunkt, wo bei dem Fortgehen der übrigen Stimmen eine ruhen bleibt und so auf die stärkste und nachdrücklichste Weise das Stetige und Unbewegliche ausdrücken kann, gleichsam ein festes Bett darstellend, in welchem die übrigen Stimmen dahinfließen.

Außer den in dem Reiche der Töne liegenden hat die Musik noch andere, bedeutende Effectmittel in dem Rhythmus. Sie hat zwar nur zwei Hauptbewegungen für einen Satz im Ganzen, die zweitheilige und die dreitheilige, welche ungefähr der trochäischen und der dactylischen Bewegung in der Poesie entsprechen, aber für den Rhythmus im Einzelnen hat die Musik einen unendlich größeren Reichthum, als die Poesie. In der Poetik wird bekanntlich gelehrt, daß nur zwei Kürzen für eine Länge eintreten können und umgekehrt, und doch weiß man, was in

den Hexameter z. B. durch diese geringe Freiheit schon für eine Mannichfaltigkeit kommen, und wie vielfach, abgesehen auch von der dem Ohre schon wohlthuenden Abwechselung, auch dem Sinne des Inhalts die Versform angepaßt werden und entsprechen kann. Die Musik hat aber nicht blos zwei Kürzen für eine Länge, sondern auch vier, acht, sechzehn u. s. w. oder drei, sechs u. s. w. in regelmäßiger Theilung, oder endlich auch fünf, sieben, zehn u. dergl. in unregelmäßiger Theilung. Dies gewährt der Musik das Vermögen, ohne die regelmäßige Bewegung des Ganzen zu unterbrechen oder aufzugeben, doch den einzelnen Tacten, welche den Versfüßen eines Gedichtes entsprechen, die mannichfaltigste Gestalt und Bewegung zu geben; ja sie kann sogar, weil sie auch Pausen von denselben verschiedenen Werthen wie die Noten hat, den Tonfluß beliebig auf längere oder kürzere Zeit unterbrechen und doch die einmal aufgenommene Bewegung fortgehen lassen. Ich habe oben zu zeigen versucht, wie zunächst die eigentlichen Tonmittel der Musik auf die Seele wirken. Ich möchte diese Wirkung eine mehr geistige nennen, gegen die des Rhythmus gehalten. Ich bin nicht Physiolog genug, um sagen zu können, ob ebenso wie eine angeschlagene Saite eine andere gleich gestimmte schon sympathisch mit vibriren und erklingen macht, ohne daß diese selbst mit vorgeschlagen wurde, auch die langsamere oder raschere Bewegung in der Musik sympathisch das Blut langsamer oder schneller kreisen macht, aber soviel ist wohl gewiß, daß es dem Zuhörer vorkommt, als verhielte es sich so. Der ruhig dasitzende Tanzkundige fühlt beim Anhören munterer Tanzrhythmen von selbst die Füße zucken, um die Bewegung mitzumachen, der Gehende verfällt beim Anhören des starken, entschiedenen Marschrhythmns von selbst in dieselbe Bewegung, beim Stringendo am Schlusse eines Allegro fühlt sich der Zuhörer selbst in immer schnellere Bewegung fortgerissen. Und so ist denn die Wirkung des Rhythmus, mag sie nun auf einem anderen oder auf demselben Wege, wie die der Töne, erreicht werden, ebenfalls wie diese eine erregende oder beruhigende und kann mit der der Töne verbunden werden, um auf mannichfache Weise sie zu unterstützen oder durch den Contrast zu modificiren.

Aber, wird man hier vielleicht einwerfen, wenn die Musik mit allen ihren in Tönen und Rhythmen enthaltenen Mitteln nichts weiter kann als immer nur so ganz im Allgemeinen der Seele das Gefühl der Bewegtheit, Erregtheit und Spannung oder das der Ruhe, Beschwichtigung und Befriedigung zu geben, wie steht es denn da um den bestimmten, individuellen Charakter eines Musikstücks, den man doch mit Recht von dem Componisten verlangt, oder gar um die sogenannte Tonmalerei, welche dem Zuhörer nicht blos diese oder jene Gemüthsstimmung mittheilen, sondern seiner Seele die Bilder von ganz bestimmten Scenen und Vorfällen aus Natur und Menschenleben vorführen will?

Es stehen freilich die höheren Sinne des Gesichts und Gehörs nicht in einer so nahen Beziehung zu einander, wie die niederen des Geschmacks und Geruches. Man kann wohl allenfalls sagen: „dies schmeckt so wie jenes riecht!" und umgekehrt; aber „dies klingt so wie jenes aussieht" — so möchte man wohl weder sprechen können, noch sprechen. Es gelten ja die einzelnen Töne nicht als bestimmte Gestalten, die sich dann etwa in einem Tonstücke von selbst schon auch zu einem Gemälde zusammenfügten; es entsprechen ebenso wenig die einzelnen Töne bestimmten Begriffen, sodaß sie sich wie die Worte in der Poesie zu einer für den Verstand faßlichen Rede aneinander reihten. Die Brücke, — welche aus dem unbestimmten, allgemeinen Auf- und Niederwogen des Gefühls, welches, wie wir gesehen haben, alle musikalischen Effectmittel zunächst hervorbringen —, zu bestimmten Vorstellungen und Bildern, welche beim Anhören einer Musik, wie sie sein soll, unserer Seele vorschweben, ist das sympathische Verhalten des Leibes und der Seele einerseits und das der einzelnen Seelenkräfte unter einander andererseits. Physiologie und Pharmacodynamik lehren, daß Schreck, Angst, Zorn, Sorge, Freude und andere Seelenaffectionen eben solche Körperzustände hervorbringen können wie gewisse Arzneimittel, und umgekehrt manche Arzneien wieder, obgleich sie unmittelbar nur den Körper afficiren, doch mittelbar auch gewisse Seelenzustände herbeizuführen vermögen, wie Angst, Freude, Mismuth, Blödsinn, Wuth. Eine ähnliche Sympathie wie hier zwischen Körper- und

Seelenzuständen findet ferner auch zwischen den Seelenkräften statt. Wilhelm v. Humboldt sagt in einer seiner linguistischen Abhandlungen: „so wie ein Wort ein Object zur Vorstellung bringt, so schlägt es auch, obschon unmerklich, eine zugleich seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer ebenso ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet" ꝛc. ꝛc. — Wir mögen nun schließen, daß auch umgekehrt die durch die Musik angeregten Empfindungen von einer Gedankenreihe begleitet werden, und so schiene denn der alte Königsberger Philosoph im Irrthum gewesen zu sein, wenn er die Musik darum verachtete, weil man sich bei ihr nichts denken könne. Eine gute Musik muß allerdings die Anforderungen an sich machen lassen, daß man sich bei ihr etwas denken könne und dieser Anforderung auch entsprechen. Dies ergiebt sich nicht blos aus unserer obigen Deduction, sondern auch die Erfahrung hat mehrfach gelehrt, daß die Musik genau die Vorstellungen in dem Zuhörer hervorrief, welche der Componist beabsichtigte *).

Hierzu scheint freilich das, was wir bisher an musikalischen Effectmitteln kennen gelernt haben, noch nicht recht hinzureichen, denn es muß noch möglich sein, dem allgemeinen und unbestimmten wechselnden Gefühl von Spannung und Beruhigung eine bestimmtere Färbung zu geben, weil ja sonst eine jede Musik ganz gleich wirken müßte. Und es ist in der That möglich. Die „ununterbrochene Gedankenreihe" im Menschen, wie Humboldt sagt, macht es unmöglich, daß man sich in irgend einer — also auch durch die Musik hervorgerufenen — Gemüthsstimmung befinde, ohne die dieser entsprechenden Vorstellungen. Dies ist so gewiß, daß sogar durch Arzneimittel Gedankenreihen hervorgebracht werden können. Wer nach dem Genusse solcher Mittel, die das Blut aus den

*) Ein Freund Beethovens, der jetzt verstorbene Propst A. in Kurland, erzählte mir eine hierher gehörige Anekdote. Als Beethoven sein bekanntes Streichquartett in F-dur componirt hatte, spielte er dem Freunde das herrliche Adagio (D-moll 9/8 Tact) vor, und fragte ihn darauf, was er sich dabei gedacht habe. Es hat mir, war die Antwort, den Abschied zweier Liebenden geschildert. — Wohl, entgegnete Beethoven, ich habe mir dabei die Scene im Grabgewölbe aus Romeo und Julia gedacht.

peripherischen Gefäßen nach innen drängen, ein Gefühl von Angst hat oder durch den Genuß des Haschisch sich in einem Freudenrausch befindet, der denkt sich gewiß auch immer Gegenstände und Umstände dabei, die ihn beängstigen und erfreuen. Es ist ferner bekannt, wie dem in leichtem Morgenschlummer Liegenden eine ganz geringe Veranlassung, wie ein halb gefühlter Schmerz, ein halb bewußtlos vernommenes Geräusch, ein ins Ohr geflüstertes Wort genügen, um den Gang und Inhalt seines Traumes zu bestimmen. Ebenso bedarf es auch beim Wachwerden, wenn durch die Musik seine Seele einmal angeregt ist, nur eines geringen Winkes, um die Phantasie in der vom Componisten intendirten bestimmten Richtung thätig zu machen. Da hier keine vollständige Anleitung zur Tonmalerei gegeben werden soll, so wird es genügen, zur Erläuterung des Gesagten nur einige solcher musikalischer Winke hier anzuführen.

Octavengänge haben eine größere, breiter andringende Tonfülle, sie lassen an Massenhaftes denken. Verdoppelung der Terz, welche im Accord ohnehin schon am stärksten durchdringt, da sie weniger consonirt als Quinte und Octave, läßt dieses Intervall so stark ins Ohr fallen, daß es die anderen weit übertönt; sie spricht ein übermüthiges Vordrängen aus. Die Grundaccorde bieten feste Harmonien, ihre Umkehrungen beweglichere; ein Satz in lauter Grundaccorden wird daher etwas Steifes haben, ein Satz mit gar zu sehr überwiegenden Umkehrungen erscheint unruhig, haltungslos. Nonenaccorde statt der einfachen Septimenaccorde haben leicht etwas Ueberladenes, Schwülstiges. Accorde in weiter Harmonielage haben nicht die feste Einheit für das Gehör wie die in der engen Lage, aber sie haben mehr Klarheit und Durchsichtigkeit, erscheinen sanfter und weicher. Folgen von unverbundenen Accorden klingen fremd und überraschend. Modulationen in nah verwandte Tonarten geben ein Gefühl des sicheren, ruhigen Fortschreitens, die in entferntere das der Kühnheit; gehäufte Modulationen bezeichnen große Beweglichkeit, ein rastloses Treiben, ungeordnet hin- und herfahrende Modulationen Unstetheit, Verworrenheit. Zwei

parallel gehende Stimmen drücken ein inniges Aneinanderschließen aus, ein zu weit fortgesponnener Parallelismus klingt aber auch weichlich, unselbständig. Ein Vorhalt, der sich nicht in dem nächsten Accordton auflöst, sondern mit Uebergehung dazwischen liegender Töne in einen entfernteren, isolirt sich noch schärfer und kann nach sonstigen Umständen entweder als ein Eigensinn, ein schneidender Widerspruch, oder wie ein Verlassensein klingen. — Ganz besonders wirksam ist in dieser Weise der Rhythmus. Er kann an sich schon erstlich durch die Bewegung des Satzes überhaupt ganz leicht an alles Dasjenige erinnern, was in der Wirklichkeit mit einem gewissen Rhythmus geschieht, das sanfte Rauschen der Wellen und die heftige Brandung, das Schaukeln des Bootes, der Galopp des Pferdes u. dergl.; ferner aber auch kann durch den verschiedenen Zeitwerth der Noten und Pausen auch jedem Tacte und Tacttheile noch besonders eine eigene rhythmische Bedeutung gegeben werden. So können namentlich Unterbrechungen des Melodienflusses durch Pausen dem Satze etwas Stutziges geben, sie können Schreck und Ueberraschung malen, es kann damit an die stockende, durch Weinen unterbrochene Rede erinnert werden, wie in der wunderschönen Abschiedsscene im ersten Acte von Cosi fan tutte. Eine noch ergiebigere Quelle von bestimmter charakterisirenden Effectmitteln eröffnet sich dem Künstler durch die Combination der rhythmischen und tonischen und besonders durch den Contrast beider. Auch schon der Laie in der Musik wird sich durch rasche Rhythmen ganz anders afficirt fühlen, wenn der Satz in dem klaren Dur, als wenn er in dem trüben Moll sich ergeht. Was dort heiter und fröhlich erscheint, erscheint hier leidenschaftlich, verzweifelnd, besonders wenn außerdem noch der Satz reich ist an den aufregenden Septimenaccorden. Als ein Beispiel von der großen Wirksamkeit der letzten will ich hier nur an den Tannhäuser von R. Wagner erinnern, wo diese Tonverbindung häufiger angewendet ist, als ich mich erinnern kann es irgendwo früher gesehen zu haben, und an das „Weltgericht“ von Fr. Schneider. Durch diese nach Auflösung und Versöhnung verlangenden, aber sie immer nicht findenden Harmonien, zugleich bei der raschen,

leidenschaftlichen Bewegung, würden die Chöre der Verdammten in dem genannten Oratorium gewiß, wenigstens bei jedem Musikverständigen, die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen, auch wenn er von dem Text nichts hörte. Der Orgelpunkt, mit dem die Bach'sche Passionsmusik nach Matthäus beginnt, wirkt ganz anders als der im Anfang des Allegro der Ouvertüre zum Don Juan. Dort kann man nur an das Größte und Erhabenste erinnert werden, hier nur an ein schmerzliches, leidenschaftliches Festhalten denken. Wie deutlich malt sich in diesem Eingange und der im siebenten und achten Tacte darauf folgenden Fanfare, die mit Leidenschaft an den untreuen Buhlen hangende Elvira und der höhnende Spott des Don Juan! — Doch genug an dem Angeführten, denn den reichen Vorrath erschöpfen zu wollen, daran ist hier nicht zu denken. Bei vielen von den genannten Zügen wird freilich nur ein Musikverständiger das fühlen und denken, was wir davon angemerkt haben, und auf Hunderte von Zuhörern machen sie vielleicht keinen anderen Eindruck, als ein Zapfenstreich, oder ein Nachtwächterruf. Wer z. B. nicht weiß, welch' ein Accord naturgemäß auf einen Septimenaccord folgen sollte, der wird durchaus nicht überrascht sein, wenn der Componist einen anderen eintreten läßt; aber geht es denn nicht mit den Werken der andern Künste, der Malerei und Poesie, ebenso? gehört nicht auch da zum rechten Verständniß ein gewisser Grad von Kunstbildung? —

Uebergehen müssen wir hier, wie schon am Eingange angedeutet wurde, die Wirkung der Musik, welche nicht durch die eigentlich musikalischen Mittel erzielt wird, sondern sich an die zufällige Erinnerung an Nebenumstände hängt, welche in dem Hörer durch die gehörte Musik wieder auftauchen, eine Wirkung, welche die Musik nicht blos mit ihren Tönen, sondern natürlich auch ohne Töne durch den bloßen Rhythmus hervorbringen kann, wovon Heine in seinen „Reisebildern" an einem französischen Tambour ein ergötzliches, wenn auch etwas übertriebenes Beispiel erzählt. Es ist hier überhaupt gar nicht die Musik selbst das eigentlich Wirkende. Erwähnen müssen wir dagegen den Fall noch, wo Klänge selbst durch Töne der Musik dargestellt werden sollen, wie

der Schlag der Wachtel, das Rollen des Donners u. dergl., was man im engeren Sinne namentlich Tonmalerei nennt. Und hier nur paßt eigentlich dieser Name, denn hier wird ebenso wie in der Malerei das Darzustellende durch Adäquates dargestellt. Die Malerei giebt Formen und Farben mit Formen und Farben, Sichtbares mit Sichtbarem wieder, die Tonmalerei Hörbares mit Hörbarem, und so wie Jeder, der einen Hahn gesehen hat, in einem richtig gezeichneten und colorirten Bilde desselben den Hahn wieder erkennt, so wird er auch in einem mit Tönen richtig nachgemachten Hahnenschrei diesen wieder erkennen. Solche musikalische Winke sind ohne Zweifel wohl die verständlichsten, welche man dem Zuhörer geben kann, es ist nur bei ihrer Anwendung die Gefahr nahe, in eine unkünstlerische Spielerei zu verfallen, und genaue Nachahmung des von der Natur Gegebenen hat überhaupt noch in keiner Kunst für das Höchste gegolten. Es scheint eine Art Erniedrigung für die Musik darin zu liegen, daß sie ihre Töne zu der Darstellung eines unmusikalischen Klanges oder Geräusches soll zwängen lassen. Indessen, was schon oben ausgesprochen wurde, daß es in der Musik nichts an und für sich und durchaus Falsches und Verwerfliches gebe, das wird auch wohl hier gelten müssen, und das rechte Maß in der Tonmalerei zu treffen und die dabei drohende Klippe zu vermeiden, muß dem richtigen Tacte des wahren Künstlers überlassen bleiben. Ein Beispiel dieses richtigen Tactes hat Haydn in seinen beiden Oratorien gegeben. In der „Schöpfung", einem Stücke hochernsten Inhalts, hat er von der zuletzt besprochenen Art von Tonmalerei keinen Gebrauch gemacht, obgleich sonst die Musik gewiß eine sehr charakteristische und sprechende ist. Man hört den fröhlich brüllenden Löwen, man sieht die gewandten Sprünge des Tigers und das am Boden kriechende Gewürm, man fühlt sich bei dem Lichtwerden wie von einem Zauberschlage getroffen, aber Alles ist nur durch wirklich musikalische Mittel, besonders durch die Rhythmik dargestellt. In den „Jahreszeiten" dagegen ist der Gegenstand der Art, daß auch wohl ein musikalischer Spaß hier und da nicht eben übel angebracht ist, — ich sage „hier und da", denn an dem edleren Styl der Tonmalerei, wie er in der „Schöpfung" herrscht, fehlt es auch

in den „Jahreszeiten" nicht. — Wer bei der sanft anhebenden, immer heller und klarer emporsteigenden Musik noch an etwas Anderes denken sollte, als an den anbrechenden Morgen, der wird gewiß mit seinen Gedanken in die rechte Bahn geleitet, wenn er das Kikeriki der Oboe — in Ermangelung eines Hahnes — hört; wer in den unruhig hin- und herfahrenden Rhythmen und den eigenthümlichen Tönen nicht schon das unruhige Spüren nach dem Wild und Kläffen der Hunde, das Fliehen des einen und das Verfolgen der anderen erkennt, der erräth gewiß das Rechte, wenn der erschreckende Schuß gefallen ist; bei dem Abendgesange bildet das Glockengeläute eine sehr passende Zugabe, ebenso wie bei Hannchens Erzählung in der Spinnstube das von der Bratsche executirte Schnurren der Spinnräder, zu geschweigen des an Nachahmungen besonders reichen Gewittersturmes.

So stehen dem Componisten viele und mannichfaltige Mittel zu Gebote, mit seiner Musik dem Zuhörer bestimmte Bilder vor die Seele zu führen, aber wie Viele, oder besser wie Wenige wissen von diesen Mitteln den rechten Gebrauch zu machen! Sogar bei der, wie es scheint, leichtesten Verwendung der Musik, bei der Begleitung des Liedes, wo ein bestimmter durch den Text deutlich ausgesprochener Inhalt gegeben ist, der nur durch die Musik noch unterstützt werden soll, wie wenig Lieder haben wir, bei denen die Musik selbst ein „Lied ohne Worte", und doch gleichen Inhalts ist? — Jeder nur einigermaßen musikalisch Gebildete muß fühlen, was rechte und was indifferente Musik ist, wenn er den Don Juan oder Figaro von Mozart vergleicht mit der zwar sinnlich schönen aber unverständlich sprechenden Musik der meisten neuen italienischen Opern, die man vollkommen ebenso gut auch mit irgend einem anderen Text, als für welchen sie componirt sind, nicht blos geben kann, sondern auch wirklich giebt. Auf der andern Seite ist es freilich auch nicht eben aufmunternd für den wahren Tonkünstler, wenn er sich sagen muß, daß im Ganzen immer nur Wenige sein Werk und seine Intentionen verstehen werden. Da die Musik nicht unmittelbar zum Verständniß spricht, sondern der Hörer nur mittelbar durch das Fühlen erst zum Schauen kommt, so hängt bei der Musik viel mehr noch, als

bei andern Künsten die Wirkung, außer der überhaupt zum rechten Verstehen befähigenden Kunstbildung, auch von der Gemüthsstimmung ab, mit welcher man zum Genusse herantritt.

Die Tonmalerei — wir können diesen einmal courant gewordenen Ausdruck jetzt, nachdem wir uns über den Sinn desselben verständigt haben, wohl beibehalten — die Tonmalerei ist ein Erzeugniß der neueren Zeit. Im Mittelalter beschäftigte sich die Musik ausschließlich mit der Harmonie, sie ward mehr wie eine Wissenschaft betrieben, als wie eine darstellende Kunst. Damals konnte die Musik allerdings nur ganz allgemeiner Ausdruck eines Gefühls sein, zur Unterstützung des Gesanges dienen, von einer sich selbst genügenden Instrumentalmusik, wie sie etwa Beethoven bietet, konnte keine Rede sein. Erst als man anfing auch der Melodie und Melodik ihr Recht widerfahren zu lassen, gewann man Mittel zu deutlichen und scharfen Conturen musikalischer Bilder. Ein Blick auf die neuere Musik zeigt daher auch ein besonders lebhaftes Fortschreiten und ein entschieden hervortretendes Uebergewicht der Instrumentalmusik. Als man aber anfing gewahr zu werden, daß der Tonkünstler sich nicht einseitig auf den bloßen Ausdruck von Gefühlen und Empfindungen zu beschränken habe, da konnte es nicht fehlen, daß man die Kraft des neu gefundenen Mittels auch überschätzte, und daß man sich bisweilen unterfing, mit Musik darstellen zu wollen, was damit gar nicht dargestellt werden kann, wie bestimmte Orte und Persönlichkeiten.

Der erste bekannte Versuch zur Tonmalerei findet sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es ist „la bataille ou défaite des Suisses à journée de Marignon“ für vier und fünf Singstimmen von Clément Janequin. Vielleicht noch etwas älter ist von einem unbekannten Verfasser ein sechsstimmiger Canon, die Annäherung des Sommers darstellend. Der Kuckuk, als natürlicher und sehr charakteristischer Musikant, spielt natürlich eine Hauptrolle dabei, aber er singt auffallender Weise nicht eine kleine Terz, wie in der Wirklichkeit, sondern eine große oder kleine Secunde. — Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts haben wir von Adam Krieger eine Fuge für vier Singstimmen, worin die Klagelaute der Katzen durch den in lauter chromatischen Gängen sich

bewegenden Gesang ausgedrückt sind. Bei den Tonmalereien durch Instrumentalmusik beschränkte man sich Anfangs auf das Clavier, und wenn man an die tonarmen und tonschwachen Instrumente denkt, welche man damals mit diesem Namen bezeichnete, so erscheint das Streben der Componisten, vermittelst desselben die speciellsten Dinge auszudrücken, um so wunderlicher. In der Mitte des 17. Jahrhunderts schrieb Joh. Jacob Froberger ein Stück „plainte faite à Londres pour passer la „mélancolie, wobei eine Beschreibung desjenigen, so ihm zwischen Paris „und Calais sowohl als zwischen Calais und England von den Land- „und Seeräubern widerfahren, auch daß ihn der englische Organist ge- „scholten, bei dem Arm zur Thür geführt und mit dem Fuß hinaus- „gestoßen." — Sein Lebensbeschreiber sagt von ihm: „Dieser Componist „hat auf dem Clavier ganze Geschichten mit Abmalung der dabei gegen- „wärtig gewesenen und Theil daran nehmenden Personen sammt ihren „Gemüthseigenschaften gar wohl darzustellen gewußt. Unter andern ist „bei mir eine Allemande nebst Zubehör vorhanden, worin die Ueberfahrt „des Grafen von Thurn und die Gefahr, so sie auf dem Rhein aus- „gestanden, in sechsundzwanzig Notenfällen ziemlich deutlich vor Augen „und Ohren gelegt wird." — Ein Organist Buxtehude in Lübeck soll die Natur und Eigenschaften der Planeten in sieben Claviersuiten „artig abgebildet" haben. — J. Kuhnau gab im Jahre 1700 „biblische Historien nebst Auslegung in Sonatenform" für das Clavier heraus. Diese „Auslegung" ist nun freilich wohl nicht eine in Noten ausgedrückte biblische Exegese, sondern es ist damit nur das einer jeden Sonate vorgesetzte Programm gemeint, worin für die Schwachen, denen die Musik nicht recht klar sein sollte, der Inhalt in leichter verständlichem Deutsch angegeben ist. So heißt es z. B. bei der fünften, Gideon überschrieben: „also bedeutet die Expression der Sonate 1) „den Zweifel Gideons an „den von Gott gethanen Versprechungen des Sieges; 2) seine Flucht „bei dem Anblicke des großen Heeres; 3) seinen gewachsenen Muth über „die Erzählung des Traumes der Feinde und dessen Deutung; 4) das „Schmettern der Posaunen und Trompeten, ingleichem das Zerschmeißen „der Krüge und Heldengeschrei; 5) die Flucht der Feinde und das Nach-

„eilen der Israeliten; 6) die Freude über den remarkablen Sieg der „Israeliten.“

Von den großen Tonmeistern ist vielleicht Joh. Seb. Bach der erste, der sich in der Tonmalerei versucht hat. Es ist von ihm ein ungedrucktes Werkchen vorhanden, betitelt: „Capriccio sopra la Contananza del fratre dilettissimo di G. S. Bach.“ Der Inhalt ist folgendermaßen „angedeutet: 1) Arioso adagio, ist eine Schmeichelei der Freunde, um „denselben von seiner Reise abzuhalten; 2) Allegro, ist eine Vorstellung „unterschiedlicher Casuum, die ihm in der Fremde könnten vorfallen; „3) Adagiosissimo, ist ein allgemeines Lamento der Freunde; 4) allhier „kommen die Freunde zusammen und nehmen Abschied; 5) Allegro poro, „Aria del postiglione; 6) Fuga all' imitazione di posta.“ — Am charaktervollsten, bis in jede Einzelheit individualisirend, ist die Instrumentalmusik Beethovens, und es ist kaum zu bezweifeln, daß ihm bei jedem seiner Stücke eine ganz bestimmte Idee vorschwebte. Jedes hat einen eigenthümlichen Kreis, in welchem es mit keinem anderen zusammentrifft, jedes bringt uns eine besondere, unverkennbare Anschauung, Scenen aus dem Leben, Naturbilder oder sonst etwas. Er ist daher von den Neueren ohne Zweifel der größte und reichste Tonmaler in höherem Sinne, obgleich er nur bei sehr wenigen Stücken seine Intentionen angedeutet und öffentlich zugestanden hat, nämlich bei der „Pastoralsymphonie“, bei der „Schlacht von Vittoria“ und bei einer Claviersonate „L'adieu, l'absence et le retour“. Sonst weiß man wohl auch, daß er in seiner Sinfonia eroica den Charakter Napoleons, in der A-dur-Symphonie (Nr. 7) eine Bauernhochzeit schildern wollte, er hat aber nicht, wie bei den vorhergenannten drei Stücken eine Deutung der einzelnen Theile geben wollen.

Zum Schlusse muß ich hier noch eines Mannes gedenken, von dessen Compositionen ich selber zwar nur sehr wenig gesehen und nichts angehört habe, der aber doch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden darf, da er seit seinem ersten Auftreten als Componist von der Tonmalerei recht eigentlich Profession gemacht hat. Es ist Hector Berlioz. Bei den so sehr widersprechenden Urtheilen der Kritiker über ihn ist es

durchaus unmöglich sich eine richtige Vorstellung von seinen Compositionen zu machen, wenn man sie nicht selber gehört hat. Die Einen erblicken ihn, wie es in einer Zeitschrift heißt, „als Schreckbild an der äußersten Grenze aller Misbräuche, welche mit Tönen verübt werden können," die Andern sehen ihn im innersten Heiligthume der Tonkunst an Beethovens Seite; die Einen behaupten, daß es nie einen Componisten gegeben, der weniger melodische Ideen gehabt hätte, als Berlioz, und daß er diesen Mangel unter einer ungewöhnlichen und übermäßig geräuschvollen Instrumentation zu verstecken suche (der alte Cherubini gab ihm seinen ersten Versuch im Conservatorium zu Paris mit dem Bemerken zurück, „das sei gar keine Musik"), die Anderen nennen ihn schlechtweg einen Reformator der Instrumentalmusik, ein Genie. Die erste seiner dramatischen Symphonien war „die Episode aus dem Leben eines Künstlers", später ist er mit ähnlichen Tonmalereien aufgetreten in „Romeo und Julia", „Harold" und „Faust". Ein musikalischer Berichterstatter aus St. Petersburg, wo Berlioz vor einigen Jahren selbst einige seiner Compositionen zur Aufführung brachte, hebt aus Romeo und Julia besonders ein Scherzo „die Fee Mab" heraus als die interessanteste Composition, in der man die musikalische Malerei auf der äußersten Höhe sehe. „Mit einer staunenswerthen Kenntniß der Instrumente" heißt es, „hat Berlioz die materielle Klangfarbe derselben auf die geist„reichste Weise zu den wunderbarsten, nie geahnten Combinationen benutzt, „ohne doch der musikalischen Schönheit dadurch irgend zu nahe zu treten. „Dieses Stück ist unstreitig eins der geistreichsten und interessantesten, „welche jemals componirt wurden, und ist allein hinreichend, um den „Namen Berlioz mit einem Ruhmeskranze zu umgeben, der nicht sobald „verwelken wird".

Wenn man auch die Richtigkeit solcher Urtheile über Einzelnes zugeben muß, so wird doch auch nicht zu läugnen sein, daß Berlioz bei solchen Arbeiten, wie er sie sich zur Aufgabe gemacht hat, sich häufig auf ein Gebiet verirren muß, wo die eigentlich musikalischen Mittel durchaus nicht mehr ausreichen. Dies mag er auch wohl selbst fühlen, denn seine Symphonien sind alle von einem ausführlichen „Libretto"

begleitet, worin er den Tönen durch leichter verständliche Worte zu Hilfe kommt, die den Zuhörer belehren, was er sich bei den einzelnen Theilen der Musik überall zu denken hat. Aber abgesehen auch davon, daß das Hineinsehen und Suchen in dem erklärenden Programm jedenfalls den Genuß stört und manches überhören läßt, so muß man hierbei — nicht eben zum Vortheil dieser Methode, deren sich auch unter Andern F. David in seiner „Wüste" und R. Wagner in seiner Ouvertüre zum „Tannhäuser" bedient haben — gar zu sehr an die Manier der alten Maler denken, welche zur Erklärung ihrer Bilder den Personen darin rüsselförmige Streifen aus dem Munde gehen ließen, worauf die Worte zu lesen waren, die man sich von denselben gesprochen denken sollte. — Wo der Componist zur Erklärung seiner Intention außer der Musik noch mehr nöthig zu haben glaubt, als höchstens einen Titel oder eine Ueberschrift, da scheint er zuzugeben, daß er sich etwas vorgesetzt hat, was mit musikalischen Mitteln nicht erreicht werden kann, oder was wenigstens er nicht damit zu erreichen vermocht hat.

Uebersetzungen aus dem Russischen.

Von Arnold v. Tideböhl.

Der Zeitraum von 1840—1850 gilt als ein für die russische Lyrik im Allgemeinen ungünstiger, nicht etwa wegen Abnahme des Interesses dafür, sondern weil man in dieser Zeit den Verlust Puschkins und Lérmontoffs nicht verschmerzen konnte, vielmehr die zum Theil erst damals neu oder in Sammlungen erschienenen Schriften beider Dichter die Gemüther des jungen und des alternden Geschlechts immer wieder aufs Nachhaltigste anregten. In diesen Zeitabschnitt fiel namentlich die Herausgabe des 9. 10. und 11. Bandes der Werke Puschkins mit einer Masse des Bedeutenden, wenn auch Unvollendeten; um dieselbe Zeit erschien eine vollständige Ausgabe der Poesien Lérmontoffs. So sehr war die allgemeine Aufmerksamkeit hierdurch in Anspruch genommen, daß selbst Kolzóff, der ächte Volksdichter, der Meister des „russischen Liedes" wenig bemerkt, vorüber ging (Kolzóffs Lieder erschienen gesammelt 1846). Dazu kam, daß eben um diese Zeit mit allgemeiner Spannung und Ungeduld das Erscheinen des zweiten Theils von Gógols satyrischem Roman „die verstorbenen Seelen" erwartet wurde, welcher indeß zu Lebzeiten des Verfassers gar nicht erschien; Gógol, wie die beiden Andern, trat im kräftigsten Alter vom Lebensschauplatz ab.

Unter allen diesen Umständen konnten nun die lyrischen Productionen der Dichter von neuerem Datum in den Jahren von 1840—1850 sich weniger bemerkbar und geltend machen und wenngleich innerhalb dieses Zeitraums insbesondere Maikoff und Feth ihre schönsten Gedichte schrieben, so war doch dergleichen damals überall nur von bedingtem

Interesse, und es zeigt sich erst jetzt, nachdem das Andenken an die großen Todten mit der Zeit wenn nicht an Intensität, so doch an Ausschließlichkeit verloren, eine lebhaftere Theilnahme für die Epigonen, denen sich die Gunst der Kritik und des Publicums neuerdings immer entschiedener zuwendet.

Es dürfte sich hiernach vielleicht rechtfertigen, wenn aus der nicht geringen Anzahl neuerer russischer Lyriker die beiden Obengenannten, welche wohl als die bedeutendsten unter ihnen anzuerkennen sind, in einigen dem Original im Versmaß sich anschließenden Uebersetzungs-Proben *) hier vorgeführt werden, die zwar zu einer Charakteristik der Dichter bei weitem nicht genügen, doch immerhin das übereinstimmende Urtheil der russischen Kritik unterstützen können, nach welchem der Muse Maikoffs mehr das Ernste, Tiefempfundene, derjenigen Feths mehr das Phantastisch-Leidenschaftliche als Erbtheil zugefallen ist.

I. Aus A. Maikoffs Gedichten.

---

1. Der Faun.

Ich schweifte durch des Parks verwilderte Alleen.
Der Glanz des Abendroths erlosch. Der Garten stand
Laublos und schwarz. Die Luft war rauh vom frost'gen Weh'n
Des Herbstes. — Im Gesträuch versteckt, zufällig, fand
Ich eine Statue: ein Faun war's, weiß von Farbe
Vormals, doch nun verstaubt, mit grüner Schorfesnarbe.

*) Die erste Sammlung Maikoff'scher Gedichte erschien zu St. Petersburg 1842, eine spätere daselbst 1855; eine Sammlung der Gedichte Feths kam im J. 1850 zu Moskau heraus. Außerdem sind in den letzten Jahren in der in St. Petersburg erscheinenden Monatsschrift „der Zeitgenosse" (современникъ) u. m. a. Gedichte beider Dichter nicht selten abgedruckt worden. Zum Theil dieser Monatsschrift, zum größten Theil aber jenen Sammlungen sind die hier in deutscher Uebersetzung mitgetheilten, entnommen.

Mild aus den Zweigen lacht' hervor er; und der Strauch,
Vom Wind geschaukelt, schlug ihm in's Gesicht, ihn neckend
Und das Piedestal des Marmorbilds bedeckend.
Uralte Linden rund umher; und tiefer auch
Noch and're Statuen, im Dickicht sich versteckend,
Doch war erkennbar mir, umrankt vom Busche dicht,
Des Faunes Kopf allein mit lachendem Gesicht. —

Ich schaute lang' auf das vergessene Idol.
Der Götze lächelte mich an, des Spaßes voll.
Mir wurd' es leid um ihn: „Einst warst auch Du ein Gott,
O, cynisch Bild! . . . . Dir flammt' einst, bei dem Klang der Flöte,
Ein heil'ger Holzstoß, und ein Lamm zum Opfer bot
Der Mensch Dir; auf dem Stein' es schlachtend im Gebete,
Benetzt' er Dich mit Blut . . . . Sprich, ist es Dir auch leid
Um jene Tage? Wie brach Deine Macht in Stücke,
Entthronter? Näher war damals vielleicht dem Glücke
Der jugendliche Mensch? Wie, oder war die Freud'
Und Wonne jener Tag' ein arges Truggeflecht?
Ach, oder war denn stets dasselbe dies Geschlecht? . . . .
Du lächelst? — Später dann gab's für Dich and're Zeiten.
Da warst Du Zeuge von des Hofes Herrlichkeiten:
Man fand im Schutt Dich auf, bewunderte Dich sehr,
Und pflanzte Dir den Park. Da mußten um Dich her
Najaden, Triton und die Weisen von Athen,
Und die Cäsaren Roms, und Hellas' Götter steh'n.
Und immer lachtest Du in stiller Heiterkeit . . . .
Du sah'st den Glanz des Balls. Durch diesen Garten weit
Ergoß sich die Musik. In diese dunk'len Aeste
Verbarg ein Liebespaar sich vor dem Blick der Gäste.
Du konntest heimlich hier dem Wiedersehen lauschen,
Sah'st ihrem Kosen zu, vernahmst der Küsse Rauschen . . . .

O sag' mir: hielten sie wohl lange an den Eiden
Fest unerschütterlich? Die Liebe brannte Beiden
Im Herzen ewig, und wohl länger als ihr Wort
Und ihre Namen, die auf Deinen Marmor dort
Sie einst geschrieben spühlte ach — der Regen fort? ....
Vielleicht auch mußtest Du hier unter Deinen Linden
Treulos die Liebenden, vereint mit Andern, finden?
Und da aus dem Gezweig zogst Du mit Lachen nicht
Der heuchlerischen Lieb' die Maske vom Gesicht
Und warfst ins Antlitz ihr das heiße Roth der Schande?

. . . .

. . . .

So, schweigend, mit dem Blick fragt' ich die Statue,
Und höhnisch lächelte der Cyniker von Stein. —

2. Nacht.

Wenn auf die Garben, sanft, in halbdurchsichtigen Wallen,
Und auf's vergilbte Feld des Abends Schatten fallen,
Auf blauen Wald und auf der Wiesen feuchtes Grün;
Wenn Dünste über'm See in weißen Säulen glüh'n,
Und durch das Röhricht still sich hin und wieder schaukelt
In leisem Schlaf der Schwan, deß Bild im Wasser gaukelt:
Dann kehr' in's Heimathaus ich ein, das strohbedeckte,
Von schatt'gen Eichen und Akazien überstreckte. —
Und dort, das Lächeln auf der Lippe holdem Thron,
Den lichten Sternenkranz durchwirkt mit dunk'lem Mohn,
Und unter schwarzem Flor des Busens schimmernd Weiß,
Zu meinem Lager tritt der Ruhe Göttin leis',
Und hellen Schimmer gießt sie auf das Haupt des Müden,
Drückt mir die Augen zu mit ihrer Hand in Frieden,
Streicht sich die Locken vom Gesicht und neigt sich sacht,
Und küßt mir leise Mund und Augen in der Nacht. —

3. Der Schädel.

Dumpf stieß heute mein Spaten auf einen Schädel. Hervor Du
Gast des Grabes! Ein Panzer und Handschuh, daneben ein Flamberg.
Modern mögen sie! Dich aber trenn' ich, Schädel, vom Rumpfe. —
Nicht der Schlachten Gestampf, noch Kriegsruf sollst Du vernehmen,
Friedlich lieg' an dem Fuß der hellenischen Leier, mit Myrten
Seist Du bekränzt aus Hellas, den ewig grünen; zu Zeiten
Fülle Dich sanft Nachklang der Saiten, die leise im Winde
Zittern. — Schwelgt dann nicht auch in ewigem Myrtengelispel
Und in Sphärenmusik der Geist, Dein früh'rer Bewohner? —

4. Winter.

Mein Kind, die Wunderzeit, wir sahen sie verschwinden,
Der Lilientage, der Syringen, duft'gen Linden;
Die Nachtigall ist stumm, der Ammer Lied verhallt. —
Laß ab! — Nicht winden kannst Guirlanden Du im Wald,
Noch mit Vergißmeinnicht das Köpfchen Dir umkränzen,
Nicht grüßen mehr, im Thau, des Morgenroths Erglänzen,
Nicht mehr Dich freu'n, wie sonst, wenn Abendschatten wallten,
Wenn unten über'm See sich warme Dünste ballten,
Und wenn die Stern' hindurch in seinen Spiegel sah'n.
Nicht rankt sich Epheu mehr, noch Blum' den Fels hinan,
Nur Moos starrt aus der Kluft, von Flocken früh umschwärmt.
Doch Du, mein Kind, Du bliebst dasselbe, — wild und mild. —
Ich lieb' es, wenn, vom Lauf ermüdet und erwärmt,
Du, mit des Frostes Hauch, in meine Hütte wild
Eindringest und, den Schnee vom Haupte schüttelnd, grüßest
Und, munter lachend, mich so hell und herzlich küssest! —

II. Gedicht von A. Feth.

Alles schläft.

Alles schläft; laß in den schatt'gen Park uns geh'n,
Freundin. Alles schläft schon; nur die Stern' uns seh'n.
Doch, auch sie erblicken uns nicht im Gesträuch,
Nur die Nachtigall hört uns auf ihrem Zweig.
Doch, — die hört auch nichts: ihr Lied ist laut. — Ach nein,
Herz und Hand vielleicht, die hören uns allein:
Herz, das hört es, wie viel Freuden dieser Welt,
Wie viel Seligkeit sich hier zu uns gesellt;
Und die Hand vernimmt es, sagt's dem Herzen leis'
Daß in ihr die fremde lebt und brennt so heiß,
Daß in ihr die Glut von diesem Leben steigt,
Unwillkürlich Schulter sich zur Schulter neigt . . . .

Gedichte von M. v. Maedler geb. Witte.

1. Das Meer.

Wie zieht ein unerklärliches Verlangen
In Deine Nähe mich, geliebtes Meer.
Kein Blümchen duftet hier mit stillem Prangen
Und Deine Ufer sind von Anmuth leer.
Doch immer kehr' ich wieder nach dem Strande
Und wand'le sinnend in dem weichen Sande.

Wohl tausend Mal hab' ich es angesehen
Wie sich die Welle an dem Ufer bricht.
Ein neues Wunder denk' ich, muß entstehen,
Doch alter Brauch bringt neue Wunder nicht.
Die Wogen kommen, wachsen und zerrinnen,
Und leerer Schaum wird jegliches Beginnen.

So kamen sie seit Urbeginn der Zeiten,
So sanken sie hinab in ew'ge Ruh',
So deckte stets im raschen Uebergleiten
Der letzten Spur die neue Welle zu.
Das ist das alte Lied vergang'ner Tage
Und melancholisch klingt die bange Sage.

Hat jener Tropfen, der im Lichte funkelt,
Hat jene Welle, die sich hoch erhebt,
Bevor die nächt'ge Tiefe sie umdunkelt
Das eig'ne Dasein wirklich ausgelebt?
Wohl kehren sie zum Meer; das sie geboren,
Als Well' und Tropfen sind sie doch verloren.

O, Du mein Geist, geheimnißvolles Weben,
Mein eignes Ich, doch mir so unbekannt!
Du Tröpfchen Gottheit, Well' im ew'gen Streben,
Wie kehrst Du heim ins Meer, das Dich entsandt?
Wirst Du als Fünkchen dort im Licht zerfließen?
Wirst Du als Perl' in neuer Muschel sprießen?

Ist dort Dir wohl bewußt Dein Erdenglimmen,
Wie Du geliebt, gejubelt und gebebt,
Dein jähes Fallen und Dein banges Klimmen?
Bleibt Dir, was Du erstritten und erlebt?
Bleibt Dir der Schmerz und die gefühlte Wonne?
Ach, oder scheucht wie Nebel sie die Sonne? —

Und dunkel ist der Himmel rings bezogen,
Es braust das Meer, so unruhvoll bewegt,
Ich sinn' und sinne, bis der Regenbogen
Vermittelnd hin die Friedensbrücke legt,
Bis in der Abendsonne Purpurgluten
Den wilden Kampf die Wogen still verbluten.

2. Weihnachtsabend.

Es flimmern die goldenen Sterne,
Es knistert der silberne Schnee,
Es weht durch die Lüfte wie Sabbath
Und doch ist's im Herzen so weh.

Die Weihnacht verkünden hier Glocken
Und draußen ist längst sie vorbei.
Wer löst mir die zweifelnde Frage
Wann Christus geboren doch sei?

Der Mond das treuliebende Auge,
Blickt nieder im bläulichen Schein,
Er schaut in die wogenden Gassen,
In's trauliche Zimmer hinein.

Da schimmern viel strahlende Kerzen
Am grünen behangenen Baum,
Da weben die Engel den Kindern
Den wonnigsten, rosigsten Traum.

Ich geh' durch die wogenden Gassen,
Ich schaue der Christbäume Pracht;
Da ist mir auf einmal im Herzen
Ein heiliger Sabbath erwacht.

Ich denke vergangener Zeiten
Wo selber in fröhlicher Schaar,
Das Paradies in der Seele,
Ein harmloses Kindlein ich war.

Wie stand ich voll seliger Ehrfurcht
Am grünen, verheißenden Baum,
Wie faßte die Fülle der Wonne
Das Herzchen, das klopfende, kaum!

Wie fühlt' ich den liebenden Segen
So innig erhoben und weich,
Wie war ich doch selber an Liebe,
An Alles umfassender, reich!

Ein Gruß noch von jenem Empfinden
Zieht still in die Seele mir ein;
O, wär' ich ein Kind auch im Herzen
Mein würde das Himmelreich sein!

Und kehrte die Liebe mir wieder,
Nicht läge die Weihnacht mir fern,
Ich feierte heilig und sicher
Den ächten Geburtstag des Herrn.

3. Elfenpetition.

Mondscheinlichter, leicht und lose
Hüpfen durch den Frühlingshain,
Auf dem zartentblühten Moose
Wiegt ein Traum den Sänger ein.

Seine Leier hängt im Grünen
Lullend leise Melodie'n
Will ein Zephyr sich erkühnen
Durch ihr Labyrinth zu flieh'n?

Nein, sie wecken aus den Saiten
Nimmer solchen Zauberklang.
Kleiner Elfen Füße gleiten
Ihren gold'nen Steg entlang.

Und ein holdes Paar vor allen,
Rosenschönchen, Lilienduft
Trägt ein Blütenblatt im Wallen
Näher durch die Abendluft.

Auf des Sängers Wimpern nieder
Senkt das leichte Paar sich dann,
Und sie lispeln: „Mann der Lieder,
Hör' uns Elfenboten an.“

„Ach, vertritt uns bei den Deinen,
Lieber Dichter, sei so gut,
Weil man jetzt uns armen Kleinen
Gar zu viel zu Leide thut.“

Denn man will's uns treiben lassen,
Gleich der kalten Alltagswelt,
Deren Lieben, deren Hassen
Elfenherzchen nicht gefällt.

Sollen große Redner werden,
Conspiriren hier und dort,
Alle Politik der Erden
Kümmert uns kein Sterbenswort.

Es ist solch' ein selig Walten
An dem Busen der Natur;
Haben Blättchen zu entfalten,
Spenden Thau der Blütenflur.

Müssen kranke Blumen letzen
Schenken ihnen Specerein
Lösen aus der Spinne Netzen
Das gefang'ne Käferlein.

Will ein Stäubchen sich verirren,
Tragen wir's zum Sonnenlicht;
Aber von der Menschen Wirren
Kennen wir den Jammer nicht!

Scheint doch ihr bewegtes Treiben
Ihnen selbst nicht klar zu sein,
Möchten gerne fern ihm bleiben
Tanzen froh im Modenschein.

Doch man macht uns zu Organen
Von Ideen bunt und kraus
Kühnem Wort den Weg zu bahnen,
Wählt man klug uns Elfen aus.

Und die Blumen und die Moose,
Mond und Sonne, Quell und Stein,
Alle müssen wie die Rose
Jetzt Allegorien sein.

Käfer müssen Weisheit summen,
Irrlicht lehrt Philosophie
Selbst der Bär schreibt unter Brummen
Atta Trolls Biographie.

Lüfte flüstern, Zweige rauschen
Neu'ste Lyrik, ausgewählt,
Horch ein bischen, um zu lauschen
Dann, was sich der Wald erzählt.

Dichter haben schon genommen
Alle Reiche der Natur;
D'rum sind bittend wir gekommen,
Laßt uns Kinderchen der Flur,

Laßt uns arme kleine Elfen
Harmlos hier bei Tanz und Spiel;
Denn in Eurem Wirrsal helfen
Können wir Euch doch nicht viel.

Gebt uns keine Rollen wieder,
Wovon doch wir nichts versteh'n,
Ei was ist's, daß Eure Lieder
Nur in bunten Masken geh'n?

Woll't ihr singen, singet eben
Frank und frei aus voller Brust;
Kräftig Lied aus frischem Leben
Das ist ächte Dichterlust!

Doch gebannt sind jene Klänge
Lange schon im Felsgestein.
In der Zeit, so öd' und enge
Wer wird ihr Erlöser sein?

Und das Elfenpaar, das weise
Flog zurück im Blütenschooß,
Und ein Seufzer wand sich leise
Aus der Brust des Sängers los.

4. Herbstmorgen.

Ueber Wald und Flur und Wiese liegt ein heller Sonnenschein,
Und die blaue Ferne zeigt sich nebellos, bestimmt und rein.
Warm, und dennoch frischbelebend, wie auf Bergen, weht die Luft,
Tragend weiße Sommerfädchen und den letzten Blumenduft.

Herrlich wie an ihrem Brauttag hat sich die Natur geschmückt,
Und sie lächelt, doch ihr Lächeln ist von Wehmuth still bedrückt;
Ist sie nicht die Hindu-Witwe, die im schönsten Feierkleid
Mit dem Lenz, dem todten Gatten, selbst sich der Vernichtung weiht?

Zwei esthnische Volksmärchen.

Aufgezeichnet und mitgetheilt von Fr. Kreutzwald.

---

1. Wie eine Königstochter sieben Jahre geschlafen hatte.

Es war einmal eines großen Königs einzige Tochter plötzlich gestorben. Trauer und Wehklagen füllten das ganze Land. Am Tage, wo die Leiche sollte eingesargt werden, kam ein weiser Mann aus fernem Lande in die trauervolle Königsstadt. Er merkte aus der allgemeinen Niedergeschlagenheit, daß hier etwas Wichtiges müsse vorgefallen sein und fragte nach der Ursache des Kummers. Sobald er sie erfahren, ging er in die Nähe des königlichen Schlosses, gab sich für einen weisen Arzt aus und bat vor den König geführt zu werden. Schon auf der Thürschwelle rief er mit lauter Stimme: „Diese Jungfrau ist nicht todt, sondern müde; lasset sie eine Weile ausruhen.“ Als der König diesen Ruf vernommen hatte, befahl er dem Fremden, näher zu treten. Dieser sprach aber: „Die Jungfrau darf nicht in die Gruft gebracht werden, wohin man die Todten beerdigt. Ich will eine gläserne Truhe bauen, darin wollen wir sie betten und ruhig schlafen lassen, bis die Zeit des Erwachens kommt.“

Der König war über diese Rede sehr erfreut, er versprach dem Weisen reichen Lohn, wenn dessen Aussage in Erfüllung ginge. Dieser baute eine große Truhe aus Glas, that seidene Kissen hinein, bettete die Königstochter darauf, schloß den Deckel zu und ließ die Truhe in ein großes Zimmer tragen, vor die Thüre aber Wachen setzen, damit die Schlummernde nicht gestört werde.

Nachdem dieses geschehen war, sprach der Weise zum König: „Nun sendet Männer in alle Länder und lasset alle Glasvorräthe aufkaufen, ich will dann einen Ofen bauen, größer wie Eure Königsstadt, worin wir das Glas zu einem Berge zusammenschmelzen. Wenn sechs Jahre vergangen sind und der Lerchen Gesang des siebenten Sommers Ankunft verkünden wird, dann sendet überall Boten aus und lasset ausrufen, daß es jedem Jüngling erlaubt sei, um Eure Tochter zu werben. Wer von diesen Freiern auf einem Pferde reitend, oder auf eigenen Füßen gehend, des Glasberges Gipfel erreicht, der soll Euer Eidam werden. Denn wenn der Auserwählte kommt, was nach sieben Jahren und sieben Tagen geschehen wird, so wird Eure Tochter aus dem Schlafe erwachen und einen goldenen Ring dem Bräutigam geben. Wer Euch diesen Ring überbringt, und wäre er der Aermste von Euren Unterthanen, vielleicht eines Lostreibers Sohn, dem sollt Ihr Eure Tochter zur Gattin geben, sonst würde sie in den ewigen Schlaf verfallen."

Der König versprach des Weisen Willen in allen Stücken zu erfüllen, befahl auch sogleich, aus allen umliegenden Ländern die Glasvorräthe zu kaufen, mit denen, als das sechste Jahr zu Ende ging, eine ganze Meile des Landes sieben Faden hoch bedeckt wurde.

Während dieser Zeit hatte der weise Mann seinen Schmelzofen fertig gebaut, dessen Höhe fast bis zu den untersten Wolken reichte. Der König mußte ihm zweitausend Menschen zu Handlangern geben, die das Glas in den Ofen füllten; darauf fing man an das Glas zu schmelzen, wodurch eine solche Glut entstand, daß Moor, Bäche und kleinere Seen austrockneten, und selbst in Quellen und tieferen Brunnen eine Abnahme des Wassers merklich wurde.

Wir wollen uns, während der Weise seinen Glasberg zusammenschmilzt, in eine von der Königsstadt nicht entfernte Bauerhütte begeben, wo ein alter Vater mit seinen drei Söhnen wohnt. Die beiden älteren Brüder waren geschickte, anstellige Bursche, der jüngste aber ein wenig einfältig. Als der Vater, auf dem Krankenbette liegend, sein Ende herannahen fühlte, ließ er die Söhne vor sein Lager treten und sprach also: „Ich fühle, daß ich bald heimgehen muß, darum will ich meinen letzten

Willen Euch verkünden. Ihr, meine lieben älteren Söhne, sollet gemeinschaftlich Haus und Hof bewirthschaften, falls Ihr nicht beide heirathet und zweier Feuerheerdköniginnen Gegenwart eine Trennung herbeiführt. Ein altes kluges Wort sagt: der Raum, wo sieben ledige Brüder friedlich wohnen, wird für zwei Weiber zu eng, daß sie sich einander in die Haare fahren. In einem solchen Falle müßt Ihr Haus und Ackerland unter Euch theilen. Doch soll der jüngste Bruder, der weder zum Wirth, noch zum Knecht Geschick hat, so lange er lebt, bei Euch Obdach und Nahrung finden. Dafür vermache ich Euch beiden meine Geldtruhe. Euer jüngster Bruder ist zwar ein bischen einfältig, hat aber ein gutes Herz, daher wird er Euch ebenso willig in Allem gehorchen, wie er gegen mich stets gehorsam war." Die älteren Söhne versprachen mit trockenen Augen und wortreichen Zungen des Vaters Willen auszuführen, der jüngste aber sprach kein Wort, sondern weinte bitterlich. „Noch eins", sagte der Vater — „wenn ich gestorben bin und Ihr werdet mich in die Gruft gebettet haben, bitte ich um den letzten kleinen Liebesdienst, daß ein jeder von Euch eine Nacht an meinem Grabe wache." Die beiden älteren Söhne versprachen mit trockenen Augen und wortreichen Zungen des Vaters Willen zu erfüllen, der jüngste aber sprach kein Wort, sondern weinte bitterlich. Kurze Zeit nach dieser Rede hatte der Vater seine Augen für immer geschlossen.

Die beiden Brüder richteten ein großes Gastmahl an, luden viele Gäste zur Beerdigung ein, damit der verstorbene Vater mit allen Ehren unter die Erde gebracht werde. Sie waren selbst lustig, aßen und tranken, wie auf einer Hochzeit, während der jüngste Bruder still weinend an des Vaters Sarge saß; und als man diesen fort trug und in die Gruft versenkte, da war ihm zu Muthe, als wären alle Freuden gestorben und mit dem Vater gemeinschaftlich begraben.

Spät Abends, nachdem die letzten Gäste sich entfernt hatten, fragte der jüngste Bruder, wer die erste Nacht an des Vaters Gruft wachen würde. Die andern sagten: „Wir sind von der Beerdigungsbesorgung müde, können heute Nacht nicht wachen, Du aber hast nichts Besseres zu thun, darum gehe zur Nachtwache."

Der jüngste Bruder ging stillschweigend zum Grabe des Vaters, wo außer der zirpenden Grille ringsum Stille herrschte. Um nicht einzuschlafen, ging er mit leisen Schritten auf und ab. Es mochte Mitternacht sein, da rief wie eine klagende Stimme aus der Gruft:

„Wessen Tritt ertönt im Sande,
Und erdröhnt am Grabesrande?"

Der Sohn aber verstand es und gab zur Antwort:

„Mein Tritt hallt am Grabesrande,
Höre mich geliebte Mutter,
Steig' empor, Du treuer Vater!"

Die Stimme fragte, warum die älteren Brüder nicht zuerst gekommen wären, worauf der jüngste sie entschuldigte, daß sie von der Beerdigung ermüdet, nicht hätten kommen können.

Des Vaters Stimme aber sprach: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, ich will Dir den Deinigen nicht vorenthalten. Es wird bald eine Zeit kommen, wo Du bessere Kleider haben möchtest, um unter stolzeren Leuten auftreten zu können. Dann tritt an mein Grab, schlag mit Deines linken Fußes Hacken dreimal auf den Hügel und sprich: „Bitte, lieber Vater, meinen Lohn für die erste Nachtwache!" Da sollst Du Kleider und ein Pferd bekommen. „Sage Deinen Brüdern nichts davon."

Beim Sonnenaufgange ging der Grabeswächter nach Hause, nahm etwas Morgenimbiß zur Stärkung des Körpers und streckte sich dann zur Ruhe.

Abends, als die Zeit der Nachtwache herannahte, fragte er seine Brüder, welcher von ihnen diese Nacht des Vaters Grab bewachen wolle. Die Brüder gaben lachend zur Antwort: „Es wird Niemand den Vater aus der Gruft stehlen. Aber wenn Du Lust hast, so kannst Du ja auch heute Nacht dort wachen. Ins Leben wirst Du den Vater durch Dein Wachen nicht wieder bringen." Der jüngste Bruder wurde durch diese lieblose Rede noch betrübter und verließ mit thränenden Augen das Haus.

Auf des Vaters Grab war Alles still, wie Abends vorher, nur

die Grille zirpte im Grase. Um nicht einzuschlafen ging er mit leisen Schritten auf und ab. Es mochte Mitternacht sein, die Hähne hatten bereits zweimal gekräht, da rief eine klagende Stimme aus der Gruft:

„Wessen Tritt ertönt im Sande,
Und erdröhnt am Grabesrande?“

Der Sohn aber verstand es und gab zur Antwort:

„Mein Tritt hallt am Grabesrande,
Höre mich geliebte Mutter,
Steig' empor Du treuer Vater!“

Die Stimme fragte, warum die älteren Brüder nicht gekommen wären, und der jüngste entschuldigte sie, daß sie von der Tagesarbeit ermüdet, nicht hätten die Nacht wachen können.

Des Vaters Stimme aber sprach: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, ich will Dir den Deinigen nicht vorenthalten. Es wird bald eine Zeit kommen, wo Du noch bessere Kleider haben möchtest, als Du Dir gestern verdientest. Dann tritt dreist an mein Grab, schlag mit Deines linken Fußes Hacken dreimal auf den Hügel und sprich: „Bitte, lieber Vater, meinen Lohn für die zweite Nachtwache! augenblicklich wirst Du schönere Kleider und ein besseres Pferd bekommen, daß die Leute ihre Augen von Dir nicht abwenden möchten. Sage Deinen Brüdern nichts davon.“

Beim Sonnenaufgange ging der Grabeswächter nach Hause, fand die beiden Brüder im Schlafe, er nahm ein wenig Morgenimbiß zur Stärkung des Körpers, streckte sich auf die Ofenbank und schlief bis die Sonne schon weit über Mittag stand.

Abends, als die Zeit der Nachtwache wieder herannahte, fragte er seine Brüder, welcher von ihnen diese Nacht des Vaters Grab bewachen wolle. Die Brüder lachten und antworteten spottend: „Wer zwei Nächte die Narrenarbeit verrichtet hat, der mag sie auch in der dritten thun. Der Vater wird nicht aus dem Grabe fortlaufen, noch weniger werden die Leute ihn stehlen. Wäre er noch bei Sinnen gewesen, da hätte er keine solche Nachtwache an seinem Grabe verlangt.“ Der jüngste Bruder

war sehr betrübt über diese lieblosen Reden und ging wieder mit thränenden Augen fort.

Auf des Vaters Gruft war Alles still, wie an den vorigen Abenden, nur die Grille zirpte im Grase und ließ die Waldzirpe *) ihr Meckern unter dem Himmel vernehmen. Um nicht einzuschlafen, ging der Grabeswächter mit leisen Schritten auf und ab. Es mochte Mitternacht sein, die Hähne hatten bereits zweimal gekräht, da rief wieder die klagende Stimme aus der Gruft:

„Wessen Tritt ertönt im Sande,
Und erdröhnt am Grabesrande?“

Der Sohn aber verstand es und gab zur Antwort:

„Mein Tritt hallt am Grabesrande,
Höre mich geliebte Mutter,
Steig' empor Du treuer Vater!“

Die Stimme fragte wieder, warum die älteren Brüder nicht gekommen wären, und erhielt dieselbe Antwort wie gestern.

Des Vaters Stimme aber sprach: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, ich will Dir den Deinigen nicht vorenthalten. Es wird bald eine Zeit kommen, wo Du es an Dir erfahren wirst, daß, jemehr der Mensch hat, destomehr wird er noch wünschen. Aber einem guten Sohn, der dem Vater auch nach dem Tode Liebe zeigte, sollen alle Wünsche befriedigt werden. Anfänglich wollte ich meine verborgenen Schätze unter Euch Brüdern theilen, jetzt bist Du mein einziger Erbe. Wenn Dir die schönen Kleider und Pferde nicht mehr gefallen, die ich Dir für die erste und zweite Nachtwache zum Lohn verhieß, so tritt dreist an mein Grab, schlag mit des linken Fußes Hacken dreimal auf den Hügel und sprich: „Bitte, lieber Vater, meinen Lohn für die dritte Nachtwache! und augenblicklich sollst Du die schönsten Kleider und das theuerste Pferd bekommen. Alle Welt wird Dich anstaunen, Deine Brüder werden Dich beneiden, und ein großer König Dich zu seinem Eidam erwählen. Sage aber Deinen Brüdern nichts davon.“

---

*) Die Heerschnepfe.

Beim Sonnenaufgange ging der Grabeswächter nach Hause und dachte bei sich. Eine solche Zeit wird für mich Armen niemals kommen. Nachdem er ein wenig Morgenimbiß zur Körperstärkung zu sich genommen, streckte er sich auf die Ofenbank aus, schlief und erwachte erst als die Sonne an den Wipfeln der Waldbäume stand.

Während er schlief, sprachen die älteren Brüder unter sich: „Dieser Nachtwächter und Tagesschläfer wird uns niemals nützen, warum sollen wir ihn füttern. Besser man giebt das Futter einem Schweine, das man zu Weihnacht schlachten kann.“ Der älteste Bruder sagte: „Jagen wir ihn aus dem Hause, er kann vor fremder Leute Thür sein Brot zusammen betteln.“ Der Andere meinte, das ginge nicht, es würde ihnen selbst Schande bringen, wenn sie als wohlhabende Männer ihren Bruder zum Betteln schickten. „Lieber wollen wir ihm einige Brotkrusten von unserem Tische vorwerfen, satt soll er dabei nicht werden, aber auch nicht Hungers sterben.“

Mittlerweile hatte der Weise seinen Glasberg fertig geschmolzen, der König auch überall bekannt machen lassen, daß es jedem Jünglinge erlaubt sei, um seine Tochter zu werben, doch werde sie nur Denjenigen heirathen, der auf einem Pferde reitend, oder auf den eigenen Füßen gehend, den Gipfel des Glasberges erreichen könne.

Der König ließ ein großes Gastmahl anrichten, damit alle Gäste, die sich einfänden, sich sättigen könnten. Das Fest sollte drei Tage dauern, und wurden für jeden Tag hundert Ochsen und siebenhundert Schweine geschlachtet, und fünfhundert Faß Bier gebraut. Die aufgestapelten Würste lagen wie Wände, das Hefenbrot und die Kuchen bildeten Haufen wie die größten Heuschober.

Die schlafende Königstochter wurde mit der Truhe auf des Glasberges Gipfel getragen. Fremde kamen von allen Seiten herbei, theils um das Wagestück zu versuchen, theils um das Wunder anzuschauen. Der glänzende Berg strahlte wie eine zweite Sonne, daß man ihn meilenweit schon erblicken konnte.

Unsere Bekannten, die beiden älteren Brüder, hatten schöne Festkleider sich machen lassen und waren zum Feste gezogen. Der jüngste

mußte zu Hause bleiben, damit er durch sein ärmliches Gewand den stolzen Brüdern keine Schande mache. Kaum aber waren die Brüder fortgezogen, so ging er an die Gruft des Vaters, that, wie ihm die Stimme gelehrt hatte, und sprach: „Bitte, lieber Vater, meinen Lohn für die erste Nachtwache!“ — Im Augenblick, wo die Bitte über seine Lippen gegangen, stand ein kupfernes Pferd mit einem kupfernen Zaum und Sattel da, und lagen auf dem Sattel die schönsten glänzenden Kupferkleider, vom Kopf bis zur Ferse, und Alles paßte, als wäre es für seinen Körper gemacht.

Um Mittagszeit kam der kupferne Mann mit seinem kupfernen Roß beim Glasberge an, wo Hunderte und Tausende standen, ohne daß es Einem gelang, auch nur wenige Schritte den glatten Berg zu besteigen. Der kupferne Reiter sprengte durch die Menge, ritt den dritten Theil des Glasberges hinauf, als wäre er gewöhnliche Erde, kehrte dann um, grüßte den König und war bald darauf wieder verschwunden. Einige von den Zuschauern wollten bemerkt haben, die schlafende Königstochter habe ihre Hand bewegt, als der Kupfermann hinauf ritt.

Die beiden Brüder konnten Abends zu Hause nicht genug von dem Wunder des kupfernen Mannes und dessen kupfernem Roß erzählen. Der jüngste hörte stillschweigend ihre Reden an, ließ sich aber nichts merken, daß er es gewesen war.

Am folgenden Morgen zogen die Brüder mit Sonnenaufgange wieder fort, um das Festmahl nicht zu versäumen. Die Sonne stand am jungen Mittmorgen, als der jüngste Bruder zum Grabe des Vaters ging; er that, wie ihm gelehrt worden und sprach: „Bitte, lieber Vater, meinen Lohn für die zweite Nachtwache!“ Im Augenblick, wo die Bitte über seine Lippen gegangen, stand ein silbernes Roß, mit einem silbernen Zaum und Sattel da, und lagen auf dem Sattel die schönsten glänzenden Silberkleider, vom Kopf bis zur Ferse, und Alles paßte, als wäre es für seinen Körper gemacht.

Um Mittagszeit kam der silberne Mann mit seinem silbernen Roß beim Glasberge an, wo Hunderte und Tausende standen, ohne daß es Einem gelang, auch nur wenige Schritte den glatten Berg zu besteigen.

Der silberne Reiter sprengte durch die Menge, ritt ein gutes Stück über die Hälfte des Glasberges hinauf, der unter den Hufen seines Pferdes wie gewöhnliche Erde schien, kehrte um, grüßte den König und war bald darauf wieder verschwunden. Heute hatten alle Leute deutlich gesehen, daß die schlafende Königstochter bei Annäherung des Silbermannes ihr Haupt bewegte.

Die Brüder waren Abends nach Hause gekommen und konnten nicht genug des Wunders vom silbernen Manne und dessen silbernem Roß loben, meinten aber doch zuletzt, es könne kein wirklicher Mensch gewesen sein, sondern das Ganze müsse auf zauberischer Augenblendung beruhen. Der jüngste Bruder hörte stillschweigend ihre Reden an, ließ sich aber nichts merken, daß er es gewesen war.

Am anderen Morgen waren die älteren Brüder beide mit Sonnenaufgange wieder fortgezogen. Es hatte sich noch mehr Volk an diesem Tage versammelt, weil die sieben Jahre und sieben Tage, wo die Königstochter aus dem langen Schlafe erwachen sollte, heute zu Ende gingen. Die Sonne stand schon über den Mittmorgen als der jüngste Bruder zum Grabe des Vaters ging; er that, wie ihm belehrt worden war und sprach: „Bitte, lieber Vater, meinen Lohn für die dritte Nachtwache!“ Im Augenblick, wo die Bitte über seine Lippen gegangen, stand ein goldenes Roß, mit einem goldenen Zaum und Sattel da, und lagen auf dem Sattel die schönsten glänzenden Goldkleider vom Kopf bis zur Ferse, und Alles paßte, als wäre es für seinen Körper gemacht.

Um Mittagszeit kam der goldene Mann mit seinem goldenen Roß beim Glasberge an, wo Hunderte und Tausende standen, ohne daß es Einem gelungen wäre, auch nur wenige Schritte den glatten Berg zu besteigen. Die beiden Reiter, der Kupfer- und der Silbermann, hatten keine Spur zurückgelassen, sondern der Berg war glatt geblieben wie früher. Der goldene Reiter sprengte durch die Menge, ritt den Glasberg bis zum Gipfel hinauf, der unter seines Rosses Hufen wie gewöhnliche Erde sich zeigte. Als er oben angekommen war, ging der Deckel der Truhe von selbst auf, die schlafende Königstochter richtete

sich sitzend auf, zog einen goldenen Reif von ihrem Finger und gab ihn dem Goldmann. Dieser aber hob die Jungfrau auf sein goldenes Roß und ritt mit ihr langsam den Berg hinab. Er legte die Jungfrau dem König in die Arme, grüßte freundlich und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Des Königs Freude könnt Ihr Euch denken. Er hatte am folgenden Tage auf den Rath des weisen Mannes überall bekannt machen lassen, daß Derjenige, der den goldenen Ring seiner Tochter wieder brächte, sein Eidam werden solle. Die meisten Gäste waren die Nacht dort geblieben, um das Ende abzuwarten. Auch unsere Freunde, die beiden Brüder waren unter der Menge und ließen sich's gutschmecken. Ihr Erstaunen war aber nicht gering, als sie einen ärmlich gekleideten Menschen, der fast die Gestalt ihres verachteten Bruders hatte, dem Könige sich nahen sehen. Ja, dieser Bettler hatte wirklich den Ring der Königstochter in seiner Hand. Dem Könige gereute sein Versprechen, denn er hatte so etwas nicht denken können.

Der Weise sagte aber zum König: „Der Jüngling, den Ihr in seinem ärmlichen Gewande für einen Bettler ansehet, ist eines mächtigen Königs Sohn aus fernem Lande. Er wurde drei Tage nach seiner Geburt von einem bösen Songutojaweibe gegen einen Bauerknaben vertauscht, aber dieser starb in den ersten Monaten, während jener in einem Bauerhause aufwuchs und gegen seinen vermeintlichen Vater sich stets gehorsam zeigte.

Der König war damit zufrieden, ließ ein großes Hochzeitsmahl anrichten, das vier Wochen währte, vermachte später seinem Schwiegersohne das ganze Königreich zum Erbe. Dieser war, sobald er die Bauerkleider abgelegt, nicht mehr einfältig, sondern ein kluger Herr in seinem neuen Stande geworden, weil die Dummheit ihm nicht angeboren, sondern vom bösen Weibe blos angethan war. Des Sonntags ließ er sich in seinen goldenen Kleidern und auf dem goldenen Pferde vor den Leuten sehen. Seine vermeintlichen Brüder waren vor Neid und Aerger gestorben.

2. Die Galgenmännlein.

Ein Prediger suchte seit längerer Zeit schon einen Knecht, der unter anderen auch das Geschäft übernehmen sollte, allnächtlich um Mitternacht die Kirchenglocke zu läuten. Es hatten sich zwar mehrere, zum Theil ganz tüchtige Leute zum Dienst bedungen, doch sobald sie ihr nächtliches Glockengeschäft auszuführen gingen, waren sie plötzlich wie unter die Erde verschwunden, es ward weder ein Glockenton gehört, noch der Glöckner wieder gesehen. So heimlich der Prediger die Sache auch hielt, wurde das plötzliche Verschwinden so vieler Leute doch allmälig ruchbar, die Folge davon war, daß Niemand mehr bei ihm dienen wollte.

Jemehr die Geschichte bekannt wurde, desto bedenklicher schüttelten die Leute ihre Köpfe, auch fehlte es nicht an böswilligen Zungen, welche erzählten, der Herr Pastor bringe die Knechte selbst ums Leben. Der Pastor hatte nothgedrungen den Lohn ums Dreifache erhöht, und überdies noch täglich gutes Essen versprochen. Monate lang war von ihm jeden Sonntag nach der Predigt abgekanzelt worden, ich brauche einen tüchtigen Knecht u. s. w., doch immer vergeblich. Da meldet sich eines Tages der schlaue Hans, der kürzlich bei einem kargen Wirth gedient und tüchtig gehungert hatte, daher von dem täglichen guten Essen mächtig angezogen ward. Er war willig, sogleich den neuen Dienst anzutreten. „Gut, mein Sohn," sagte der Prediger: „wenn es Dir an Muth und Gottvertrauen nicht fehlt, kannst Du in dieser Nacht noch Dein Probestück mit der Glocke versuchen. Morgen wollen wir unsern Handel abschließen."

Hans erklärte sich damit zufrieden, ging in die Gesindestube und schien seines neuen Amtes wegen nicht weiter bekümmert. Der Prediger war ein Geizhals, das viele Essen seiner Leute verdroß ihn, darum pflegte er während der Nachtzeit in die Gesindestube zu gehen, hoffend, die Leute würden in seiner Gegenwart weniger dreist zugreifen. Er mahnte sie fleißig zum Trinken, meinend, wer viel Flüssigkeit im Magen hat, der kann weniger Platz für Brot und Zukost noch behalten. Der

schlaue Hans war jedoch listiger als sein Herr, er leerte auf dessen Aufforderung in einem Zuge das ganze Trinkgeschirr aus und sagte dann: „Dadurch gewinnt man doppelten Raum für die Speisen.“ Der Pastor nahm die Sache für Ernst und hatte von jenem Tage an, die Leute niemals wieder zum Trinken aufgefordert. Hans aber lachte heimlich, daß ihm die List gelungen war.

Etwa eine Stunde vor Mitternacht ging Hans in die Kirche. Das Innere derselben fand er erhellt, und war ein wenig erstaunt, als er beim Eintreten eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft daselbst versammelt fand. Die Leute saßen um einen langen Tisch und spielten Karten. Hans kannte keine Furcht, oder, wenn er sie auch kannte, war er klug genug, es nicht zu zeigen. Er ging dreist zum Tische und setzte sich zu den Spielern. Einer von diesen hatte ihn bemerkt und fragte: „Brüderchen! was hast Du hier zu suchen?“ Hans sah ihn mit großen Augen eine Weile an und sprach dann lächelnd: „Du, Naseweis! solltest billig stillschweigen! Wenn Jemand das Recht hat hier zu fragen, so denke ich, bin ich Derjenige. Da ich mich meines Rechts nicht bediene, wäre es wohl am klügsten von Euch die vorlauten Mäuler zu halten. Thut lieber, als wäre ich gar nicht zugegen.“

Darauf nahm Hans auch Karten in die Hand und spielte mit den Unbekannten, als wären sie seine besten Freunde. Das Glück blieb ihm treu, er gewann einen Einsatz nach dem anderen, wodurch manchem Mitspieler die Taschen bis auf den Boden ausgeleert wurden. Man hörte einen Hahn krähen, es mochte die Mitternachtsstunde sein, da wurden plötzlich die Lichte ausgelöscht und im Nu waren die Spieler sammt Tisch und Bänken verschwunden. Hans mußte in der dunkeln Kirche eine Zeit lang mit seinen Händen den Weg suchen bis er die Treppe zum Kirchthurm endlich erreichte.

Wie er die erste Treppe hinaufgestiegen war, fand er auf der letzten Stufe derselben ein kleines Männlein sitzen, dem der Kopf fehlte. „Ha! was hast Du, Kleiner, hier zu suchen?“ fragte Hans, und versetzte ihm, ohne eine Antwort abzuwarten, einen so derben Fußtritt, daß das Männlein ohne Kopf die lange Treppe hinunter rollte. Auf der zweiten, dritten

und vierten Treppe fand er dieselbe stumme Schildwache vor, er ließ sie eine nach der andern hinunterpurzeln, daß ihnen die Knochen am ganzen Leibe knackten.

Endlich war Hans ungehindert bis zur Glocke gekommen. Als er seinen Blick hinaufwarf, um zu sehen, ob auch Alles in gehöriger Ordnung sei, da entdeckte er noch ein kopfloses Männlein, das zusammengekauert in der Glocke saß. Das Männlein hatte den Klöppel von der Glocke losgehäkelt und schien darauf zu warten, bis Hans das Seil ergreife, um sodann den schweren Klöppel an seinen Kopf zu werfen, wodurch der Glöckner unfehlbar seinen Tod gefunden haben würde.

„Halt, Freundchen!“ rief Hans — „so haben wir mit einander nicht gewettet. Du hast ohne Zweifel gesehen, wie ich Deine kleinen Kameraden, ohne Anstrengung ihrer eigenen Füßlein, die Treppe hinunterkollern ließ? Gleich sollst Du ihnen nachfliegen. Weil Du aber am höchsten sitzest, sollst Du die vornehmste Fahrt haben, ich will Dich zur Luke hinauswerfen, damit Dir die Lust zum Wiederkommen auf immer vergeht.“

So sprechend, setzte er die Leiter an, um den Kleinen aus der Glocke zu holen und seine Drohung auszuführen. Das Männlein erkannte die Gefahr, in der es schwebte und fing an zu bitten: „Brüderlein! schone mein armes Leben! Dafür gebe ich Dir die Versicherung, daß weder ich noch meine Kameraden Dich bei Deinem nächtlichen Glöcknergeschäft stören werden. Bin zwar klein und unansehnlich, aber wer weiß, vielleicht könnte sich's einmal noch ereignen, daß ich Dir für die erwiesene Wohlthat mehr als Bettlerdank zur Vergeltung bringe.“

„Du kleiner Knirps!“ lachte Hans. „Dein Vergeltungslohn wird den Schwanz einer Mücke nicht beschweren. Da ich gerade heute bei guter Laune bin, magst Du Dein Leben behalten. Doch hüte Dich, mir wieder in den Weg zu kommen, ich würde schwerlich zum zweiten Mal spaßen.“ Das kopflose Männlein dankte, kletterte wie ein Eichhörnchen längs dem Glockenseil herunter und lief, als hätte es Feuer in der Tasche,

die Kirchthurmtreppen hinunter. Hans aber fing nach Herzenslust die Glocke zu läuten an.

Als der Herr Pastor den Glockenton um Mitternacht hörte, war er nicht minder erstaunt als darüber froh, endlich einen Knecht gefunden zu haben, der sein Probestück ausführte. Hans ging nach glücklich vollbrachter Arbeit auf den Heuboden und streckte sich hin zum Schlafen.

Der Prediger hatte die Gewohnheit, des Morgens früh aufzustehen, um zu sehen, ob die Leute alle bei ihrer Arbeit wären! Die Andern waren alle da, aber der neue Knecht fehlte und Niemand wollte ihn gesehen haben. Als der Mittmorgen vergangen, die Sonne bereits auf jungem Mittag stand, Hans aber noch immer nicht erschien, da wurde es dem Herrn Pastor angst, und er glaubte nicht anders, als daß der Glöckner müsse, wie seine Vorgänger, plötzlich verschwunden sein. Um die Zeit jedoch, wo das Gesinde zum Mittagsessen vermittelst eines Brettes zusammengetrommelt wurde, erschien auch Hans.

„Wo bist Du den ganzen Vormittag gewesen?" fragte der Pastor. „Ich habe geschlafen," erwiderte Hans gähnend.

„Geschlafen!" rief der Pastor erstaunt. „Du wirst doch nicht alle Tage bis Mittag schlafen wollen?"

„Ich denke," sagte Hans — „das versteht sich von selbst. Niemand kann zweien Herren dienen. Wer in der Nacht arbeitet, muß am Tage ruhen, sowie umgekehrt der Tagesarbeiter die Nacht zu seiner Ruhe hat. Befreit mich vom nächtlichen Glöcknergeschäft, dann bin ich bereit, mit der Morgensonne bei der Arbeit zu sein. Soll ich aber in der Nacht die Glocke läuten, dann muß ich am Tage schlafen, wenigstens bis Mittag."

Nachdem sie noch lange hin und hergeredet, wurde endlich ein fester Handel unter folgenden Bedingungen geschlossen. Hans sollte, vom nächtlichen Glöcknergeschäft entbunden, vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange arbeiten, nach dem Frühstück eine halbe und nach dem Mittagsessen eine ganze Stunde schlafen, den Sonntag durchaus frei haben. „Aber," sagte der Pastor, „einige kleine Ausnahmen

könnten doch vorkommen, zumal im Winter, wo die Tage kurz sind." — „Nein, unter keiner Bedingung," rief Hans — „dafür sind die Sommernächte lang. Ich werde nicht mehr thun, als meine Pflicht ist, das heißt: vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange an den Werkeltagen arbeiten."

Einige Zeit darauf wurde der Pastor zu einer großen Kindtaufe in die Stadt geladen. Das Pastorat war nur „eine Zwischenmahlzeit" von der Stadt entfernt; dessenungeachtet nahm Hans einen Brotsack vom Hause mit. „Warum willst Du einen Brotsack mitnehmen?" fragte der Pastor — „wir kommen zum Abend in die Stadt." Hans erwiderte: „Wer kann alle Dinge vorher wissen; es können Zufälligkeiten unterweges eintreten, die unsere Fahrt verzögern, und Ihr kennt meinen Contract, welchem nach ich verpflichtet bin, nur bis zum Sonnenuntergang Euch zu dienen. Sollte also die Sonne früher untergehen, als wir die Stadt erreichen, dann müßtet Ihr schon allein weiterfahren und ich zurückbleiben."

Der Pastor hielt diese Rede für einen Scherz, daher antwortete er nichts darauf, und sie fuhren ab. Es war vor Kurzem frischer Schnee gefallen, der vom Winde zusammengeweht, an manchen Stellen den Weg sperrte und das schnelle Fahren verzögerte. Unweit der Stadt mußten sie einen großen Wald passiren. Die Sonne stand ziemlich niedrig, als sie den Wald erreichten. Die Pferde schleppten sich langsam durch den tiefen Schnee und Hans drehte häufig sein Gesicht nach der Sonne. „Warum blickst Du so häufig zurück?" fragte der Pastor. „Weil ich im Nacken keine Augen habe, die nach der Sonne sehen," erwiderte Hans. „Lasse jetzt Deine dummen Scherze," sagte der Pastor — „und sorge dafür, daß wir vor völliger Dunkelheit die Stadt erreichen." Hans fuhr stillschweigend weiter, unterließ es aber nicht, von Zeit zu Zeit nach der Sonne zu sehen.

Sie mochten die Mitte des Waldes erreicht haben, als die Sonne eben unterging. Hans hielt die Pferde an, nahm seinen Brotsack und stieg aus dem Schlitten. „Nun, Hans, bist Du toll? was willst Du beginnen?" fragte der Pastor. Aber Hans antwortete ruhig: „Ich werde

mein Nachtlager hier aufschlagen, die Sonne ist untergegangen, meine Dienstzeit vorüber." Sein Herr bot alles Mögliche auf, ließ es an Bitten und guten Worten nicht fehlen, aber auch Drohungen sollten helfen, und wie alle Mittel nichts fruchteten, versprach er endlich ein gutes Trinkgeld und Zulage an Lohn. „Schämet Euch, Herr Pastor!" sagte Hans — „wollt Ihr den Versucher machen und mich verleiten, meinen Contract zu brechen? Alle Schätze der Welt können mich dazu nicht verleiten. Wollt Ihr heute Abend die Stadt erreichen, so fahret in Gottes Namen allein weiter, ich kann und darf Euch nicht weiter begleiten, da meine Dienstzeit für heute abgelaufen ist."

„Mein lieber Hans, goldner Junge!" sprach der Pastor — „ich darf Dich nicht hier allein lassen. Sieh Dich ein wenig um, da wirst Du selbst sehen, welcher Gefahr Du Dich muthwillig aussetzest. Dort steht der Richtplatz mit dem Galgen, zwei Uebelthäter hängen noch mit ihren Körpern daran, während die Seelen in der Hölle brennen. Du wirst doch gewiß nicht in der Nachbarschaft solcher Gesellen die Nacht zubringen wollen?" „Warum denn nicht?" fragte Hans. „Die Speise des Galgens hängt oben in der Luft, ich will mein Nachtlager unten auf dem Erdboden aufschlagen, da können wir einander nicht stören." So sprechend, wandte er seinem Herrn den Rücken und ging mit dem Brotsack davon.

Der Pastor mußte, wollte er das Taufgeld nicht verlieren, allein in die Stadt fahren. Man war dort nicht wenig erstaunt, ihn ohne Kutscher kommen zu sehen, doch als er seine wunderliche Geschichte von Hans erzählte, da wußten die Leute nicht, wen sie für einen größeren Narren halten sollten, den Herrn oder den Diener.

Hans bekümmerte sich darum nicht, was die Leute über ihn dachten oder sprachen. Er hatte mit Hilfe des mitgenommenen Brotsackes die Forderungen seines Magens beschwichtigt, dann zündete er seinen Nasenwärmer*) an, machte unter einer breitästigen Tanne eine Lagerstätte zurecht, hüllte sich in seinen warmen Pelz und schlief bald ein.

*) Tabakspfeife.

Er mochte einige Stunden geschlafen haben, als er durch ein plötzliches Geräusch aufgeweckt wurde. Es war eine mondhelle Nacht. Nicht weit von seinem Lager standen zwei kopflose Männlein im Schatten der Tanne und sprachen eifrig mit einander. Hans hob seinen Kopf ein wenig in die Höhe, um besser zu sehen, doch in demselben Augenblicke riefen die Männlein: „Er ist's, er ist's!" Eines trat näher zu Hansens Lager und sagte: „Alter Freund! ein glücklicher Zufall führt uns zusammen. Meine Knochen schmerzen mich noch ein wenig von der Kirchthurmtreppe her, dafür sollen heute Deine Knochen so gewalkt werden, daß Du wochenlang unserer Zusammenkunft gedenken wirst. He da! Kameraden! Stimmt Eure Knüttel und kommt zur Arbeit."

Wie ein Mückenschwarm stürzten jetzt von allen Seiten kopflose Männlein herbei, sämmtlich mit Knütteln bewaffnet, die größer als ihre Träger waren. Die große Menge dieser kleinen Feinde drohte Gefahr, denn ihre Hiebe fielen so kräftig, daß ein tüchtiger Mann kaum bessere versetzen konnte. Hans glaubte sich schon für verloren; einer solchen Unzahl von Feinden konnte er keinen Widerstand leisten. Zu seinem Glück kam ein kleines Männlein hinzu, als die Prügelei im besten Gange war. „Halt, Halt! Kameraden!" rief er seinen Gefährten zu. „Dieser Mann war einmal mein Wohlthäter, ich bin sein Schuldner dafür. Er hat mir das Leben geschenkt, wo ich in seiner Gewalt war. Wenn er einige von Euch unsanft die Treppe hinuntergeworfen hat, so ist doch zum Glücke Niemand dadurch zum Krüppel geworden. Die Badstube hat die zerschlagenen Glieder längst wieder gelenkig gebüßt; darum gehet nach Hause."

Die kopflosen Männlein ließen sich leicht von ihrem Kameraden beschwichtigen und gingen stillschweigend fort. Hans erkannte jetzt in seinem Befreier den nächtlichen Geist aus der Kirchenglocke. Dieser setzte sich zu ihm unter den Tannenbaum und sagte: „Damals lachtest Du mich aus, als ich Dir sagte, es könne einmal eine Zeit kommen, in der ich Dir Nutzen brächte. Ein solcher Augenblick ist heute eingetroffen, daraus lerne, man soll das kleinste Wesen in der Welt nicht verachten." „Ich danke Dir vom Herzen," sprach Hans — „meine

Knochen sind mir von den wenigen Hieben wie zerschmettert, daher hätte ich leicht das Bad mit meinem Leben bezahlen können, wärest Du nicht zu rechter Zeit gekommen.“

Das kopflose Männlein sprach weiter: „Meine Schuld gegen Dich wäre jetzt abgetragen; ich will aber mehr thun und Dir für die empfangenen Prügel noch Schmerzensgeld zahlen. Du brauchst Dich nicht länger als Knecht bei dem geizigen Prediger abzuquälen. Kommst Du morgen nach Hause, so gehe ungesäumt zur nördlichen Ecke der Kirche, dort wirst Du einen eingemauerten großen Stein finden, der nicht wie die andern alle mit Kalk angeweißt ist. Uebermorgen Nacht haben wir den nächsten Vollmond. Hebe dann um Mitternacht den bezeichneten Stein mit einer Brechstange aus. Du wirst unter dem Stein einen unermeßlichen Schatz finden. Es liegen dort seit vielen Generationen goldene und silberne Altargeräthe und eine große Menge baares Geld, das in Kriegsdrangsalen dort verborgen wurde. Die den Schatz niederlegten, sind vor länger als hundert Jahren alle gestorben, jetzt weiß keine Seele von der Sache. Ein Drittel des baaren Geldes mußt Du an die Armen austheilen, das Uebrige ist Dein rechtmäßiges Eigenthum, mit dem Du schalten und walten kannst, wie es Dir beliebt.“ Aus einem entfernten Dorfe ließ in diesem Augenblicke ein Hahn sich hören, im Nu war das kopflose Männlein wie weggefegt. Hans konnte lange Zeit seiner schmerzenden Glieder wegen nicht wieder einschlafen und dachte viel über den verborgenen Schatz nach, bis er in der Morgendämmerung ein wenig einschlummerte.

Die Sonne stand ziemlich hoch, als sein Herr aus der Stadt zurückkehrte. „Hans, Du warst ein großer Thor, daß Du gestern nicht mit mir fuhrst,“ sagte der Pastor. „Sieh, ich habe herrlich gegessen und getrunken, überdies noch Geld in der Tasche.“ Dies sagend, klingelte er mit dem Gelde, um Hansens Herz recht schwer zu machen. Hans sagte aber ruhig: „Ihr habt, Herr Pastor, für diese Kleinigkeit die Nacht wachen müssen, während ich im Schlafe hundertmal mehr verdiente.“ „Zeige mir, was Du verdient hast!“ sagte der Pastor.

Doch Hans gab zur Antwort: „Die Narren prahlen mit ihren Kopeken, während die Klugen ihre Rubel verbergen."

Zu Hause angekommen, besorgte Hans schnell seine Geschäfte, spannte die Pferde aus und gab ihnen Futter vor, dann machte er einen Gang um die Kirche und fand an der bezeichneten Stelle richtig den ungekalkten Stein in der Mauer.

In der nächstfolgenden Vollmondsnacht, während Alles im Hause schlief, stahl er sich still fort, nahm eine Brechstange, brach mit großer Mühe den schweren Stein aus der Mauer und fand wirklich den Schatz, wie ihn das kopflose Männlein beschrieben. Am Sonntage vertheilte er den dritten Theil des Geldes unter des Kirchspiels Armen, kündigte darauf seinen Dienst bei dem Prediger auf, und weil er für die kurze Zeit keinen Lohn verlangte, ließ der Herr ihn gern laufen. Hans aber zog in eine entfernte Gegend, kaufte dort ein schönes Bauergesinde zum Eigenthum, freite ein junges Weib und lebte nachher noch viele Jahre glücklich und zufrieden.

Zu der Zeit, als mein Großvater noch ein Hirtenknabe war, lebten viele alte Leute in unserm Dorfe, die den Hans gekannt hatten und die Wahrheit dieser Geschichte bestätigten.

Die im ersten Märchen mitgetheilten Verse lauten im Original:

Kelle sammu söelunessa.
Sömerliiwa silmadesse,
Musta mulda kulmudelle?

Des Sohnes Antwort:

Noorem poega, poisikene
Se'p se sammul söelunessa,
Sömerliiwa silmadesse,
Musta mulda kulmudelle.

Ferner ist in Versen folgende Stelle, wo das königliche Festmahl beschrieben wird; sie lautet:

Worsti oli wirnadella,
Seppikuida sainadella
Kookisida kuhjadella.

Poésies de Thalès Bernard.

I. Le trésor.

Les vagues de la mer lointaine,
Les vagues ont pris mon trésor;
L' avez-vous vu, forêt ou plaine,
En vain je le demande encor.

Les larmes baignent mon visage,
O toi qui traverses l'éther,
Porte-lui mes pleurs, blanc nuage,
Porte-lui mes plaintes, o mer.

O vents, menez sur votre aile
Les soupirs de mon triste coeur;
Dites-lui qu'il reste fidèle
A sa bien-aimée, à sa soeur!

Les mois coulent et moi je pleure,
O doux ami, ne point te voir,
Jamais n'entendre en ma demeure
Ton pas léger quand vient le soir.

Combien de mers aux noirs rivages
Déroulent leurs flots entre nous;
Parlez-moi de lui, bois sauvages,
Qui nous serviez de rendez-vous!

Ah! si, pour préparer ta couche,
J'étais encore à ton côté,
Si je pouvais, pressant ta bouche,
Te voir mourir de volupté!

2. Le rendez-vous.

Hier, brûlant d'amour, o chère Catherine,
Dans le sentier désert j'ai longtems attendu;
Sans te voir le soleil a quitté la colline,
Et, triste, j'ai pleuré mon rendez-vous perdu!

Aujourd'hui je ne peux retourner vers le frêne,
Car sous mon toit, hélas, les hôtes sont nombreux.
Il faudra tout un jour, loin du coeur qui m'enchaîne,
Boire l'hydromel jaune et parler avec eux!

Mais à l'heure où le taon dans l'herbe encore humide
Commence à s'agiter tout chargé de sommeil,
En sortant par le pré, demain, fille timide,
Tu pourras voir mes boeufs saluer le soleil!

3. La Bien-aimée *).

I.

Mon coeur te salue, o Divine,
Charmante comme le bouleau
Que la brise de la colline
Indolemment berce sur l'eau!

Tu ressembles au faon timide
Qui, gracieux, court et bondit
Venant boire à la rive humide
Où le gazon toujours verdit!

*) Nachahmung der „Mythe in acht Gesängen von Jegór v. Sivers „Palmen und Birken", 2. Aufl. S. 155—167.

Comme la mousse parfumée,
Tes cheveux frémissent au vent,
Ta joue est la rose embaumée,
Tes yeux sont un cristal vivant!

Ton beau front est comme l'image
Qui flotte dans le lac d'azur,
Lorsqu' au printemps un blanc nuage
Frissonne au milieu du ciel pur!

Tes lèvres sont l'ambre qui passe
Bercé par le flot souriant,
Et quand tes dents brillent, s'efface
L'éclat des perles d'orient!

Ton oreille est la violette
Qui confuse, au déclin du jour,
Près du ruisseau qui les reflète
Surprend aux fleurs des mots d'amour!

Ton menton sourit, o charmante,
Et dans ton sein est le secret
Qui ravit d'extase ou tourmente,
Ton souffle est un parfum d'oeillet!

Ta voix semble le doux murmure
Du vert tilleul chargé de fleurs;
Comme l'or, ta pensée est pure,
Tes mots sont doux comme des pleurs!

Quand tu soupires, le ciel change;
Souris-tu? revient le soleil;
Comme la prière d'un ange
Est le rêve de ton sommeil!

O vierge, si ta lèvre ordonne,
Chacun s'empresse à te servir,
Celui que tu chéris, rayonne,
Celui que tu hais, va mourir!

II.

Bénie, en qui j'espère encore,
Dis, pourquoi m'as-tu délaissé?
Ah! j'étais beau comme l'aurore
Quand ton oeil vainqueur m'eut blessé!

Gai comme la jeune hirondelle,
Je chantais mon amour heureux.
Ton nom sur ma lèvre fidèle
Montait de mon coeur amoureux!

Mes yeux sont un lac solitaire
Qu'habite la morne douleur,
Les cils pendent de ma paupière
Comme fait un saule pleureur!

Ma lèvre est l'oiseau sans campagne
Qui, désolé par le chasseur,
Pleure la nuit, dans la campagne
Sa douce maîtresse et sa soeur!

Je disais, parole menteuse!
„Nos coeurs qu'on ne peut désunir
Iront dans une étoile heureuse
Quand viendra l'heure de mourir!“

Mais à présent je sais me plaindre,
A présent je suis accablé,
Comme le jour qui doit s'éteindre
Parceque l'astre s'est voilé!

III.

Mes yeux versaient larme sur larme,
Près du torrent j'étais couché
Comme le tronc blessé du charme
Que la cognée a détaché!

J'étais là, gisant au rivage:
Avec mes cheveux le flot clair
Jouait, comme avec le feuillage
D'un chêne frappé par l'éclair!

Comme avec la feuille flétrie
D'un orme, qui, déraciné,
Tombe dans la verte prairie
Quand sur lui la hache a tonné!

A mon oreille une voix tendre
Tout à coup murmura tout bas,
Comme si l'amour m' allait rendre
Celle que je n'espérais pas!

Un chant bruissait plein d'harmonie
Pendant que mon coeur écoutait,
Je pensais t'entendre, o bénie!
C'était une autre qui chantait!

Assise là, sur une pierre,
Charmante comme un frais matin,
Une fée à blanche paupière
Jetait sa voix dans le lointain!

Le chagrin m'ayant fait débile
J'eus un frisson, et cependant
Tous les poissons de l'eau tranquille
Venaient baiser son pied charmant!

Elle peignait ses tresses blondes,
Et tout à coup me regardant
La nymphe des rapides ondes
Me fit signe d'un oeil ardent!

Mais je criai dans ma colère:
„Espères-tu donc m'abuser?
„Tu n'es pas celle qui sait plaire
„Au coeur qu'elle a voulu briser!

„Belle comme le crépuscule,
„Le Sage, à l'esprit calme et fort
„Devant toi s'éffraie et recule,
„Car tes baisers donnent la mort!"

Lorsque j'eus dit, la pâle fée
Sans répondre à mes sombres mots,
Poussant une plainte étouffée,
Disparut dans le sein des flots!

IV.

J'ai voulu retrouver mon âme
Infatigable, j'ai cherché,
Et me plaignant comme une femme
Du bouleau me suis approché!

„Pâle enfant du bois solitaire,
„Oh! guéris mon coeur désolé!
„As-tu vu celle qui m' est chère?"
Mais le bouleau n'a point parlé!

Aux gazons humides qui tremblent,
J'ai dit: „Avez-vous aperçu
Les blonds cheveux qui vous ressemblent?"
Mais le gazon n'en a rien su!

Aux rosiers dont le souffle embaume
J'ai dit: „Celle qui m'a surpris
„A pour haleine votre arome!"
Mais le rosier n'a pas compris.

Au faon j'ai dit: „Tu connais celle
„Qui court charmante comme toi,
„Pied léger, conduis moi près d'elle!"
Le faon s'est enfui plein d'effroi.

A l'aurore sur la montagne
J'ai couru porter mon appel;
Le soir dans la brune campagne
J'ai prié la reine du ciel!

Mais le matin n'a rien pu dire,
La lune a méprisé ma voix,
Alors plus haut je l'ai fait bruire,
J'ai crié son nom dans les bois.

„Est-ce en vain que mon coeur implore
„Celle dont les yeux m'ont perdu,
„En vain que je la cherche encore?
„En vain!" l'écho m'a répondu.

J'ai voulu parler à la joie,
Mais elle m' avait oublié,
Le chagrin où mon coeur se noie
Vainement je l'ai supplié;

J'ai suivi les routes lointaines,
Je suis allé dans les châteaux,
J'ai visité les tours hautaines
Qui dominent les verts coteaux!

Les villes ont vu mon passage,
Aux fenêtres j'ai regardé,
Mais nulle part son doux visage
Souriant, ne m'a salué!

Rien d'elle n'ont su les vallées
Où j'ai cherché ce que j'aimais,
Et sous les voûtes étoilées,
Rien d'elle, les hardis sommets!

V.

Aux hommes qui peuplent la terre,
J'ai demandé ma route aussi:
„Où vit la vierge qui m'est chère,
„A-t-elle habité près d'ici?"

Mais sans accomplir ma prière:
„Que fais-tu? m'ont ils répondu,
„Ta voix est pleine de mystère,
„Parle, voyageur éperdu!"

Je leur ai dit: „Pigeon tranquille,
„Un chant divin m'a fasciné;
„Berger, je cours d'un pied agile
„De mes chèvres abandonné!

„Aveugle, la beauté du monde
„Enfin a brillé sous mes yeux,
„Je parcours la campagne blonde
„Pour un trésor mystérieux!

„N'avez-vous pas vu ma maîtresse?
„Parlez, parlez, hôtes chéris!
„O femmes, un chagrin m'oppresse,
„Dites un mot et je guéris!"

Ils mont fixé d'un oeil étrange,
Et les femmes ont chuchoté . . . .
Mais ne crains pas que mon coeur change
Toi vers qui mon coeur s'est porté!

VI.

Ce que j'ai vu, comment le dire;
Océans, pays désolés,
Pour calmer mon coeur qui soupire
Partout mes pas s'en sont allés!

La nuit, sur les mers inconnues,
M'ont accablé mille dangers,
Gravissant des montagnes nues,
J'ai touché des cieux étrangers!

Demain, je veux avec l'aurore,
Cesser un voyage fatal
Et sous le rayon qui le dore,
Retourner au pays natal!

Dans Orro l'épi se balance,
Là, tremblent mes ormes chéris,
Là, murmurent dans le silence
Les rameaux des tilleuls fleuris!

Auprès des blancs ruisseaux qui fument,
Je veux, dans un calme bonheur,
Sous les tilleuls qui me parfument,
Penser au songe de mon coeur!

Sous mes yeux viendront les abeilles
Demander le pur miel aux fleurs,
Qui s'arrondissent en corbeilles
Mariant leurs fraîches couleurs!

Je veux dormir, suivant mon rêve,
Loin des angoisses d'autrefois,
Ecoutant le chant qui s'élève
Mélodieux, au fond des bois.

Et de la douleur qui me ronge
Oubliant enfin le tourment,
Je le reverrai dans un songe,
O douce amie, au front charmant!

D'ivresse brillera mon âme
Sous l'extase de son bonheur,
Comme la nuit brille la flamme
Qu' à la rive allume un pêcheur!

Dans mon coeur se pressant en foule,
Bondiront les plus douces voix,
Comme un agneau bêlant qui foule
Le pré pour la première fois!

VII.

Je te salue, o ma patrie,
O mon pays, salut encor,
Doux comme une lèvre chérie,
Comme une plaine aux épis d'or!

Mon coeur te bénit,. calme terre,
Plus charmante après si longtemps
Comme le baiser d'une mère,
Comme l'alouette au printemps!

Le blanc soleil sur la vallée,
Disque argenté, brille toujours,
Et la lune à demi voilée
Me sourit comme aux premiers jours!

Pour saluer ma tête blonde,
S'incline le tronc des bouleaux,
Le vent rêveur agite l'onde,
Une vapeur monte des eaux!

Le flot murmure sur la rive,
Et commençant un chant de feu,
Sur le tremble agité, la grive
Chante les louanges de Dieu!

VIII.

En moi portant toujours ma peine,
J'étais couché sous un tilleul,
Mes yeux regardaient dans la plaine,
Mon coeur me dit: „tu n'es plus seul!“

Un souffle, un sentiment étrange,
Dans mon âme avait frissonné,
J'entendis les doux pas d'un ange:
Je levai mon oeil fasciné!

Je vis en moi le ciel descendre,
Car c'était elle qui venait,
Elle marchait heureuse et tendre,
Comme un ami qu'on reconnaît!

Elle venait douce et charmante
Ainsi qu'un nuage au couchant,
Dans l'air que le soleil argente
Ainsi qu'un nuage au levant!

Mon âme allait au devant d'elle,
Timide, j'allais lui parler:
Je contins ma lèvre fidèle,
Le charme aurait pu s'envoler!

Enfin résonna sa voix sainte
Pendant que mon coeur remuait,
Et moi, plein d'amour et de crainte,
Je l'écoutai, calme et muet!

„Oh! vainement tu m'as cherchée,
„Dans ton espoir toujours décu;
„De toi je me suis approchée,
„Mais tes yeux n'ont rien aperçu.

„Je t'ai suivi moi, dans ta route
„Sans que tu pusses voir mes pas,
„Aujourd'hui je te parle, écoute:
„Je resterai! va, ne crains pas!

„Qui me cherche, vaine souffrance!
„Se prépare plus d'un tourment,
„Car, laissant mourir l'Espérance,
„Je viens sans qu'on sache comment!

„Nulle prière qui m' obtienne!
„Mais, quittant mon ciel inconnu,
„Je pose ma main dans la tienne . . .
„Aujourd'hui l'instant est venu!"

Ueber die Bewohner des Meeres.

Von Dr. Tiling.

Aus der Zeit, wo ich hier in Riga noch die Schule besuchte, ist mir erinnerlich, wie uns unter andern auch die Aufgabe gestellt wurde, das Meer als eine unerschöpfliche Quelle des Lebens darzustellen und daß diese Aufgabe den meisten von uns viel Mühe und Kopfbrechen verursachte. In der That, wie sollten wir Anwohner der Ostsee, die das Meer nur an der sandigen Küste Livlands kennen gelernt hatten, diese traurige Wasserwüste als den Schauplatz unerschöpflichen Lebens schildern; es stand jene Aufgabe offenbar in grellem Widerspruche mit unserer treuen und gewissenhaften Anschauung. Die Ostsee und namentlich der uns bekanntere Theil derselben, ist aber auch ohne Zweifel eins der ärmsten und todtesten Meere der Welt, und steht in der Zahl der lebenden Wesen, die es beherbergt, selbst dem Eismeere weit nach. Als ich späterhin Gelegenheit hatte, die nördlichen Theile des großen Weltmeeres zu sehen, erstaunte ich über die Mannichfaltigkeit lebender Wesen, welche auf und in demselben ihren Wohnort aufgeschlagen hatten. Näher dem Aequator wurde dieses mannichfaltige Leben, wenn auch nicht lebhafter, so doch eigenthümlicher, fremdartiger, reizender. Und doch war das stille Weltmeer noch todt zu nennen im Vergleich zu dem atlantischen Ocean, welcher in jeder Beziehung eine unerschöpfliche Quelle des Lebens genannt werden darf und so eine Bezeichnung in vollem Maße rechtfertigt, die, auf unsere Ostsee angewendet, kaum begreiflich schien.

Wenn ich Ihnen, verehrte Zuhörer, in Erinnerung an den Anblick

jener Meere, ein flüchtiges Bild der Meeresbewohner vorzuführen unternehme, so muß ich vor Allem um eine nachsichtige Aufnahme desselben bitten: wie wäre es möglich, ein so umfangreiches Kapitel auch nur einigermaßen gründlich in dem kurzen Zeitraum einer Stunde abzuhandeln; — nur ein allgemeiner Ueberblick, nur einige der interessantesten Einzelheiten, vornehmlich aus eigener Anschauung aus dem großen Reichthum des Materials aufzugreifen, kann mir hier gestattet sein und manches Hergehörige werde ich nicht berühren können, weil der Mangel an wissenschaftlichen Hilfsmitteln am Orte mich über einige wesentliche Fragen im Dunkeln ließ.

Um in diese aphoristischen Schilderungen wenigstens eine scheinbare Ordnung zu bringen, will ich Ihnen die einzelnen Localitäten in der Reihenfolge, wie sie mir zu Gesichte gekommen sind, vorführen und dazwischen das Wissenswürdigste über die einzelnen meerbewohnenden Thierklassen gelegentlich einreihen.

Unsere Ostsee ist an Säugethieren sehr arm, wenigstens haben gewiß die Wenigsten unter uns eins dieser Thiere in freiem Zustande mit eigenen Augen gesehen. Von den 60 — 70 Arten derselben, die bisher bekannt geworden sind, finden sich in der Ostsee nur fünf, nämlich drei Seehunde und zwei Delphine: Halichoerus grypus Fbr., Phoca vitulina L., Phoca annellata Nilsu., Delphinus phocaena L., Delphinus delphis L. Wie anders treten die Säugethiere dagegen in anderen Meeren auf. Am Meere von Ochozk z. B. kann man kaum einen kurzen Spaziergang machen, ohne einigen Arten der Seehunde zu begegnen, ja zu manchen Zeiten wie etwa im Herbst bei noch unvollständiger Eisdecke sieht man sie zu Tausenden ihr Spiel treiben, die Köpfe aus dem Wasser recken oder auf dem Eise umherkriechen. Im Sommer sonnen sie sich am Strande und werden oft durch die eintretende Ebbe trocken gelegt. Mehr als einmal habe ich solche schlafende Seehunde überrascht, sie vom Wasser abgeschnitten, ihnen eine Schnur um den Leib befestigt und sie so längs dem Ufer bis zu unserer Colonie geschwemmt. Einmal angelte ich sogar einen kleinen Seehund auf, den der Haken beim Emporziehen in den Leib

gefaßt hatte. Nicht minder zutraulich als diese Seehunde waren daselbst die großen weißen Delphine (Delphinus leucas Pall.) und die Walfische. Erstere, deren Länge 10—15 Fuß beträgt, sind phlegmatische Thiere, die zwar wie die übrigen Delphine, ihren krummen Rücken über die Oberfläche hervortauchen lassen, aber in gravitätischem Takt, während die neben den Schiffen spielenden Arten sich immer in überstürzender Eile und mit einer kaum begreiflichen Geschwindigkeit zu überjagen bemüht sind. Jener weiße Delphin soll nach den bisherigen Beobachtungen nicht unter den 56. Grad nördlicher Breite herabsteigen, ich habe ihn jedoch noch einige Grade südlich von dieser Grenze und zwar in größerer Menge als irgendwo anders angetroffen, nämlich an der Westküste der Insel Sachalin, wo zu Anfange des Septembers das Meer, so weit das Auge reichte, von Schaaren dieser Thiere bedeckt war. Jener Theil des Oceans wird von Walfischen gleichfalls zahlreich besucht, deren Fang gegenwärtig im Ochozkischen Meere nach einer ungefähren Schätzung alljährlich 2—300 Schiffe beschäftigt. Im Spätherbste erscheinen die Wale gewöhnlich zahlreicher an den Küsten und wir hatten oft Gelegenheit, dreißig und mehr Walfische in der kleinen Meeresbucht, an welcher unsere Factorei lag, versammelt zu sehen; einige ließen sich halbe Stunden lang in der Nähe von 2—300 Schritt vom Ufer beobachten. Ihre Spiele gewähren einen anziehenden Anblick, wenn schon sich nicht erwarten läßt, daß diese enormen und ungeschlachten Fleischmassen sehr graziöse Bewegungen auszuführen im Stande sind. Gewöhnlich erheben sie ihren Oberkörper aus dem Wasser und tauchen dann kopfüber wieder unter, wobei das Wasser wogt und emporspritzt und einen Schall ertönen läßt, den man leicht für einen fernen Kanonenschuß halten kann, eine Täuschung, die in der That in der Factorei Ajan bisweilen vorkam, wo die ankommenden Schiffe schon Signale zu geben pflegen, ehe sie noch hinter den den Hafen einschließenden Vorgebirgen sichtbar wurden. Eine der bekanntesten Erscheinungen sind die emporgestoßenen Wasserfontainen der Walfische, und doch schwankt man noch immer darüber, welche Erklärung dieselben zulassen. Früher nahm man ganz

allgemein an, daß der Walfisch zugleich mit seiner Nahrung eine Menge überflüssigen Meerwassers einschlürfte, das er durch die Nasenlöcher in Gestalt aufsteigender Fontainen wieder von sich stößt. Betrachtet man jedoch den Bau seiner Mundhöhle, so erscheint diese Annahme sehr gezwungen. Im Oberkiefer stecken nämlich eine Menge paralleler Barten oder Fischbeinplatten, die an ihrem freien unteren Rande sich zerfasern und in dünne, pferdehaarähnliche Franzen auslaufen. Der Unterkiefer ist zahnlos und klappt bei geschlossenem Munde an die Barten des Oberkiefers. Ich gestehe, daß wenn ich ein Walfisch wäre, ich mich des mit der Nahrung eingezogenen Wassers am bequemsten auf demselben Wege entledigen würde, auf welchem es aufgenommen war, indem ich mich meiner Barten zum Zurückhalten der kleinen Fische und Molusken bedienen würde. Das wäre einerseits am einfachsten und andrerseits hätten dann die Barten auch irgend einen Zweck zu erfüllen, während endlich durch die hinreichend weiten Nasenlöcher auch die wohlschmeckendsten Fischchen fortgesprützt werden müßten. Dazu kommt, daß die Fontaine der Walfische ein ganz anderes Aussehen, als etwa der Strahl eines Springbrunnens hat; es ist eine weiße auffliegende Dampfwolke, welche der Wind eine geraume Strecke fortführt, ehe sie unsichtbar wird. Darnach wäre die Fontaine wohl nur als das Ausathmen des Thieres zu deuten, das bei seiner beträchtlichen Körperwärme einen ebenso gut sichtbaren Dunst ausstoßen kann, als es beim Athmen in kalter Luft bei andern Säugethieren der Fall ist. Damit stimmt auch die Erfahrung vollkommen überein, daß man beim ruhenden, schwach athmenden Walfische nie jene Fontaine sieht, während das gehetzte Thier, das doch gewiß nicht mit Essen beschäftigt ist, am heftigsten jene Dunstsäulen ausstößt. Obgleich diese Deutung gegenwärtig ziemlich allgemeine Anerkennung gefunden hat, so findet man doch noch daneben auch die alte festgehalten, wie z. B. bei Milne Edwards, welcher vielleicht aus Anhänglichkeit an seinen großen Landsmann Cuvier eine detaillirte Erklärung des ganzen Vorganges giebt, die jedoch das Zurückhalten der festen Nahrungstheile keineswegs begreiflich macht. Meines Erachtens ist der Streit über diesen Gegenstand noch keines-

wegs erledigt, trotz der Mühe, die sich der ehrwürdige Akademiker v. Bär in Petersburg gegeben. Das Consilium aus Seeleuten, Gelehrten und Kaufleuten, welches derselbe zur Entscheidung der Sache vernommen, scheint mir auch eben nicht geeignet, einen Abschluß in derselben herbeizuführen. Der Vorgang mag complicirter sein, als die eine oder andere Partei ihn gelten lassen will. Zwischen dem Aufnehmen der Nahrung und der Fontaine scheint freilich gar kein Zusammenhang zu bestehen, wohl aber mag ein gewisses Quantum eingedrungenen Wassers zugleich mit der ausgeathmeten Luft fein zerstiebend ausgeworfen werden.

Ich habe das schaarenweise Auftreten der Robben, Delphine und Walfische aus der Gegend meines früheren Wohnortes vorzüglich deshalb angeführt, um Ihnen einen lebhafteren Begriff davon zu geben, wie sehr diese Thiere zur Belebung des Meeres beitragen, während wir an unserer Küste gewohnt sind, einen etwa sich zeigenden Seehund nur als verirrten Gast anzusehen. Rechnen Sie dazu noch die Schaaren von Seelöwen, Seebären und Walrossen, welche mancherorts angetroffen werden, und Sie werden gestehen, daß wir großentheils der Ausrottung dieser Thiere in unserer Ostsee die todte Ruhe verdanken, welche der Anblick der See bei uns zu erwecken pflegt. Es ist uns gewissermaßen nur der großartige Rahmen des Riesenbildes geblieben, welches der Schöpfer uns im Meere vor Augen gestellt hat. In früheren Zeiten war gewiß auch unsere Ostsee von zahlreichen Robben bewohnt und man kann sich nicht wundern, daß sie allmählig seltener geworden sind, — haben wir doch vor Kurzem noch die gänzliche Vertilgung eines Seethieres erlebt und das noch dazu in einem Meere, welches wir für groß genug halten müßten, um seinen gehetzten Bewohnern Zufluchtsstätten darbieten zu können; ich habe die Khytina Stelleri oder das Borkenthier im Sinne, welches den nördlichen Theil des großen Oceans bewohnte. Dieses große Thier, das eine Länge von 24 Fuß erreichte, fand sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf der Beringsinsel in solcher Menge, daß Steller die Behauptung aufstellen konnte, ganz Kamtschatka könne sich von dem Fleische desselben

nähren. Die Otternjäger, welche sich bald darauf auf der Berings- und Kupferinsel einfanden, mordeten das Thier in einigen Jahren gänzlich aus und alle Bemühungen in neuerer Zeit, die Spuren desselben an benachbarten Küsten wiederaufzufinden, sind so vollständig gescheitert, daß man jetzt ziemlich sicher das Jahr 1768 als das Todesjahr dieser Thierart bezeichnen kann. Beiläufig bemerkt, ist außer dieser Stellerischen Seekuh nur noch ein zweites zur jetzt lebenden Schöpfung gehöriges Thier, nämlich der Vogel Dronte, von der Erde vollkommen vertilgt worden. Die beiden Ordnungen der Ruderfüßer oder Pinnipedien und der Cetaceen beherbergen fast alle meerbewohnenden Säugethiere unter sich. Sie gehören übrigens zu den am schlechtesten gekannten unter den gewöhnlich angenommenen zwölf Ordnungen der Säugethiere. Es herrscht noch eine so große Unsicherheit in der Kenntniß ihrer Arten, daß die Aufzählung derselben fast nur einer ungefähren Abschätzung gleichgeachtet werden darf. Theils sind sie durch ihren Aufenthalt den Nachforschungen der Zoologen weniger zugänglich, theils bewohnen sie vorzugsweise Gegenden, in welche sich selten ein Naturforscher hin verirrt; zum Versenden aber eignen sich die Walfische und ihre Verwandten eben nicht sonderlich.

Eines Seethieres aus der Classe der Raubthiere, das jedoch in Lebensart und Körperbau den Robben ebenso nahe verwandt ist, nämlich der Seeotter, deren Vaterland die See von Kamtschatka, die Kurilen und die Nordwestküste Amerika's ist, will ich nur noch erwähnen, weil sie das kostbare Pelzwerk liefert, welches auch bei uns nur unter dem Namen Biberfell bekannt ist, eine Verwechslung, die von der russischen Benennung Seebiber herrührt und vielleicht Manchen verleiten mag, das Fell unseres gewöhnlichen Flußbibers für kostbarer zu halten, als es in der That ist.

Das Ochozkische und Kamtschatkasche Meer zeichnete sich ferner durch seinen Reichthum an Vögeln und Fischen aus. Schon im Aprilmonat, in welchem tiefer Winter jene Gegenden noch gefesselt hielt, verlohnte es sich der Mühe, einen Spaziergang auf dem Eise bis an den offenen Rand des Meeres zu machen. Statt der traurigen

Stille auf dem Lande ertönte hier ein munterer Jubel und ein buntes Geschnatter der verschiedensten Vögel. Enten, Cormorane, Möven und Seepapageien bedeckten in dichten Schaaren das Wasser. Mit jeder Woche gesellten sich neue Vögel hinzu, Gänse, Schwäne, Taucher, Alken, Albatrosse, Seeadler und andere. Was den Reichthum an Fischen betrifft, so ist derselbe in jenen Gegenden fast fabelhaft zu nennen. Nur Ajan machte eine Ausnahme, weil in seiner Nähe kein bedeutender Fluß ins Meer fällt, und doch zogen im Frühlinge wenigstens kleinere Arten in solcher Masse dicht am Ufer hin, daß Jeder nach seinem Bedürfnisse sich mit dem ersten besten Gefäße oder auch mit bloßen Händen von ihnen zu schöpfen pflegte. Ochozk, Peterpaulshafen und Sitcha sind reich an den schönsten und wohlschmeckendsten Fischen. In Kamtschatka fand ich in den kleinsten und flachsten Bächen große Fische in solcher Menge, daß sie sich gegenseitig den Weg versperrten und es mir nicht schwer fiel, einige mit den Händen heraufzuholen; es waren Lachsarten von etwa zwei Fuß Länge, die aus dem Meere bis in die kleinsten Flüßchen hinaufgestiegen waren. — Auffallend ist ferner in der großen und schönen Awatschabucht Kamtschatkas die Menge von Quallen und Seesternen; die Oberfläche des Wassers ist von ersteren ganz besäet, während letztere beständig am Strande ausgeworfen werden. Faßt man dies Alles zusammen, die Walfische, Robben, Vögel, Fische und Mollusken, so staunt man über das mannichfaltige Leben, das hier vom Schoße des Meeres genährt wird und muß bekennen, daß das Festland nirgend eine annäherungsweise gleiche Zahl lebender Wesen aufzuweisen hat. London und Paris mit ihren menschlichen Einwohnern, Hausthieren und Insecten bergen in ihrem Innern nicht den zehnten Theil des Lebens, das von einer gleichen Strecke eines solchen Meeres gehegt wird.

Auf der Reise von Sitcha nach Süden veränderte sich der Charakter des Meeres allmählig mehr und mehr. Seine Farbe nahm nach und nach ein schönes, tiefes Blau an; Delphine und Albatrosse umschwärmten das Schiff und unter dem 30. Grade nördlicher Breite zeigte sich der erste Tropikvogel. Dieser schöne Vogel, der Phaëthon

oder Paradiesvogel des Meeres, macht einen erheiternden Eindruck durch seinen munteren, leichten Flug, mit welchem er beständig in den oberen Lüften tändelt, während die übrigen Seevögel meist immer wieder der Wasserfläche sich nähern. Er ist weiß und hat die Größe einer Taube; aus seinem Schwanze ragen zwei lange, zierliche Federn hervor. In allen warmen Himmelsstrichen ist er der heitere Gefährte der Schiffe. Ein zweiter schöner Vogel der Tropenzone ist der Fregattvogel. Dieser große, adlerähnliche Wasservogel schwebt gleichfalls meist in den höheren Regionen der Luft; sein majestätischer Flug und seine edle Gestalt sind der Bewunderung würdig. Auf einen bereits genannten Vogel erlaube ich mir nochmals Ihre besondere Aufmerksamkeit zu lenken. Es ist die Diomedea exulans, der Albatroß. Ausgezeichnet ist er besonders durch seine Größe und sein vortreffliches Flugvermögen. Selbst junge, an ihrem dunkelschwarzgrauen Gefieder kenntliche Albatrosse messen bei einer Körperlänge von 2½ Fuß mehr als 7 Fuß von einer Flügelspitze zur andern, während die alten oft eine Flügelspannweite von 12 Fuß zeigen. Er ist weiß, mit schwarzen Flügeln. Eigenthümlich ist auch der Bau seines Schnabels, welcher aus mehreren abgesetzten Theilen gebildet wird und an welchem die Nasenlöcher röhrenförmige Hervorragungen darstellen. Er bewohnt vorzugsweise die großen Meere der gemäßigten Zone und wird am häufigsten in der Nähe der Südspitze Afrika's und Amerika's angetroffen. Der im Norden des stillen Weltmeers vorkommende Albatroß ist eine verschiedene, kleinere Art, die Diomedea brachyusa; außer dieser kannte man noch drei fernere Arten, die Diomedea spadina, chlororhynchos und fuliginosa, die bekannteste und größte ist jedoch die anfangs erwähnte Diomedea exulans. Bei dem vortrefflichen Fluge des Albatroß ist die unermeßliche Südsee ihm kein zu weites Revier, das er in allen Richtungen durchstreift. Meere wie die Ostsee bieten ihm wahrscheinlich zu wenig Spielraum und werden deshalb von ihm verachtet. Er streicht beständig auf und ab und an der Oberfläche des Wassers mit großer Leichtigkeit hin, ohne den mindesten Flügelschlag zu machen, das Schiff in weitem Bogen umkreisend. Diese

merkwürdige Art des Fluges zu erklären, die noch einigen andern Vögeln in minder auffälliger Weise eigen ist, z. B. dem Adler, dem Milan, dem Storch, hat schon manches Kopfzerbrechen verursacht. Wunderbar allerdings erscheint es, daß ein Vogel vollkommen bewegungslos in der Luft eine Viertel-, ja halbe Stunde schweben kann, ohne herabzufallen oder wenigstens sich der Erde merklich zu nähern. Die Verhältnisse, welche hierbei in Betracht kommen, erscheinen so einfach und der Widerspruch gegen die ewig treuen Naturgesetze so schlagend, daß wir den Anblick eines kreisenden Adlers jedenfalls wunderbarer nennen dürfen, als die Drehungen und das Orakel der Tische, bei welchem wir wenigstens den unwiderstehlichen Drang der Menschen zum Selbstbetruge in Rechnung bringen können, während hier nur Adler, Luft und Schwerkraft agiren. Der preußische Consistorialrath Silberschlag regte die Untersuchung dieses Gegenstandes durch seine Beobachtungen an einem zahmen Adler zu Ende des vorigen Jahrhunderts an, lieferte jedoch selbst eine unhaltbare Theorie des Vogelfluges, den der Professor der Mathematik, Borelli, bereits hundert Jahre früher sehr richtig begriffen hatte. Reinhold Forster meinte, daß durch Luftverdünnung in den Knochen das Körpergewicht des Vogels erleichtert und das Erheben möglich werde, was jedoch der Akademiker Fuß in Petersburg zu Anfange unseres Jahrhunderts widerlegte, indem er in seinem sehr gründlichen Aufsatze über den Flug der Vögel zeigte, daß auf solche Weise im günstigsten Falle eine kaum merkliche Erleichterung erzielt werden könne. Prechtl und Horner, die gleichfalls über das Fliegen geschrieben haben, hätten die ganze Frage nach den schönen vorliegenden Untersuchungen spruchreif machen können, wenn nicht zum Theil falsche Vorstellungen hineingemischt und dadurch der Wahrheit Abbruch gethan wäre. Ohne gerade complicirte mathematische Rechnungen anzuführen, die freilich allein im Stande sind, den Beweis für die errungenen Resultate zu liefern, will ich Ihnen wenigstens die Hauptsätze, auf die es ankommt, angeben. Das Schweben kommt überhaupt nur bei Vögeln vor, deren Flügelfläche im Verhältniß zu ihrem Körpergewicht eine sehr große ist; daher sehen

wir es bei Enten und hühnerartigen Vögeln, welche kleine Flügel haben, gar nicht. Die großen Flügel des Albatroß aber leisten ihm ungefähr dasselbe, was etwa ein Fallschirm dem Menschen. Wir wollen annehmen, die Größe seiner Flügel stände zu seinem Körpergewicht in einem solchen Verhältnisse, daß er etwa einen halben Fuß in der Secunde sinken müßte. Das ist eine Geschwindigkeit, bei welcher wir nicht die Besinnung zu verlieren brauchen und unsere Betrachtung ruhig fortsetzen, ja beendigen können, ehe noch der ganze Vogel ins Wasser gefallen sein wird. Die beschleunigte Fallbewegung geht nämlich in einem widerstehenden Mittel wie die Luft um so früher in eine gleichmäßige über, je größer die widerstehende Fläche gemacht wird. Wollte man einen Albatroß mit ausgespannten Flügeln von einem Thurme herab loslassen, so müßte er freilich in wenigen Minuten auf der Erde ankommen, so lange nicht eine zweite Kraft in Bewegung gesetzt wird, welche den Vogel etwa um einen halben Fuß in der Secunde zu erheben und so der Wirkung der Schwerkraft das Gleichgewicht zu halten im Stande wäre. Eine solche vollkommen zureichende Kraft (selbst für eine größer angesetzte Fallgeschwindigkeit) finden wir nun aber in der uranfänglichen Wurfgeschwindigkeit, mit welcher der Vogel sich beim Auffliegen vom Wasser in Flug setzte. Denken Sie sich die Schwerkraft auf einen Augenblick ganz weg und den Vogel sich mit einer Geschwindigkeit von 30 Fuß in der Secunde in horizontalen Flug setzend, einer Geschwindigkeit, welche für den Albatroß nur eine mäßige genannt werden kann. Bei dieser Geschwindigkeit braucht der bewegungslos schwebende Vogel den hintern Rand seiner Flügel um weniger als einen Grad, also um etwas für unser Auge ganz Unmerkliches zu neigen, um in der Secunde einen halben Fuß emporgehoben zu werden. In der Richtung seines Fluges bietet nun aber die Luft dem Körper des Vogels einen so geringen Widerstand, daß seine uranfängliche Wurfgeschwindigkeit Stunden lang kaum merklich beeinträchtigt vorhalten kann und dies ist der wichtigste Punkt bei der ganzen Frage, dessen genaue mathematische Begründung freilich nicht weniger umständlich als interessant ist. Auf diese Weise

löst sich die ganze wunderbare Erscheinung in eine nothwendige Folge der uns bereits bekannten Naturgesetze auf, und es bleibt sich noch dazu ganz gleich, ob der Vogel dabei Lust hat in gerader Linie fortzuschweben, oder zu seinem Vergnügen die Schwerkraft der Erde noch benutzen will, um in ab- und aufsteigenden Cycloiden zu fallen, oder seine Wurfgeschwindigkeit, um langsame seitliche Schwenkungen und Wendungen auszuführen. Was die falschen Vorstellungen anbetrifft, welche in die Erklärung unserer Frage hineingemischt worden sind, so muß ich namentlich Horner beschuldigen, welcher den entgegenströmenden Wind benutzt, um die Vögel steigen zu lassen: der in der Luft schwebende Vogel weiß und fühlt nichts vom heftigsten Sturme, und kann durch ihn ebenso wenig steigen als ein Papierdrache ohne Bindfaden.

Die das Meer bewohnenden Vögel gehören begreiflichermaßen alle zur Ordnung der Schwimmvögel, die man gewöhnlich in die sieben Familien der Taucher, Alken, Pinguine, Pelekane, Möven, Sturmvögel und Enten abtheilt. Unter den vorhin angeführten werden der Paëthon und Fregattvogel zu den Pelekanen, der Albatroß zu den Sturmvögeln gezählt.

Eine ganz neue Thierwelt des Meeres erschloß sich bei der Ankunft auf den Sandwichsinseln. Der Landungsplatz in Honolulu wird vom Marktplatze eingeschlossen, auf welchem Früchte und Fische aller Art feilgeboten werden. Der Fischmarkt verbreitet zwar einen etwas widerwärtigen Geruch, besitzt aber doch seine überaus anziehende Seite durch die Farbenpracht, in welcher diese Meerbewohner der Wendekreise prangen. Ein brauner Fisch mit dunkeln Flossen ist hier eine Seltenheit, während purpurrothe, schön gezeichnete grüne und himmelbaue mit breiten sammetschwarzen oder weißen Bändern die große Mehrzahl bilden; dabei erschöpfen sie sich in einer Mannichfaltigkeit der sonderbarsten Form und Gestaltung, wie man sich als kaum möglich denkt. Bald hat einer Flossen, die größer sind als sein ganzer Körper, bald ein oder gar zwei vorgestreckte Hörner auf dem Kopf, bald ist es der mit Schneidezähnen bewaffnete Mund, der stutzig macht, indem er gar nicht einem Fisch anzugehören scheint. Namentlich

ist es die Gattung Chaetodon, welche hier durch viele schöne Arten vertreten ist. Auch der Haifisch ist nicht selten in der Nähe dieser Inseln; von ihm wird soviel geschrieben und erzählt, daß man am Ende das Fabelhafte schwer vom Wirklichen zu trennen vermag. So erzählt Rondelet, daß man einmal im Magen eines Hais einen ganzen geharnischten Menschen gefunden habe, und Genner berichtet von einem durch Zufall ins Wasser gerathenen Rennthier, das ein anderer verschluckt hatte. Soviel ist gewiß, daß ein Haifischrachen (und wir besitzen selbst einen solchen in unserer Sammlung) nicht selten so groß ist, daß der Kopf eines Menschen bequem in demselben Platz findet.

Wir haben bisher hauptsächlich Säugethiere, Vögel und Fische als Bewohner des Meeres kennen gelernt. Auch die vierte Classe der Wirbelthiere, die der Amphibien, fehlt nicht in diesem Elemente. Schildkröten und Schlangen finden sich im Meere. Die letzteren sind sehr giftig; man trifft sie häufig in der Umgegend Honolulus an flachen Stellen, wo sie an der Oberfläche liegen und sich sonnen. Nähert man sich ihnen, so sperren sie drohend die Rachen auf, entfliehen aber, wenn man dreist auf sie zukommt. Ihre Größe ist nicht bedeutend, indem die von mir gesehenen nicht über 1½ Fuß maßen. Wir wußten anfangs nicht, was für Thiere es waren und hielten sie für Fische; aber als wir ganz sorglos Jagd auf sie machten und sie mit den Händen greifen wollten, wurden wir von den Eingebornen gewarnt, welche uns erzählten, daß ihr Biß den sichern Tod zur Folge habe. Die Seeschildkröten habe ich nur im atlantischen Ocean zu sehen Gelegenheit gehabt. Die Gegend um die Insel Ascension herum ist durch ihren Reichthum an denselben ausgezeichnet. Bei ruhigem Meere liegen sie unbeweglich an der Oberfläche und schlafen; von unserem Schiffe aus wurden an einem Tage zwei gefangen; ein ausgesetztes Boot fuhr leise an sie heran und man nahm sie noch schlafend mit den Händen aus dem Wasser auf. Die Seeschildkröten haben fast alle ein ungenießbares, übelschmeckendes Fleisch.

Ein reicher Fundort kleinerer Seethiere erschließt sich auf den Inseln des Weltmeeres an den dieselben umgürtenden Korallenriffen.

Ja diese selbst sind an und für sich schon die redenden Zeugen eines merkwürdigen thierischen Lebens. Diese Riffe umgeben die Inseln vom Ufer an bis auf die Strecke von ein paar hundert Schritten weit ins Meer, erreichen die Oberfläche nicht ganz, und endigen mit einem steilen, senkrecht abfallenden Rande. Sie bestehen aus Korallen, Muscheln und Schnecken, die durch Kalkablagerungen unter einander verbunden werden. In diesem Zustande sind es abgestorbene, zur Bedeutung von Felsarten herabgesunkene Massen, an deren freiem, ins offene Meer hinausragendem Rande nur noch das Leben fortbesteht, dem sie ihre Entstehung verdanken. Die Korallen werden von kleinen, unvollkommenen, zur Classe der Polypen gerechneten Thieren erbaut. Diese lagern bald an ihrer äußern Oberfläche, bald im Innern ihres Körpers jene kalkige Masse ab, welche allmählig zu den baum-pilz- oder hahnenkammförmigen Korallenstöcken anwächst, indem eine unendlich große Menge der Thierchen mit diesem kalkigen Theile ihres Körpers zu einer Masse verschmelzen. Oft aus beträchtlicher Tiefe führen sie zwar langsam, aber unaufhaltsam ihre zierlichen Gebäude bis an die Oberfläche des Meeres empor und sterben dann ab, weil sie ihr Element nicht zu übersteigen vermögen. Dies geschieht sogar schon dann, wenn sie die Oberfläche noch nicht völlig erreicht haben, aber bereits durch die Ebbe und den Wellenschlag häufig der Luft ausgesetzt werden. Andere Thiere und zufällig angeschwemmte Gegenstände vollenden das Werk, und so bildet sich Land aus dem Schooße des Meeres. Es giebt Inseln, welche keine andere Grundlage haben als solche Korallenbänke, während die gebirgigen durch dieselben mit einem Saume flachen Landes umgeben werden. Auf diesen Korallenriffen, so lange sie noch eine flache Wasserschicht über sich haben, findet man allerlei buntes Gethier: Muscheln, Schnecken, kleine Fische, Krebse und andere Geschöpfe. Die Conchylien der Tropenzone sind wegen ihres Glanzes und ihrer Farbenpracht allgemein bekannt und beliebt. Die größeren Arten kommen leider nur in beträchtlicher Tiefe vor und werden von den Eingeborenen durch Tauchen hervorgeholt, während die kleineren Jedem zugänglich sind, indem an

einigen ganz flachen Stellen der sandige Meeresboden von ihnen ganz besäet ist. Solch eine Flur der schönen glänzenden Schlangenköpfe traf ich auf der rechten Seite des Hafens von Honolulu; sie ragen fast mit der ganzen Wölbung ihres Gehäuses aus dem Sande hervor und funkeln wie kleine Sterne von den Strahlen der Sonne. Hebt man sie auf, so verhüllen sie sich in ihren häutigen Mantel, der aus dem unteren Spalte des Gehäuses entspringt und sich nach beiden Seiten hin über dasselbe hinaufzieht, wo seine beiden Hälften sich an der, gewöhnlich durch eine heller gefärbte Linie bezeichneten Stelle aneinander legen. Die innere Fläche dieses Mantels sondert die kalkhaltigen Schichten ab, aus denen das Gehäuse gebildet wird und zeichnet die schönen Figuren darauf. Auch diese Thiere helfen oft unwillkürlich zum Bau der Korallenriffe. Sie kriechen in die Zwischenräume der Korallen und können wegen deren und ihres eigenen Wachsthums später nicht mehr in die Freiheit kommen, sterben und werden in die allgemeine Masse verbacken. Die meisten Muscheln und Schnecken haben ihren Wohnort auf dem Boden des Meeres, auf Klippen, Steinen und in Felsenspalten. Nur wenige bewohnen das freie Meer, wo sie an der Oberfläche umherschwimmen, wie die schöne violette Janthina, deren Gehäuse so zerbrechlich ist, daß man die erste bekannt gewordene Art Janthina fragilis genannt hat, oder in den schwimmenden Inseln des Seegrases, wie einige Littorinen und Litiopen. Von der Mannichfaltigkeit der Conchylienwelt sich einen rechten Begriff zu machen, ist nicht leicht. Ueber sechstausend Arten bewohnen das Meer und zeigen die verschiedenste Gestalt, Bildung und Größe. Die auf dem Sargassum beniferum lebende Littorina hat zu der gigantischen Tridaena ein ähnliches Größenverhältniß wie das kleinste Säugethier, die Spitzmaus, zum Walfisch. Die Schalen der Schnecken werden nach dem Tode derselben oft von andern Thieren zur Wohnung benutzt. Es sind die Paguren oder Einsiedlerkrebse, welche sich über solche abgestorbene Schneckenhäuser hermachen und sich häuslich in denselben niederlassen. Sie haben einen weichen, unbeschalten Schwanz, den sie auf diese Weise vor den Angriffen anderer

Thiere schützen müssen; sie schleppen dann ihre eroberte Wohnung ganz wie die ursprünglichen Eigenthümer mit sich herum. Auf den Sandwichsinseln ist es hauptsächlich das Gehäuse der Nassa crenulata und auf Otaheite das Strombus gibberulus, welche auf diese Weise verwendet werden. Die Classe der krebsartigen Thiere, die Crustaceen, liefern ein nicht unbedeutendes Contingent für das Heer der Meerbewohner. Ueber tausend Arten zählt diese Classe, ohne die in süßen Gewässern und auf dem Lande vorkommenden. Man findet unter ihnen Thiere von fast mikroskopischer Kleinheit und andererseits die großen Arten der Gattungen Maja und Lithodes, Seekrabben, welche eine Breite von mehreren Fußen zeigen. Im Ochozkischen Meere fing man zur Gattung Lithodes gehörende sehr wohlschmeckende Krabben, die so groß waren, daß zwei derselben vollkommen für eine Tafel von zehn Personen hinreichten, wiewohl an ihnen nur das Fleisch der Füße gegessen wurde. Unter den kleineren Gattungen finden sich Thiere, die beim ersten Anblick nichts krebsartiges bemerken lassen wie z. B. die Lernäen, die einen weichen ungegliederten Körper, verkümmerte Füße und gar keine Augen haben; sie leben als kleine Schmarotzerthiere an den Kiemen der Fische. Nicht minder abweichend ist der Bau der Anativa, einer Crustacee, die von einer muschelähnlichen, mehrgliederigen Kalkschale bedeckt ist und daher den Namen der Entenmuschel erhielt. Man glaubte ehemals, daß aus ihr Enten und Gänse entstehen, was wenigstens ein interessantes Licht auf die naturwissenschaftlichen Vorstellungen unserer Vorfahren wirft. Die Crustaceen halten sich sämmtlich in der Nähe der Küsten, an Felsen oder unter Steinen auf, und nur wenige lassen sich von andern Thieren oder von Schiffen, an denen sie festsitzen, durchs hohe Meer tragen; einige kleine Krabbenarten, die unter Seepflanzen ihre Zuflucht suchen, werden mit dem vom Golfstorm erfaßten Sargassum über den ganzen atlantischen Ocean geführt.

Die beiden Classen der Insecten und Spinnen sind dem Meere entschieden abhold. Von den wahrscheinlich existirenden 360,000 Arten derselben haben nur zwei das Meer zu ihrem Wohnsitze erwählt, ein

Wasserkäfer, Gyrinus marinus, und das unserer gemeinen Wasserwanze ähnliche Eschscholtzsche Meerinsect, das innerhalb der Wendekreise auf freiem Meere umherläuft; es ist oberhalb schwarz, an den Seiten und unten aber mit einem schönen himmelblauen Anfluge.

Die Classe der Würmer oder Anneliden dagegen ist, abgesehen von den Eingeweidewürmern, größtentheils im Meere zu finden. Sie gerade bieten dem Zoologen wegen ihrer hochstehenden Organisation ein vorzügliches Interesse, weniger dagegen dem, welchem nur um die Bewunderung der Natur zu thun ist, in deren Haushalte sie keine bedeutende Rolle zu spielen scheinen; auch entziehen sie sich mehr der Beobachtung als andere Thiere und nur wenige imponiren durch ihre ansehnliche Größe, wie z. B. die im Ochozkischen Meere vorkommende Nereis virens.

Unter den Mollusken habe ich der Cephalopoden noch gar nicht gedacht, zu denen die Nautilusse und Tintenfische gehören und welche ausschließlich das Meer, zumal das offene Meer bewohnen. Sie sind in manchen Gegenden in solcher Masse vorhanden, daß viele, selbst größere Seethiere, Vögel, Haie, Delphine und Walfische vorzüglich an ihnen dort ihre Nahrung finden; so fanden wir den Magen zweier unter dem 45 Grade südlicher Breite im Stillen Meere erlegter Delphine ausschließlich mit einer Loligoart angefüllt. Die Alten nannten einige dieser Thiere Polypen und erzählten von ihnen, daß sie häufig mit ihren Armen Schiffe erfaßt und in die Tiefe des Meeres hinabgezogen hätten. So fabelhaft das ist, so ist doch bemerkenswerth, daß sie in der That eine bedeutende Größe erreichen. Bei Sitcha z. B. finden sich Tintenfische, die mit ausgebreiteten Armen zwei bis drei Faden messen.

Ueber die Strahlthiere habe ich Ihnen schon Einiges angegeben, und es bleibt mir nur noch übrig der Infusorien zu erwähnen. Auch von diesen lebt ein großer Theil im Meere, ja die beiden zu ihnen gehörigen Unterabtheilungen der Polycystinen und Rhizopoden sind sogar ausschließliche Meerbewohner und von den eigentlichen Infusionsthierchen kennt man bereits hundert Arten, welche auf offener See

hunderte von Meilen von der Küste entfernt gefunden worden sind. Ihre Kleinheit darf uns nicht verleiten, sie gering zu schätzen, indem sie durch ihre Zahl oft zu ersetzen vermögen, was ihnen an Leibesgröße abgeht. Gerade die Infusionsthierchen beweisen uns, wie sich die Natur oft der scheinbar kleinsten Mittel bedient, um große Zwecke zu erreichen. Keine andere Thierart hat durch die Aufspeicherung ihrer todten Leiber solche massenhafte Lager gebildet, als gerade diese unscheinbaren Geschöpfe. In allen europäischen Ländern, in Asien und Amerika hat man solche Lager aufgefunden, die oft, wie z. B. in der Lüneburger Haide, bei einer Tiefe von 30 Fuß meilenweit sich hinziehen und aus den Kieselpanzern zusammengesetzt sind, von welchen die Thierchen im Leben bekleidet waren. Von ihrer Bedeutung für das Leben des Meeres können wir uns eine vielleicht nicht unrichtige Ahnung machen, wenn wir bedenken, wieviel Nahrungsstoff durch sie im Meerwasser umherschwimmt, und daß vielleicht für manche größere Thiere dadurch der Genuß des bloßen Wassers zu einer zureichenden Nahrungsquelle werden mag.

Doch ich muß eilen zum Schlusse zu kommen. Zufolge meines im Eingange dieser Betrachtungen gemachten Versprechens will ich von den Sandwichsinseln weiter das Meer bis zu der Küste Europa's flüchtig durchlaufen und Ihnen wenigstens die Umrisse zu dem Bilde seines regen Lebens andeuten. Das große Weltmeer ist weniger augenfällig bevölkert als der atlantische Ocean. Zwar begleiten fliegende Fische und Delphine das Schiff, allein nur an den Küsten erscheint die Thierwelt in ihrer größten Pracht. Otaheite ist noch reicher an schönen Conchylien als die Sandwichsinseln, dieselben Korallenriffe umsäumen die Ufer, an welchen ganze Legionen buntscheckiger Krabben umherlaufen. In dem Maße als man sich dem rauhen Cap Horn nähert, wird das Meer unfreundlicher. Die Stürme scheinen hier ihren beständigen Sitz aufgeschlagen zu haben, und treiben die neugierigen Passagiere in ihre Kajüten hinunter. Riesenhafte Delphine zeigen sich hier, und Albatrosse, Sturmtaucher und kleine Petersvögel schwärmen behaglich in den tiefen, gefurchten Thälern der Wogen

umher, die dem Menschen wie gähnende Schlünde erscheinen, welche das Schiff zu verschlingen drohen. Eine wohlthätige Ruhe wird empfunden, wenn man diese rauhe Zone im Rücken hat und sich dem wärmeren Theile des atlantischen Oceans nähert, der in jeder Hinsicht belebter ist, als das Stille Meer, nicht nur durch den Verkehr der Menschen, sondern auch durch Pflanzen und Thiere, die im Wasser und in den Lüften wohnen. Während allerlei Seevögel ihr beständiges Spiel um das Schiff treiben, fliegende Fische hin und wieder wie abgeschossene Pfeile über die Wellen hinstreichen, schwimmen Tausende von Quallen und Mollusken im Wasser und prangen zum Theil in schönen Farben. Wie kleine Schiffchen segeln die Physalien und Velellen an der Oberfläche hin, indem der Wind in das ihnen von der Natur verliehene Segel faßt. Erstere schwimmen als große, mit Luft erfüllte, himmelbau und rosenroth gefärbte Blasen umher, und senken ihre langen, perlenschnurförmigen Arme ins Wasser; die Velellen aber haben einen scheibenförmigen Körper, auf dem ein senkrechtes, dünnes Segel ausgespannt ist, das sie, da sie nicht unterzutauchen vermögen, zum freien Spiel des Windes macht, einfache Thiere, deren Bau, scheinbar leicht zu übersehen, dennoch den denkenden Beobachter zu weitgreifenden Forschungen zu veranlassen im Stande ist. Wo entstehen sie? und wie erhalten sie sich wahrscheinlich schon Jahrtausende hindurch in denselben Meeren, in welchen wir sie noch jetzt finden, da ja die Passatwinde im Verlaufe der Jahrhunderte sie und ihre Kinder und Enkel beständig nach Westen geschwemmt und den Osten der Meere allmählig von ihnen gesäubert haben müssen Mit Bestimmtheit darf man den Schluß ziehen, daß die Strömungen an den Küsten in Verbindung mit den Winden der gemäßigten Zonen und dem Passatwinde einen ewigen Kreislauf herstellen, durch den auch die Lebensbedingungen dieser Thiere aufrechterhalten werden und ein Gleichgewicht entsteht, das nicht weniger wunderbar ist, als dasjenige, welches sich in den ewig regelmäßigen Bewegungen der Weltkörper im Himmelsraum zu erkennen giebt. Außer diesen an der Oberfläche umherfahrenden Thieren, wimmelt das Wasser von zahl-

losen Salpen, Quallen und Wasserspinnen; auch die schönen Janthinen mit ihrem leichten, violetten Schneckengehäuse zeigen sich auf manchen Strecken recht zahlreich. Diese vielen Thiere und kleinere, die das Auge nicht zu entdecken vermag, bewirken das Leuchten des Wassers in der Nacht, das am schönsten erscheint, wenn das Schiff in rascher Fahrt die Fluthen schneidet; dann leuchtet der Kielstreifen in milchweißer Farbe, während auf der übrigen Fläche des Meeres hin und wieder einzelne leuchtende Klumpen hervortauchen und die sich brechenden Wellen feurige Wassertropfen umherspritzen.

Nachdem man die nördlich vom Aequator befindliche Zone des Seegrases, das in dichten Haufen das Meer bedeckt, durchschnitten hat, nimmt das bunte Leben allmählig ab; endlich verliert sich die schöne blaue Farbe des Meeresspiegels, man segelt in die graue Nordsee und gelangt endlich in unsere leere prosaische Ostsee, an die man eigentlich gar nicht denken darf, so lange sich die Phantasie mit den Wundern reicherer Meere beschäftigen will.

Ich will hoffen, daß Sie im Hinblick auf die Ihnen flüchtig vorübergeführten Thierclassen das Meer im Allgemeinen als eine unerschöpfliche Quelle des Lebens werden gelten lassen. Ja, könnten wir es plötzlich trocken legen, und unsere Blicke mit einem Male Alles übersehen, was seine Tiefe birgt: die riesigen Walfische, die zahllosen Robben und das Heer der Fische, — die durch einander wimmelnden Krabben, Seesterne und Würmer, und die an Felsen und Korallen kletternden Schnecken und Muscheln — wahrlich, es bliebe kaum ein Fleck seines Bodens leer und wir würden dann erst einsehen, wie gering die Zahl aller Landthiere ist gegen die unermeßliche der Bewohner des Meeres.

Das Vergißmeinnicht.

Von J. Noor.

Deutschland, schönstes aller Länder,
Wo Vergißmeinnichte blühen,
Wo die schönsten Mädchen glühen,
Des Vergißmeinnichtes Stammland. —
Sinnigfromme, heilge Blume,
Angedenken treuer Liebe,
Für die Liebenden geschaffen,
Innigliebenden zum Blümchen.

Trat ein Mädchen an die Quelle,
Setzte trauernd sich ans Ufer.
Lose Winde spielten neckend
Mit den Locken, die des Busens
Tiefer Athem hob und senkte.
Schmerzerfüllten Blickes schaut sie
Auf den Tanz der klaren Wellen,
Die im übermüthgen Spiele
Unablässig abwärts gleiten.
Und sie faßt den Kranz von Rosen,
Weißen Lilien gewunden
Und — schon hüpfen sie von dannen,
Aufgelöst von ihren Händen.

Welk, entblättert Ros' und Lilie!
„Er, der mich so innig liebte,“
Seufzet bang des Mädchens Klage
Den entflieh'nden Blumen nach,
„Er, der mich so innig liebte,
Hat er treulos mich vergessen!?
Hört er nicht die Liebesstimmen?
Ach, wie lange will er säumen?“
Rief's mit tieferregtem Sehnen,
Aus den Augen stürzen Thränen
Auf den weichen, zarten Rasen.
Und die Thräne rollt zur Erde,
Feuchtet sie mit inn'ger Liebe
Zu des Zeugens heißem Triebe.
Und da sproß aus feuchtem Teppich
Auf der bunten Blumenau
Eine Blume, blau im Thau
Für die Liebenden geschaffen,
Innigliebende zu trösten,
Traut Vergißmeinnicht genannt,
Heilge, blaue Liebesblume,
Mädchenauge, Trostesblume.

Gedichte von F. Hinze.

1. Matthäi am letzten.

Ihr Freunde, geht's einem von uns einmal schlecht,
Ist einem bald dieses, bald jenes nicht recht,
Gleich ruft er: Matthäi am letzten!
Und doch giebt's hienieden, soviel Ihr auch klagt,
Es giebt nur, soviel Ihr auch zweifelt und zagt,
Ein einz'ges Matthäi am letzten!

Es rollt sein gewaltiges Rad das Geschick;
Da giebt's nur ein Vorwärts, kein Halt, kein Zurück,
Kein banges Matthäi am letzten.
Den Einen bringt's nieder im schwirrenden Lauf,
Und hebt in den Speichen den Andern hinauf,
Den Armen, den müde Gehetzten.

Genieße das Dasein, wenn Dein ist der Tag,
Und zähle die Tropfen nicht kopfschüttelnd nach,
Die eben die Lippe Dir netzten.
Giebt Freiheit des Lebens hellsprudelndem Geist,
So lange das Blut in den Adern noch kreis't,
Dann giebt's kein Matthäi am letzten!

Und greift einst der Tod auch, inmitten der Lust,
Mit eisiger Faust in die glühende Brust,
Ist doch nicht Matthäi am letzten.
Du stirbst nicht, Du tauschest die Himmel nur aus,
Du setzest sie fort in der Seeligen Haus',
Die Freuden, die hier Dich ergötzten.

Nur wenn Deine Seele kein Echo mehr hat,
Für fröhliches Wort und für mannhafte That,
Die einst in Begeist'rung Dich setzten;
Wenn nicht mehr Dein Herz für das Edle entbrennt,
Jedoch der Philister: „Herr Bruder" Dich nennt,
Dann, dann ist Matthäi am letzten.

2. Hab' Acht!

Ich ziehe über'n Ocean,
Nur da ist Ruh' und Friede.
Mich ekelt hier das Leben an,
Ich bin europamüde.
Leb' wohl, Civilisation!
Ich will Flibustier, will Mormon,
Ich will, Gott weiß Was, werden.

Und frag't Ihr nun, warum ich mich
Höchst eigen selbst verstoße,
Worüber ich denn eigentlich
Mich so entsetzt erboße?
Ein kleines miserables Wort,
Das Wort Hab' Acht! das jagt mich fort,
Fort über alle Berge.

Hab' Acht! seit ich das Wort gehört,
Erstick' ich vor Verdrusse.
Hab' Acht! ist das Damoklesschwert,
Bei jeglichem Genusse.
Und was ich thu' und was ich lass',
Und sei es Ernst und sei es Spaß,
Hab' Acht! so heißt es immer.

Hab' ich bei Tische mir gedacht:
Nun, heute soll's Dir schmecken,
Da ruft der Doktor gleich: Hab' Acht!
Zu meinem wahren Schrecken.
Und sitz' ich bei der Flasche Wein,
Da hör' ich sicher gleich ihn schrei'n:
Hab' Acht! Hab' Acht! Du Schlemmer!

Und singen Wir im Rundgesang
Die lust'gen Melodien,
Und heißen unter Gläserklang
Die dummen Grillen fliehen:
Ich bin gewiß, beim ersten Lied
Ist irgend schon ein Störenfried
Und ruft: Hab' Acht! Du Trinker!

Seh' ich ein Weibchen, jugendlich
An Busen, Aug' und Wangen,
Und denk', nach denen könnte ich,
So gut wie And're, langen:
Gleich wird ein Pfaffe Zeter schrei'n,
Und alte Weiber stimmen ein:
Hab' Acht! Hab' Acht! Du Sünder!

Und sprech' ich gar, was Jeder denkt,
Von allerlei Hallunken,
Die unter uns, noch ungehenkt,
Mit Rang und Würden prunken,
Ist auch die liebe Polizei,
Als wär's vom Himmel, gleich dabei
Und ruft: Hab' Acht! Unsinn'ger!

Hab' Acht! mir klingt der Rabenton
Beständig in den Ohren;
Hab' Acht! ich glaub', ich hört' es schon,
Als ich noch ungeboren.
Ich hört's seitdem mein Leben lang,
Und weiß, in meinem Grabgesang
Wird's an Hab' Acht's! nicht fehlen.

Ihr macht's am End' mir gar zu arg,
Hab'achtiger Janhagel!
Hab' Acht! das ist zu meinem Sarg
Der allergrößte Nagel.
Den Doktor und die Klerisei,
Die Weiber und die Polizei,
Hol' allesammt der Teufel!

Und ich zieh' nach Amerika
Wie ein Europamüder;
Und bin ich nur erst einmal da,
Komm' ich sobald nicht wieder.
Die Fahrt wird morgen abgemacht. —
Nun, wer ruft da noch mal: Hab' Acht!
Ich glaub' — ich war es selber.

Die Rose.

Von A. v. S.

Einst baute sich der kleine Gott, der lose,
Daß er in Träumen süßer sich vergnüge,
Aus Morgenwölkchen eine zarte Wiege,
Und siehe da: er schuf die erste Rose.

Und in der Blüthe schamgefärbten Wangen
Verwebte er das Morgenroth der Liebe,
Und daß der Schmerz ihr auch, der süße, bliebe,
Hielt sie im Kelch der Thränen Thau umfangen.

Ein Morgen.

Von A. v. H.

So geht's — wenn siebzig Jahr vorüber,
Wird Geist und Körper leider schwach —
Doch — zeigt der Abend sich auch trüber,
„Der Morgen hält die Hoffnung wach!“

Gedichte von August Mettlerkamp.

1. Das einsame Lied.

Oft, wenn ich nun ein neues Lied gesungen,
Und der Gedanke in den Sinn sich stiehlt,
Daß, kaum entstanden, schon das Lied verklungen,
Von keiner Seele liebend nachgefühlt:
Ach, wie Verzweiflung will's mich da ergreifen;
Von tiefem Weh fühlt sich mein Herz bewegt,
Daß nie zur Frucht die geist'gen Saaten reifen;
Die mir ein Gott in meine Brust gelegt!

Doch wenn ich dann zur Flur die Schritte lenke,
Wo manche Blume, unbemerkt, verblüht;
Wenn ich's beim frischen Waldesrauschen denke,
Wie, ungehört, verhallt manch' Vogellied:
„Was bist du besser — tönt's dann im Gemüthe
Als jener Vogel einsam dort im Strauch;
Was besser, als die tiefverborg'ne Blüthe,
Die, ungeseh'n, verströmt der Düfte Hauch?"

„Wenn Niemand auch dein einsam Lied vernommen,
Hat's doch dich selbst mit süßem Trost erquickt,
Ist wie auf Flügeln leis zu dir gekommen,
Ein Engel, dir vom Himmel zugeschickt!

Tief in des Waldes Schatten mußt du flüchten,
Wo dich Entsagung Blum' und Vogel lehrt,
Das schönste Lied, das du vermagst zu dichten,
Wie ein Gebet sei's, nur von Gott gehört.

2. Entsagung.

Einsam zog ich meines Weges
Mit ergeb'nem, stillem Sinn
Durch des Lebens ewig reges
Wechselvolles Treiben hin.
Meine Jugend war geschieden,
Meine Liebe hin und todt;
Und ich nahm, in Gott zufrieden,
Was die Welt mir kärglich bot.

Sieh'! da kam auf dunklen Wegen
Eine freundliche Gestalt,
Mir ein Mädchen fromm entgegen,
Fesselnd mich mit Allgewalt.
Wie im Herbst oft neue Blüthe
Dringt hervor an rauhem Zweig,
Sproß empor mir im Gemüthe
Neue Liebe, zaubergleich.

Herbstesblüthe! hoff'st vergebens!
Nimmer reifest Du zur Frucht!
Ach, nicht zweimal ruht des Lebens
Kahn in sel'ger Liebe Bucht!
Nicht zu meinem düstern Wesen
Paßt des Mädchens heller Blick,
D'rin so leuchtend ist zu lesen
Jugend, Freud' und Hoffnungsglück!

Freundlich, Mädchen, ziehe weiter,
Und auch ich folg' dem Geschick,
Stille Trauer mein Begleiter,
Und der Deine Liebesglück!
Uns're Wege sind geschieden,
Meiner dunkel, Deiner licht! . . . .
Herz, mein Herz, gieb dich zufrieden
Bis im Sturm der Tod dich bricht!

Ueber die beiden ersten Blüthezeiten der deutschen Poesie.

Vorlesung von Clemens Friedrich Meyer.

Die Poesie ist die Schatzkammer des menschlichen Geistes, in welche er niederlegt, was er gewonnen hat. Sie gleicht dem reinen Golde, das nicht verwittern kann, denn sie hat das Vergängliche und Zufällige ausgeschieden. Sie erhebt die Wirklichkeit, die Ereignisse in das Licht der Idee und giebt ihnen dadurch ein höheres Dasein. Indem sie Gedachtes und Erlebtes vereinigte, drängt sie sich schnell von der Wirklichkeit hinweg, der immer etwas Beschränktes, Aengstliches anklebt. Erst nach und nach trennt sich von der Poesie die Betrachtung des Geistes als Philosophie, die Erzählung des wirklich Geschehenen als Geschichte, die dann ihre gesonderte Richtung verfolgen, während die Dichtung alles umfaßt, was von Außen auf sie eindringt und ihrem Innern entströmt.

Wie alle Kunst, im Gegensatze zur Wissenschaft, so ist auch die Poesie niemals in gleichmäßigem Fortschritte begriffen. Bei jedem Volke, das sich eine selbständige Dichtung geschaffen, sehen wir in steter Reihenfolge ein Emporblühen und Verwelken, ein Steigen und Sinken, ein Zunehmen und Entkräften, auf dessen Ursache wir zurückkommen werden, nachdem wir zuerst diese Thatsache in der deutschen Literatur festgestellt.

Aus den ältesten Zeiten der deutschen Geschichte kennen wir durchaus keine poetischen Denkmäler. Aus historischen Mittheilungen fremder

Schriftsteller jedoch empfangen wir Nachrichten von Sagen und Erzählungen voller Glut und poetischer Anschauung, voller Kraft und Schönheit, die uns die feste Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer uralten, epischen Kraftpoesie geben, die sich in und mit dem Volke entwickelt haben muß. Einige spärliche Ueberreste aus der spätesten Zeit dieser epischen Poesie sind uns geblieben; sie zeigen jedoch, wie der blühende, poetische Ausdruck, das sinnliche Bild schon zur allgemeinen, leicht zu gebrauchenden Formel wurde, zur Formel, die jeder handhaben konnte, dem auch der Geist der Dichtung mangelte. Das Hildebrandslied, ein Bruchstück aus dem 8. Jahrhundert, zeigt uns noch die höchste Blüthe dieser alten Dichtweise, der altsächsische Heljand aus demselben Säculum, den Gebrauch der dichterischen Formel ohne Geist, den Verfall.

Charakteristische Merkmale dieser alten epischen Dichtung sind: Unbekanntschaft mit dem Endreime und Gebrauch der Alliteration, Voraussetzen der Bekanntschaft des Stoffes bei dem Hörer (Leser hatte man ja in damaliger Zeit nicht), poetische Beschreibung einzelner Scenen und Situationen und kühnes Abspringen auf andere.

Schon in demselben Jahrhundert, in welchem die angeführten Dichtungen geschaffen wurden, begründete der elsassische Mönch O t f r i e d durch seine Evangelienharmonie eine neue Richtung, eine neue Entwickelung der Poesie, die jedoch erst im Anfange des 13. Säculums zu höchster Blüthe gelangte. Er führte den Endreim und ausführliche breite Erzählung ein, die, noch ungeschickt freilich und roh, dennoch die Grundlage künftiger Größe wurden. Im 12. Jahrhundert entwickelte sich nun auch die Lyrik — wie immer später als die epische Poesie — und gelangte mit der letzteren im Anfange des 13. Jahrhunderts zur höchsten Blüthe.

Jetzt folgt eine lange Periode des Verfalls. Es tritt Verwilderung der Form, Künstelei und Rohheit zugleich ein, und zwar sowohl in der Poesie der Gelehrten, wie in der des Volkes. Weiterhin wird der Widerstreit immer größer zwischen dem alten natürlichen poetischen Gefühl und der neuen Bildung und Gelehrsamkeit, die beim

Aufblühen der Städte zuerst zum Vorschein kommt. So bleibt es im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Auch im 17. und 18. werden eine Menge bedeutungsloser gelehrter Versuche gemacht, bis sich endlich nach der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die letzte und herrlichste Blüthezeit entwickelt, die mit ihren Dichterhelden deutlich genug in dem Geist und Herzen aller Völker lebt.

Wir haben demnach in dem Entwickelungsgange der deutschen Poesie die folgenden Hauptmomente wahrnehmen können. Zuerst trafen wir auf ein Emporblühen der alten epischen Poesie und fanden, daß durch das Allgemeinwerden der Form Mangel an Geist in den Werken und Verfall eintrat. Neue Bildungsverhältnisse machten jetzt ihren Einfluß auf die Dichtung geltend. Der Endreim, die epische Breite und Ausführlichkeit der Erzählung riefen ein neues Emporblühen hervor. Wiederum wurde die poetische Form allgemein, Verwilderung und Mangel an Geist und ein neuer Verfall waren die Folge. Bisher unbekannte Bildungsverhältnisse tauchten zum zweiten Mal auf, die Gelehrsamkeit, die einen langen Kampf mit der Dichtung besteht, ohne sich mit ihr vereinigen zu können. Endlich durchdringen sich beide Elemente zum schönsten Ganzen, und die Poesie erreicht ihre höchste Blüthe, als deren Grenze wir Goethe's Tod betrachten können.

Nicht unpassend dürften wir dieser Beleuchtung einige allgemeine Betrachtungen folgen lassen. Der Gang der Dichtkunst ist, wie wir gesehen haben, folgender: Nach jeder Blüthezeit der Poesie wird der Ausdruck allgemein, leicht und von jedermann zu gebrauchen. Er wird oft und meistens ohne dichterischen Geist gehandhabt, daher der Verfall, daher die Gleichgiltigkeit gegen die Dichtung, die Verachtung ihrer Erzeugnisse. Neue Bildungsverhältnisse müssen erst hinzutreten, um eine neue Blüthe hervorzubringen, sie gleichen dem Lichte, der frischen Luft, dem erquickenden Thau, ohne welche eine Pflanze wohl fortwächst und grünt, aber nie duftende, farbige Blüthen treiben wird.

Zu jeder Zeit aber leben Menschen, die der Gottesgabe der Dichtung theilhaftig sind, die im Stande sind mit schönen Worten das

Höchste in der Welt auszusprechen, das Tiefste was die Brust bewegt in das Gewand wohlklingender Rede zu kleiden. Genießen diese Begabten des Glückes einer frischen Zeit mit jungen Bildungsverhältnissen, so entwickeln sie sich selbst und die Dichtung zum höchsten Gipfelpunkt, leben sie in der Zeit des Verfalles, so bleiben sie selbst unentwickelte, verkümmern und schwinden kraftlos dahin, unerkannt in dem Schlamme der Afterdichtungen, die durch das Allgemeinerwerden der Form wie Pilze hervorschießen.

Mit der Entwickelung der Poesie steht in engster und nächster Beziehung die Entwickelung und Ausbildung der Sprache und die Perioden der letzteren nahmen fast denselben Gang, den wir bei Betrachtung der Poesie verfolgten. Im 9. Jahrhundert ist die althochdeutsche Sprache vollkommen in verschiedenen Dialekten entwickelt. Wir finden die fränkische, alemannische und bairische Mundart vollständig ausgebildet. Die Sprache ist durchaus fertig hervorgetreten und übertrifft die meisten der älteren und gleichzeitigen beiweitem an Wohlklang. Andere germanische Dialekte derselben Zeit sind zwar dem älteren vorangehenden treuer geblieben und somit auch reicher an Wurzeln; was aber den Wohllaut betrifft so müssen sie jedenfalls zurückstehen. Dies Verhältniß wird besonders klar beim Vergleiche mit der altsächsischen und nordischen Mundart. — Nach und nach aber erschlafft diese treffliche Sprache, verliert den Reichthum der Vocale, das unbetonte e tritt in Menge ein und die Bestimmtheit der Endungen geht verloren. Die Bildsamkeit nimmt ab, und der Wortreichthum schwindet immer mehr, indem die unfruchtbaren Stämme aufgegeben werden. Dagegen bildet sich der Styl zu größerer Leichtigkeit und Bequemlichkeit aus. Bei größerer Gewandtheit geht auch der einzelne Ausdruck weit mehr aus dem bildlichen in die Bestimmung des besonderen über. Gegen das 14. Jahrhundert aber gelangen die localen Mundarten zur Herrschaft in der Sprache, selbst die Dialekte einzelner Städte thun sich hervor mit aller Rohheit und den ungeschlachtetsten Formen. Im 15., 16. und 17. Jahrhundert muß sich nun die Sprache durch Rohheit einerseits, durch gelehrte Steifheit andererseits durcharbeiten

zu der Gestaltung, die sie in der Mitte des 18. Jahrhunderts angenommen hat. Diese Gestaltung, die wir die neuhochdeutsche Sprache nennen, empfiehlt sich zwar nicht sehr in Ansehung des Wohlklangs — da sie ein Uebermaß von Consonanten und zu wenig Abwechselung der Vocale darbietet, ist aber, obgleich sie nicht leicht zu behandeln, zum Ausdrucke des Gedankens im höchsten Grade geeignet.

Wir haben uns im Vorhergehenden dahin ausgesprochen, als ob der Kunst im Allgemeinen und der poetischen Kunst insbesondere die Eigenthümlichkeit innenwohne, sich durch neue belebende Bildungsverhältnisse zu mehr oder weniger fern von einander liegenden Blütheepochen zu erheben, zwischen denen dann Zeiten eines größeren oder geringeren Verfalls liegen. Und in der That wird unsere Ansicht durch die Entwickelung der Künste überhaupt, durch die Entwickelung der poetischen Literatur der bedeutendsten civilisirten Völker bestätigt. Wie bekannt sind nicht die symbolische, die classische und die romantische Blüthenepoche der bildenden Künste? Und wenden wir uns zur Poesie historischer Völkerschaften, so tritt uns in dem dichterischen Emporwachsen der gepriesensten Literaturen dasselbe Verhältniß entgegen.

Nachdem wir die Blüthenepochen der deutschen Literatur im Allgemeinen besprochen, und hieran unsere Betrachtungen über literarische Blüthen überhaupt geknüpft, gestatten Sie mir ein mehr ins einzelne gehendes Bild der beiden ersten Entwickelungsperioden der deutschen Poesie vor Ihren Augen zu entfalten. Ich sage der „beiden ersten Perioden" weil die dritte außerhalb des Gebietes unserer heutigen Vorlesung liegt.

Die erste Blüthe der deutschen Poesie fällt, wie ich bereits angeführt, in das 8. Jahrhundert. Die Dichtungen dieser Epoche zeichnen sich aus durch eine eigenthümliche Form und eine besondere Art den Inhalt aufzufassen und darzustellen. Die eigenthümliche Form beruht hauptsächlich in der Alliteration der Verse. Nicht die Endpunkte der Zeilen sind durch ähnliche oder gleichen Klang verbunden, wie bei der spanischen Assonanz und dem modernen Reim; sondern die Verbindung der einzelnen Halbverse wird dadurch hergestellt, daß die

betontesten, gewichtigsten Wörter derselben mit gleichen Buchstaben anfangen, wie z. B. in den Zeilen:

> **Hil**tibrant enti **Ha**dubrant
> untar **her**jum tevêm

wo die drei hervorragendsten Wörter Hiltibrant, Hadubrant, herjum, mit einem h anfangen. Diese Alliteration ist ungemein alt, wurde auch von Griechen und Römern sehr geliebt, aber nicht gesetzmäßig ausgebildet. In der altdeutschen und nordischen Poesie wurde die Alliteration Gesetz, und ihre Regeln sind uns theils in alten Schriftdenkmälern überliefert, theils aus den poetischen Resten selbst durch die berühmten Gelehrten Grimm und Lachmann erforscht und dargestellt worden. Leider wurde die Alliteration in den Literaturen, in denen sie gebräuchlich war durch den Endreim gänzlich verdrängt, obgleich bedeutende Dichter unserer Zeit sie geschickt zu gebrauchen verstanden, und gezeigt haben, welche große poetische Effecte durch sie erzielt werden können. Von welchem unauslöschlich tiefen Eindruck ist nicht jene Stelle aus dem Liede der Parzen in Goethe's Iphigenia:

> Erhebt ein Zwist sich
> So stürzen die **G**äste
> **G**eschmäht und **g**eschändet,
> In nächtliche Tiefen,
> Und harren ver**g**ebens
> Im Finstern **g**ebunden
> **G**erechten **G**erichtes

oder wie lieblich und zart klingt nicht die Alliteration in Bürgers schönem Gesange:

> **W**onne **w**eht von Thal und Hügel,
> **W**eht von Flur und **W**iesenplan,
> **W**eht vom glatten **W**asserspiegel
> **W**onne **w**eht mit **w**eichem Flügel
> Des Piloten **W**ange an.

Nächst der Alliteration zeigt die Poesie dieser Epoche einen vollkommen regelrechten Versbau; doch giebt es vom 8. bis zur Mitte des

12. Jahrhunderts nur eine einzige Versart. Jeder halbe Vers der alten Alliterationspoesie hat nämlich vier Füße, welche durch vier Sylben gebildet werden, von denen die letzte durchaus auch die letzte des Verses sein muß. Vor oder nach den übrigen dieser vier Sylben können aber je eine andere gesetzt werden, die jedoch weniger betont sein müssen, als die vorhergehende. Das ist im Großen und Allgemeinen das Formgesetz jener althochdeutschen Alliterationspoesie, wobei natürlich noch viele Einzelheiten in Betracht gezogen werden müssen, die hier zu weit abführen würden.

Die Denkmäler jener ältesten Dichtungsperiode, sind, wie ich bereits bemerkt, rein epischer Natur, lassen sich aber mit den Heldengedichten keines Volkes, außer etwa mit den ältesten keltischen vergleichen.

Wir finden hier keine geordnete Erzählung, keine planmäßige Entwickelung einer Folge von Begebenheiten, ja in einzelnen Gedichten sogar ist die Fabel nicht einmal vollständig zu erkennen. Es wird von einer Begebenheit zur andern übergesprungen, nach der Schilderung einer Situation kommt das Bild einer andern, weit entlegenen, sodaß wir also annehmen müssen, der Stoff des Gedichts, die Sage, die den Inhalt ausmacht, sei allgemein im Volke bekannt gewesen. Wir müssen uns diese deutsche Volkssage als ein viel Aelteres und Vollständigeres hinter jenen epischen Gedichten denken, das freilich ungeformt war, aber frisch und lebendig in dem Herzen und Geiste Aller wohnte. So waren jene Epen eigentlich nur fragmentarische Erinnerungen an die im Hintergrunde schlummernde Sage, und brauchten eben deswegen weder ausführlich noch vollständig zu sein, um die Herzen der Hörer zu rühren und zu entzücken.

Das Ganze des poetischen Styls besteht in dem Ausschmücken und starken Hervorheben der Gedanken durch längst bekannte Epitheta. Sie können sehr glänzend werden, wie z. B. in dem altsächsischen Gedichte Heljand, doch bemerkt man schon hier, daß die Form nicht mehr mit Wärme gebraucht, daß sie zur äußerlichen Formel wird und die Dichtung läuft Gefahr spitzig und formell zu werden, wie die altnordische Skaldenpoesie.

Fragen Sie mich nun, welche Denkmäler aus dieser ersten Zeit dichterischer Blüthe auf uns gekommen, so kann ich Ihnen freilich nur wenig Namen nennen und diese wenigen Gedichte sind dazu noch Bruchstücke. Aber wenn auch der schöne und kräftige Gesang von Hildebrand und Hadubrand nur ein karges Fragment, wenn auch Muspilli durch seine Unvollständigkeit fast unverständlich, wenn auch das einzige vollkommen erhaltene Gedicht jener Zeit, der altsächsische Heljand — die Geschichte des Erlösers — schon mehr dem Verfall als der Blüthezeit der epischen Alliterationspoesie angehört, so ist uns doch ein großer Schatz jener Zeit gerettet und erhalten worden, wenn auch im fremden Gewande. Diesen Schatz bilden die alten deutschen Heldensagen, die Grundlage jener epischen Dichtungen, meistens mit mythischem Kerne, die wir bei Paulus Diaconus, Jornandes und Saxo Grammaticus gesammelt und mit mehr oder weniger Glauben als Geschichte wiedererzählt finden. Daß aber jene Sagen in vielen und schönen Liedern gefeiert und gesungen wurden, geht aus einer literar-historisch berühmten Stelle in Einhards: Leben Karl des Großen hervor, wo der Verfasser, nachdem er von den Gesetzsammlungen des Kaisers gesprochen, weiter erzählt, derselbe habe auch eine Sammlung deutscher Dichtungen veranstaltet. Die Ansichten der ausgezeichnetsten Gelehrten stimmen darin überein, daß dies Lieder der deutschen Heldensage gewesen, wenigstens ist es ganz unwahrscheinlich, daß ihr Inhalt aus alten merovingischen Geschichten bestanden hätte.

Beinahe vier Jahrhunderte waren erforderlich, um nach dieser ersten Blüthe deutscher Dichtung eine zweite hervorzurufen, die mit ihrer schöpferischen Macht, ihrer Schönheit und ihrem Glanze als das edelste Denkmal dasteht in der Geschichte deutscher Literatur.

Ehe ich zur Schilderung der Dichter und Dichtungen in dieser Periode übergehe, gestatten Sie mir die Veränderungen kurz zu berühren, die inzwischen die poetische Form erlitten hatte.

Wenn auch der Höhenpunkt der Blüthe erst in dem Anfang des 13. Jahrhunderts fällt, so findet doch bereits von der Mitte des 12. an ein immerwährendes Steigern statt, und namentlich sehen wir im 12. Jahrhundert schon alle Regeln und Gesetze der Form im Keime entstehen, sich ausbilden und einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen, ehe sie von jenen ausgezeichneten Dichtern zu unsterblichen Werken verwandt wurden.

Schon im 9. Jahrhundert war die Alliteration gänzlich vom Reime verdrängt, dessen Auftauchen und vollständige Entwickelung in einer meiner früheren Schriften ausführlich geschildert worden. — Im 12. Jahrhundert macht sich zuerst der Unterschied zwischen stumpfen und klingenden Stimmen bemerklich. Dies war eine natürliche Folge der Vermehrung des tonlosen e. Früher hatte man h a b ê n und s t ê n recht gut einsylbig mit einander reimen können, nachdem aber aus h a b ê n, h a b e n geworden, konnte nicht mehr auf der letzten Sylbe gereimt werden und man mußte das Wort mit andern binden, die eine gleiche Penultima hatten, da der Klang des e für nichts mehr gerechnet wurde, also h a b e n : g a b e n. Zu gleicher Zeit bildet sich der genaue Reim aus, mit dem man es in früherer Zeit sehr streng genommen hatte. Verschiedene Vocale im Reime sind bei Otfried etwas ganz gewöhnliches und viel später noch ist man schon mit einem nur entfernt ähnlichen Klange zur Bindung der Zeilen zufrieden. Immer mehr aber steigern sich die Anforderungen, die man beim Reime an die Gleichheit der Laute stellt, bis endlich am Anfange des 13. Jahrhunderts die ausgezeichnetsten Dichter so scharf und genau reimen, wie es späterhin nie wieder in der deutschen Literatur stattgefunden hat. Nicht allein, daß lange und kurze Vocale im Reime verboten sind, ja nicht einmal die beiden e, die eine verschiedene Entstehungsweise haben, dürfen miteinander gebunden werden.

Etwas älter als die genauen Reime sind die überschlagenden. Bis zu ihrer Einführung wurden nur die unmittelbar aufeinander folgenden Zeilen gereimt, wie

ein rîter so gelêret was,
daz er an den buochen las,
was er darin geschriben fand,
der was Hartman genant.

Der überschlagende Reim und wie viel künstlicher und wohlklingender:

uns ist in alten maeren
wunders viel geseit
von helden lobebaeren
und grozer kuonheit.

Die Entstehung und Entwickelung des überschlagenden Reimes ist ein langes Kapitel, das ich mit Ihrer Erlaubniß hier unberührt lasse.

Um dieselbe Zeit wurden zuerst längere und kürzere Verse gebildet, die eine anmuthige Abwechselung hervorbringen und der daktylische Fuß macht sich, wahrscheinlich von Außen eingeführt, geltend.

Was die Sprache betrifft, so ist besonders hervorzuheben, daß die Mundarten in der Dichtung immer mehr zurücktreten und sich nach und nach eine Sprache der Poesie bildet, die, da die Dichter an den Höfen lebten, auch zugleich die Sprache der Höfe war. Uebrigens verschwinden die volltönigen Endungen mehr und mehr und viele Wörter veralten schon im 13. Jahrhundert und werden bei den Dichtern nicht mehr gebraucht aus einem Grunde, den man für jene Zeiten kaum annehmen möchte — sie kamen aus der Mode.

Was den Styl und die Darstellungsweise betrifft, so erreichten sie im Anfange des 13. Jahrhunderts eine solche Ausbildung und Vollkommenheit, daß selbst ein prosaischer Geist im Stande war, seine prosaischen Gedanken in angenehmer Form auszusprechen.

Einen Fehler haben vielleicht alle Dichter des 13. Jahrhunderts, sie werden im Erzählen leicht zu breit; in dieser Beziehung zeichnen die des 12. sich vortheilhaft vor ihnen aus. Aber eben diese Breite zeigt wieder die Wärme und Tiefe der deutschen Art, wie man besonders bei der Vergleichung der französischen und deutschen Bearbeitungen eines und desselben Stoffes wahrnehmen kann.

Ein charakteristisches Merkmal des 12. und 13. Jahrhunderts im Vergleich mit der vorangehenden Zeit ist das Hervortreten der Sub-

jectivität des Dichters. Reflexion und Darlegung des Gefühls bricht sich Bahn. Ohne dies Hervortreten der einzelnen Persönlichkeit läßt sich auch keine lyrische Poesie denken, die sich nun mit aller Blüthenpracht der edelsten Gedanken entfaltet.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch alle Gattungen des Gedichts aufzählen und schildern, die jetzt aufkamen und ausgebildet wurden; lassen Sie uns übergehen zu den Hauptrepräsentanten der Blüthe selbst, zu den Dichtern und den Werken der Poesie, die jene Zeit verherrlichen.

Vor allem ist es ein Gegensatz, auf den wir bei der Schilderung jener Epoche aufmerksam machen müssen; der Gegensatz zwischen dem Volksepos und der höfischen Dichtung.

Das Volksepos hatte das Erbe der alten deutschen Heldensage überkommen und gehegt. In dem Munde wandernder Rhapsoden klangen die alten heimischen Töne und die Riesengestalten mythischer Könige ragten in ihren Liedern empor. Hier finden wir denselben kurzen und herben Ton, das Abspringen von den Situationen, die Voraussetzung der Kenntniß der Sage bei dem Hörer, alles, was wir schon bei der alten Alliterationspoesie bezeichneten. Aber die einzelnen Volkslieder, die zu einer und derselben Sage gehörten, wurden gesammelt, zu einem Ganzen aneinander geleimt und überarbeitet, so daß uns unschätzbar vieles von der schönen Ursprünglichkeit verloren gegangen ist. Die schärfste Kritik muß jetzt darauf bedacht sein, die spätere Ueberarbeitung von dem ursprünglichen Liede zu trennen, und dies kann wohl nicht geistreicher und vollkommener geschehen, als es Lachmann bei dem berühmten Epos „der Nibelunge Nôt" geglückt ist.

Im Gegensatz zu diesem Volksepos, das von unbekannten Volksdichtern gesungen, von Freunden der Sage und Poesie gesammelt und überarbeitet wurde, schufen die höfischen Sänger eine subjective Dichtung, in der sie entweder einen gewählten Stoff kunstvoll nach vorbedachtem Plane poetisch umgestalteten oder die Ergebnisse des eigenen Gefühlslebens begeistert der Mitwelt schilderten.

Es ist leicht zu erkennen, daß diese beiden Richtungen der Poesie ein durchaus verschiedenes Ergebniß haben mußten, wie wir weiter unten noch deutlicher sehen werden.

Unter den Volksepen jener Zeit wird nun jedes andere Lied beiweitem überstrahlt von dem gewaltigen Lichte der beiden Sterne: Gûdrûn und der Nibelunge Nôt. Während die Werke der höfischen Dichter Erzeugnisse künstlerischer Besonnenheit sind, nur abhängig von dem eigenthümlichen Geiste der Sänger, nur denen verständlich, welchen die Verfasser zusagen, sind diese Epen unmittelbar aus der Natur des Volkes hervorgegangen, lassen uns wiedererkennen den Geist der Nation versenkt im Strome der Zeiten Gedichte wie Gûdrûn und das Nibelungenlied erscheinen bei allen Völkern nur selten, entstehen nur unter der Einwirkung glücklicher Umstände und Verhältnisse, entwickeln sich Jahrhunderte hindurch und scheinen einen unvergänglichen Bestand zu haben. Sie wachsen, wie edle Bäume, langsam und bedürfen viele Zeit, ehe sie zur Blüthe gelangen, während gemeine Blumen alle Jahre das Feld bedecken und im Herbste spurlos verschwinden. Wenn wir in den Nibelungen den Heldengeist früherer Jahrhunderte, bei einem Volke, das sich seines Nationallebens bewußt wird, wenn wir den Geist des Kriegerstandes sammt seinem gewaltigen Untergange dargestellt sehen und dies Gedicht uns einen so tieftragischen Eindruck zurückläßt, so schließt Gûdrûn mit einem beruhigten erfreulichen Dasein, eröffnet uns in warmer Nähe das häusliche Leben und offenbart uns das Gemüth edler Frauen. Auch die Helden werden darin tüchtig und kraftbegabt geschildert. Dennoch ist der Mittelpunkt eine Frau und die Hoheit, die dies edle Weib mitten in der Niedrigkeit bewahrt, ist gewiß nirgends mit solcher Schönheit geschildert. Obgleich vieles in jenen Volksepen schon untergegangen ist, so berührt uns vieles dennoch auf das innigste. Mit tausend Fäden, oft leicht erkennbar, oft nur dem schärferen Auge sichtbar, verwebt sich das Alterthum in die Gegenwart. Die Vergangenheit aber bildet die Rinde am Baume des Zeitlebens, darunter quillt der Saft zu Blüthen und Blättern in die Höhe; nimmt man die Rinde hinweg, so muß der Baum sich ver-

bluten und vertrocknen. Vor allem erquickt in jenen Gedichten die Aufrichtigkeit der handelnden Gestalten; der edelste Muth ist mit roher Thatkraft gepaart; reine zarte Gesinnung und wilde Triebe erscheinen in der Mischung, wie sie dem natürlichen Menschen eigen sind und überall schwebt als das Höhere eine schöne Sittlichkeit und ein tiefgewurzeltes Gefühl für die Tugenden, deren der Mensch fähig ist.

Um dieselbe Zeit, als das deutsche Volksepos in den geschilderten Liedern seinen höchsten Glanz erreichte, traten auch die vier größten Dichter des deutschen Mittelalters auf, der tiefsinnige Lyriker Walther von der Vogelweide und die geistvollen Epiker Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg.

Walther von der Vogelweide ist unstreitig der lieblichste und zugleich der seelenvollste Liedersänger, der jemals deutsche Luft eingeathmet. Neben den zartesten, weichsten, klangreichsten Minneliedern, strahlen seine schwungreichen vaterländischen Gesänge eine Begeisterung aus, die noch heute nach sechs Jahrhunderten ihre volle Wirkung erreicht. Mit dem tiefsten Schmerze beklagt er die unglückselige Dreikaiserzeit, beweint die Zerrissenheit Deutschlands und kämpft mit kräftiger Stimme gegen die Uebergriffe des Papstes.

Im 13. Jahrhundert war das bei den romanischen Völkern entsprungene Ritterthum auch in Deutschland eingedrungen, wo es sich jedoch sinnvoller und sittlicher gestaltete. Nach Besiegung der geselligen Kreise drang es auch in die Poesie ein, die hier ihren Schwerpunkt, ihre Blüthe in den genannten ausgezeichneten drei Epikern fand. Sie gehören nicht mehr dem Volke an, wie die frühere Poesie, sie haben ihre Heimath nur in dem Ritterstande. Sobald die romanische Minnepoesie in Deutschland eingedrungen war, bildete sich jener Gegensatz zum Nationalepos, der sich schon in Heinrichs von Veldeke: Eneit, (gedichtet um 1189) kundgab. Von jetzt an erst gab es höhere Dichter und Sänger des Volksepos. Namentlich war der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen einer der ersten, der die Kunstdichter um sich versammelte. Während dieselben überlieferte Stoffe be-

handelten, ging doch die Auffassung und Belebung von ihnen aus und der jedesmalige Gehalt hing von dem Innern, von der Seele des Dichters ab. Zum Volksepos selbst bilden unsere Sänger einen entschiedenen Gegensatz. Wie das Volksepos frei ist von phantastischem Ritterwesen und ein höheres Heldenthum athmet, so empfanden die höfischen Dichter den hohen Werth des Nationalliedes nicht mehr und setzten sich irrig stolz darüber hinweg.

Die drei genannten großen Dichter fühlten es tief, daß das Gedicht einen Mittelpunkt, eine belebende Idee haben müsse, bei deren Fehlen die Poesie zu gedankenloser Unterhaltung hinschwindet. Am ausgezeichnetsten in dieser Hinsicht ist Wolfram von Eschenbach. Er benutzte im Parzival die alte britannische Sage, um eine eigene Dichtung daraus zu bilden. Er legt seine tiefen Ideen hinein, schildert eine edle, mit den herrlichsten Anlagen begabte Natur, die sich in der äußeren Welt und ihren Hemmungen nicht zu finden weiß, deshalb Misgeschick erduldet, in ihren Gedanken gestört und verwirrt wird, aber doch zuletzt siegreich und glänzend durchbricht. Ein anderes Ziel verfolgt Gottfried von Straßburg in seinem Tristan. Er schildert mit den lebhaftesten Farben die Bethörung der Leidenschaft, die alles dem gewaltsamen Gefühl opfert. Hartmann von Aue, der lieblichste der Erzähler, zeigt in seinem Iwein, daß derjenige, der mit ganzer Kraft der Seele nach dem trachtet, was wahr und gut ist, auch Glück und Ehre erringen müsse, in seinem Erec malt er die unheilvolle Wirkung männlicher Thatlosigkeit, im armen Heinrich die segensreichen Folgen frommen Glaubens.

Wie diese drei Dichter schon in der Art und Weise, wie sie den Grundstoff behandeln, ihre Natur verrathen, so drückt sich dieselbe auch in der innern Darstellung aus. Hartmann redet wie ein milder sinnvoller Mann mit warmer Innigkeit. Wir finden überall bei ihm zarte, der menschlichen Natur abgelauschte Züge. Seine Sprache ist an Ebenmäßigkeit und Genauigkeit, mit der sie sich dem Gedanken anschließt und in ihrer ganzen ruhigen Haltung die vollendetste von allen Dichtern des 13. Jahrhunderts.

Wolfram von Eschenbach lebte nicht in Frieden mit der Welt, wie Hartmann von Aue. Er betrachtet sie und ihre Gebrechen mit einem scharfen und finsteren Blicke; neben den glänzendsten Bildern liegen auch dunkle und düstere. Seine Rede ist kühn, scharf und stechend. Er springt schnell ab und geht rasch auf ein anderes über. Er verschmäht nicht das ungewöhnlichste, seltsamste und wird oft schwer und dunkel. Schon seinen Zeitgenossen war er nicht klar genug und das Verständniß seiner Gedichte erschließt sich erst einer genaueren, sorgsamen Betrachtung. Aber überall bei ihm dringen die glänzenden Strahlen eines Geistes uns entgegen, dem an Höhe und Tiefe kein anderer gleichzustellen ist. Ihm gegenüber erscheint Hartmann von Aue fast weichlich, Gottfried von Straßburg oberflächlich, so wenig es beide an sich sind. In dem kleinen Bruchstücke des Titurel hat Wolfram eine Dichtung hinterlassen, die an Kraft der Darstellung, des Ausdrucks und des Gefühls zu dem höchsten gehört, was jemals die Poesie hervorgebracht hat. Diesem Dichter völlig entgegengesetzt ist Gottfried von Straßburg. Er hat nicht die Tiefe Wolframs, nicht die Innigkeit und Reinheit Hartmanns; aber er sieht die Welt mit lachenden Augen an, breitet den schönsten Farbenschmelz über seine Helden und schildert sie mit einer philosophischen Wahrheit, welche die größte Bewunderung verdient. Seine Sprache hat, wie seine Gedanken, eine unbeschreibliche Anmuth, sie strömt in reichen Wellen und wechselt in den mannigfachsten Abstufungen. Gleicht Wolframs Ausdruck dem rollenden Donner, Hartmanns Rede dem ruhig fließenden Strome, so ist Gottfrieds Sprache das glänzende plätschernde Bächlein, in dem die Sonnenstrahlen blitzen und glitzern.

Das sind die hervorragendsten Dichter, das die bedeutendsten Werke einer poetischen Blüthezeit, der wir Freude und Bewunderung zollen müssen, ob sie auch um viele Jahrhunderte hinter uns zurückliegt und von deren Trägern noch die fernsten Geschlechter mit Shukowski ausrufen werden:

Sage nicht mit Trauer: sie sind nicht mehr,
Mit Dankbarkeit sage: sie waren hier!

Gedichte von R. Grosewsky.

1. Wanderlied.

Ich wollte jeden andern Schmerz
Und jedes and're Weh beschwören,
Könnt' ich das Herz, das eig'ne Herz
Mit glatten Worten nur bethören.

So aber treibts mich immerzu
Aus einem Hafen in den andern,
Umsonst! ich finde nirgend Ruh',
Muß wandern, immer weiter wandern!

Wohin ich eile weiß ich kaum,
In fremde Thäler steig' ich nieder, —
Sing' nur bisweilen wie ein Traum
Leis einen Vers vergess'ner Lieder

2. Im Herbst.

I.

Wie mich die Hauche lind umfächeln!
Wie duftig glüht der Ferne Licht!
O Herbst, wie süß ist dieses Fächeln
Auf Deinem holden Angesicht!

Und schau ich in die stillen Wogen
Ist mir's als sei der Lenz nicht fern:
O Herbst, Du hast mich oft betrogen,
Und dennoch täusch' ich mich so gern!

II.

Draußen pfeift der kalte Nord
Ueber Stoppelfelder,
's ist als zög' ein blut'ger Mord
Durch die grünen Wälder.

Lose Blätter, blaß und roth
Taumeln auf die Pfade;
Herz mir ist als ob der Tod
Mich zum Sterben lade.

Warum ich so traurig bin
Frage, Herz, nicht wieder:
Was mir lieb ist all dahin,
Blüthen, Laub und Lieder.

3. Distichen.

Röslein nannt' ich Dich oft, wie trefflich wählt ich den Namen!
Ach! der Dornen so viel hast Du in's Herz mir gedrückt.

Flüchtig, Freund, ist die Zeit, flücht'ger als Schwalbe und Wind,
Aber am flüchtigsten ach! wenn wir am glücklichsten sind.

Hast der Blätter zu viel gepflückt vom Baume des Lebens,
Darum läss't er nun auch jetzo Dich schattenlos steh'n.

Gedichte von A. Adolphi.

1. Das Wölkchen.

Ein lichtes Wölkchen schaut' ich mal,
Beglänzt vom Abendsonnenstrahl;
Da fiel der Wunsch mir immer ein:
Dies lichte Wölkchen möcht' ich sein!

Des Wölkchens Sonne wärst dann Du,
Und leuchtetest mir liebend zu;
Ich folgte immer Deinem Lauf,
Ging' mit Dir unter, mit Dir auf.

Doch wenn des Himmels helles Blau
Umhüllt von Sturm und Wettergrau,
Und Deines lieben Bildes Licht
Dem armen Wölkchen dann gebricht;

Dann löst' ich mich in Thränendrang,
Und weinte traurig, weinte bang,
Und strömt' als Regen leis' herab,
Und fänd' in kühler Erd' mein Grab.

Und sänk' ich so zur Gruft hinein,
Träf' mich wohl noch Dein letzter Schein:
Dann stieg' aus meinem Erdenlauf
Der Hoffnung lichter Bogen auf.

2. Der Fischer.

„O, gieb mir doch ein Räthsel auf!“
So bat mich jüngst ein Mädchen.
Ich wartete gerade d'rauf,
Und spann ihr dieses Fädchen:

„Es stand ein Stern in ferner Höh',
Und glänzte freundlich Allen;
Der ist in einen blauen See
Einmal hinabgefallen.

Am feuchten Ort gefiel's ihm gut,
Sich trennen konnt' er nimmer;
Und lieblich strahlt aus blauer Fluth
Des Sternleins holder Schimmer.

Da kam ein Fischer jung und fein
Zum Strande hingesprungen,
Dem ist des Sternes Wunderschein
Gar tief in's Herz gedrungen.

Und schnell warf er die Angel aus:
Dich Sternlein muß ich fangen!
Doch ach, er zog sie leer heraus,
Das Sternlein blieb nicht hangen.

So saß er denn bei Tag und Nacht,
Quält' sich manch' liebe Stunde,
Und zum Verzweifeln ruhig lacht
Das Bild auf blauem Grunde.

Und wie nun Mond auf Mond entflieht,
Das Sternlein nicht gefangen,
Ward er des Angelns endlich müd',
Und — ist nach Haus gegangen. —“

Ich schwieg; — das Mädchen sah mich an,
Und sprach mit losem Lachen:
„Du wirst es doch, mein junger Mann,
Nicht wie der Fischer machen?

Denn wer aus blauem Augensee
Der Liebe Stern will bringen,
Der nicht so schnell nach Hause geh'
Vielleicht — wird's doch gelingen!"

Ich hatt' den Hut schon in der Hand,
Wollt' eben leis entwischen;
Ach Gott! nun blieb' ich wie gebannt,
Und — muß noch immer fischen!

3. Der Abend auf Lido.

Still war die Luft und wurde abendkühl,
Als uns die schlanke Gondel aufgenommen,
Und wir durch der Kanäle eng Gewühl
In die Lagunen frei hinausgeschwommen.
Mild streift vom Himmel heiße Tageslast,
Die Sonne stieg vom gluthdurchwürkten Throne;
Und schöne Frau'n belebten den Palast,
Und ihre Schleier wehten vom Balkone.
Wo dort des Klosters dunkle Mauern steh'n,
Und sinn'ger Vorzeit heil'ge Reste wahren,
Und träumend in die blauen Fluthen seh'n,
Auf jener Insel zogen fromme Schaaren.
Es rief der Seele milde Andacht wach,
Was durch die Lüfte klang, ein still' Geläute;
Ein Echo tönt beim leisen Ruderschlag,
Wie wir so streiften hin auf blauer Weite.

Und solch' ein Duft umzitterte das Blau,
Daß wie vor Wonne uns're Gondel schwankte,
Wie Epheu dort um alter Säulen Bau,
So sich die Lust um uns're Seelen rankte.
Es trieb uns fort, auf Fluthen sanft gewiegt,
Still ob des Zaubers, der uns überkommen,
Bis eine Insel blühend vor uns liegt,
Und Lido's Strand die Gondel aufgenommen.

O Insel du, o Lido's gold'ner Strand,
Wie heiß wird Deiner einst mein Herz gedenken,
Wenn in den Abend, der mich hier umwand,
Sich der Erinn'rung holde Träume senken!

So lag ich dort, wo sich das Ufer hebt,
Und dunk'le Luft durch Kastanien thaute;
Ich wandt' den Blick, — und ward von Gluth durchbebt,
Denn Gluthenwunder ich am Himmel schaute!
Die Sonne sank; o nie geahntes Bild,
Wie dort ein Meer von gold'nen Flammen brannte,
Ein immer röther, purpurröther Schild
Wie siegestrunken immer höher sandte;
Ein Mantel war's, wie's Kön'ge nur umfing,
Die lichtes Gold auf Purpurschultern tragen,
Und nun die Himmelskön'gin unterging,
Ward's um die and're Königin geschlagen.
Venedig war's, die Stadt, die kühn und hehr
Der blauen Fluth durch Zauberschlag entsprossen,
Venedig war's, um das dies Flammenmeer,
Um das die Gluthen jauchzend sich ergossen.
Du Königin, die Adria regiert,
Den schönen Strand, Du selbst voll Schönheitsfülle,

Ich grüße dich im Kleid, das dir gebührt,
Im Krönungsschmuck der gold'nen Abendhülle!
Ich grüße dich, San Marco's heil'ger Thurm,
Um den sich jetzt der Krone Glanz geschlungen,
Und sehe dich, wie du im Zeitensturm
Ein Riese stand'st, und mit der Welt gerungen!

Die Zeit ist hin; — doch Gluth noch immer brennt
Um Paläst', Thürm' und altersgraue Mauern;
O, daß der Abend mir unsterblich könnt'
Viel Nächt' und Tag' zu ew'gem Abend dauern! —

Da aber kommt in stiller Majestät
Ein dunk'les Weib an's Firmament gezogen,
Vom fernen Pol, wo ihre Sohle steht,
Wallt sie wie Sehnsucht auf am Himmelsbogen.
Das dunk'le Weib, das ist die Zauberin,
Die nach Italien heißt die Seele ziehen;
Um ihre Pfade duften magisch hin
Lust, Liebe, Traum und süße Phantasieen.
O Zauberweib, wie wallt an Deiner Brust
Italiens blaue dunk'le Himmelsblume!
O streue sie in wilder Liedeslust
In meines Herzens off'ne Heiligthume!
Der Sonnenschwester eilst Du sehnend nach
Die letzten Strahlen küßend, eh' sie starben,
Eu'r Abschiedsgruß ruft Himmelsblüthen wach;
O Blüthen ihr unnennbar schöner Farben!
O Grün, wie's nie die arme Erde malt,
Du bist ein Grün, bei dem die Götter hoffen!
O Veilchenhauch, der dorten dunkel strahlt,
Wo Purpurglanz und Nachtblau sich getroffen!

Ich liege still; das arme Wort versiegt;
Ich schließ' das Aug'; giebt's noch ein ander Schauen?
Denn wem der Himmel so in Blüthen liegt,
Dem blühen auch im Herzen Himmelsauen.

Doch horch! was weckt mich aus dem Himmelstraum!
Streut die Kastanie rauschend ihre Düfte?
Melodisch Lied durchzieht den stillen Raum,
Und Citherklänge wallen durch die Lüfte.
Und enger schlingt's um mich ein tönend Band,
Und immer brünst'ger rufen mich die Klänge,
Zieh'n mich herab zum golfbespülten Strand,
Zum Lidofest der lustdurchwogten Menge.
Und sieh! wo Fackeln, bunter Lampen Schein
Mit hellem Kreis des Ufers Nacht umkränzen,
Des Südens Töchter flechten dort den Reih'n,
Und gaukeln hin in süßverschlung'nen Tänzen.
Und kühn umflattert sie ein bunt Gewand,
Der vollen Glieder sorglos leichte Hülle,
Und um des Busens gluthumwogten Rand
Tanzt küssend hin die schwarze Lockenfülle.
Und immer schneller wirbelt Citherklang,
Und immer heißer dreh'n des Tanzes Schwingen,
Ich muß hinaus aus diesem wilden Drang,
Wo mild're Töne wieder Kühlung bringen.

Wo's dunk'ler dort in dem Olivenhain,
Ein Jüngling schlägt die sanfte Mandoline,
Und singend knie't dabei ein Mägdelein,
Dem Lied und Liebe tönt aus jeder Miene.
Ihr dunk'les Auge blitzt, blickt er zu ihr,
Und schwärmender jauchzt dann das Lied der Nina,
Das von Venedigs treu'stem Gondolier,
Und seinem Mädchen von Fusina.

Und immer stiller wird des Volkes Strom,
Der eng und weit um's Paar sich streckte nieder,
Als wären's Gebete in San Marco's Dom,
So schweigend horchen sie der Liebe Lieder.
Wie sie verstummt, da zieht er sie empor,
Küßt ihre Stirn, umflicht ihr Haar mit Kränzen; —
Des Volkes Beifall brausend bricht hervor, —
Dann stürmt es fort zu neuem Lied und Tänzen.

Ich aber wand'le lange noch am Strand',
Wo reich gesät Hesperiens Früchte blinken,
Bei der Orange lichtem Goldgewand
Des süßen Weines Purpurtrauben winken;
Wo Myrte sich zum Lorber bittend streckt,
Er möcht' sie Nachts zu seinem Liebchen wählen,
Wo Rosen sich, vom Schmetterling erweckt,
Den duft'gen Traum des ersten Schlafs erzählen.
Dann aber fort, o Herz! es wird zu viel,
Schon bist Du trunken von des Südens Glücke!
Die Welle rauscht; so nimm' mich lind und kühl,
Und trag' die Gondel, trag' auch mich zurücke.

O tiefe Nacht, jetzt über mich gespannt,
Gesät in's Schwarz ihr gluthèrfüllten Sterne,
Schläng' sich um mich doch hier der Heimath Band,
Zög' ich doch nimmer in die kalte Ferne!
Italiens Himmel, wär'st der meine doch!
Könnt' ich so ewig auf den Fluthen schweben,
Berührt von Lido's fernen Klängen noch,
Wo Tänz' und Lichter noch um's Ufer beben,
Doch matt und matter streift dort Licht und Ton,
Und näher glimmen schon Venedigs Lichter, —
Die letzte Welle küßt die Gondel schon, —
An der Piazzetta landet still der Dichter. —

Und heim im Schlummer strahlt noch Abendglanz
Ihm um das Herz, es lächelt seine Miene,
Er träumt von Lido, von Gesang und Tanz,
Und von dem Mädchen von Fusine.

4. Zum Hafen.

Mein Lieb, bin ich ein See fürwahr,
Groß, tief und sturmgehügelt,
Sei Du die Sonne, die sich klar
Auf stiller Fluth ihm spiegelt.

Bin ich die Muschel, die da ruht
Vom Meerschlamm trüb umfeuchtet,
Sei Du der Perle reine Gluth,
Die ihr im Herzen leuchtet.

Bin ich die dunk'le Wetternacht,
Wo dumpfer Donner dröhnet,
Sei Du des Regenbogens Pracht,
Der friedlich sie versöhnet.

Bin ich ein ferner Punkt im Meer,
Der fast in's Nichts verschwommen,
Laß' Du als Sternbild, licht und hehr,
Zum Hafen heim mich kommen.

5. Nachtgruß.

Dunkel stand ich und allein
In des Lebens Wildniß,
Da als Sonne brach herein
Mir Dein liebes Bildniß.

Köstlich ist's, wenn Herzen ganz
Sich in Lieb' umflechten;
Du bist jetzt mein Frühlingsglanz
In den Winternächten.

Wünsch' drum, daß dies kleine Lied
Dir im Herzen bliebe,
Das aus meiner Seele zieht
Als ein Gruß der Liebe.

5. Frühlingstod.

Köstlich muß es sein und schön,
So im Frühling sterben,
Noch zuletzt den ird'schen sehn,
Und schon ew'gen erben.

All' der kalten Winterqual
Wär' ich dann enthoben,
Und auf warmem Sonnenstrahl
Zög' mein Geist nach oben.

In das duftig frische Grün
Senkte man mich nieder,
Kinder, die zum Spiele ziehn,
Sängen Frühlingslieder.

Lerchen würden den Gesang
Jubelvoll begleiten,
Und der Blumenglöckchen Klang
Meine Gruft umläuten.

Sieh, schon sinkt das Abendroth
Meines Lebens nieder!
Gieb mir bald, o Frühlingstod,
Ew'gen Morgen wieder!

7. Blaue Flamme.

Wo ein blaues Flämmchen spielt,
Nächtlich über'm Grund,
Thut es den verborgnen Schatz
In der Tiefe kund.

Blaue Flamme, licht und rein,
Dir im Auge lebt;
Glücklich, wer den tiefen Schatz
Deiner Liebe hebt!

8. Ich reite.

Ich reite durch des Waldes Graus
In dunkler, öder Nacht;
Es streicht mein Roß wie Flammen aus,
Vom Sporne angefacht.

Das wilde Roß, das ist mein Herz,
Die Liebe ist der Sporn;
Es ist die Welt voll Nacht und Schmerz
Des Waldes öder Dorn.

Tritt in den Weg mir, Lichtgestalt,
Du junges Morgenroth,
Fall' ein mir in die Zügel bald,
Sonst rennt mein Roß sich todt!

Gedichte von Gerhard Schwager.

1. Das alte Lied.

Hielt ich mein Lieb im Arme,
Ich küßte sie so recht,
So recht von Herzen warme,
Doch nein — der Reim ist schlecht.

Und doch ist mein Verlangen
Trotz schlechten Reimes — rein;
Ich hielt sie gern umfangen,
Möcht' gerne bei ihr sein!

Doch die ich liebend meine,
Die steht zu hoch für mich,
Und solche Liebesträume
Erfüllen nimmer sich.

So geht es, ach so vielen
Mit Liebe und mit Lied,
Daß treue Lieb' sie fühlen,
Und daß der Reim misrieth.

Es schaut zu kalt und strenge
Die Welt mit scheelem Blick,
Zerstört in Sittenenge
Manch Lied und Liebesglück.

Ich mag der Welt nicht singen,
Die Lieben — nie vergiebt
Mag nicht nach Weltgunst ringen; —
Ihr sing' ich, die mich liebt.

Der Liebsten soll es gelten,
Das Liedchen von der Lieb'!
Sie wird den Reim nicht schelten,
Wenn Ihr ich treu nur blieb.

Drum soll auf freien Schwingen,
Die keine Misgunst hält,
Mein Lied zur Liebsten dringen
Vor Augen aller Welt.

Ich darf sie nicht umschließen,
Nicht halten sie im Arm;
Doch soll dies Lied sie grüßen,
Von treuer Liebe warm.

2. Wahrer Friede.

Der Mensch hört manches Lied erklingen,
Das Frieden bringt ihm in die Brust.
Doch zwei Mal hört er nicht das Singen
Und dennoch fühlt er höchste Lust.

Wann still als Kind er schlafend lieget
An einer treuen Mutter Brust,
Die leise singend, sanft ihn wieget;
O erster Friede! Hohe Lust! —

Und wann dem Greis mit weißem Haare
Das Leben floh aus welker Brust,
Dann singt man an der Todtenbahre:
O letzter Friede! Höchste Lust!

3. Verborgenes Glück.

O Herz, hör' auf zu schlagen,
O laß dein Klopfen sein!
O Herze laß dir sagen,
Ein hohes Glück ist dein! —

Wohl darfst du laut nicht prangen
Mit deinem jungen Glück,
Auch sichtbar nichts verlangen;
So will es dein Geschick.

Doch wohl in tiefster Seelen,
Für dich ganz still allein,
Dort brauchst du nichts zu hehlen,
Dort darfst du selig sein!

Dort sollst du jubelnd leben
Und jauchzen ohne End'!
Dir ward ein Schatz gegeben,
Den sein — nicht jeder nennt.

Dir ward des Lebens Leben,
Die höchste Herrlichkeit,
Dir ward die Lieb' gegeben
Mit ihrer Seligkeit.

Ado und Ello.

Ein Lebensbild aus Esthland.

Von Gerhard Schwager.

Spätere Anmerkung. Um jedem Misverständniß der in dieser Novelle geschilderten Lebensverhältnisse des esthnischen Bauerstandes vorzubeugen muß berücksichtigt werden, daß ein großer Theil der Uebel durch wohlwollende menschenfreundliche Maßregeln Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers, seitdem jene Novelle geschrieben und zum Druck hinaus befördert wurde, beseitigt worden ist; namentlich durch Verkürzung der militairischen Dienstzeit und durch Aufhebung des Gesetzes in Betreff der Soldatenkinder.

---

1. Vater und Sohn.

Wenn ein Reisender durch die unabsehbaren Flächen Esthlands fährt und sein Auge oft stundenlang weit und breit nichts erblickt, als niedriges, von dürftigem Erlengebüsch bewachsenes Weideland, oder sumpfigen Moosmoor, auf dem spärlich verkrüppelte Zwergkiefern vegetiren, — dann und wann von einzelnen trocknen und dünnbegrasten Wiesenerhöhungen unterbrochen, — da freut er sich, wenn in der Ferne Bäume am Horizont sichtbar werden, und dunkle Dächer vom Weitem menschliche Wohnungen verkünden. — Es ist doch eine Abwechslung für den ermüdeten Blick. Aber welch' trauriger Anblick bietet sich auch in diesen ärmlichen Häusern und Dörfern dar. — Welcher Schmutz auf dem vom Vieh zertretenen Wege, welche Unordnung in Höfen und Gärten! Wie trübselig sehen die Menschen in ihren dunklen Kleidungsstücken aus und wie todt und öde ist der Eindruck, den das ganze Bild von Elend und Rohheit dem Reisenden hinterläßt! — Wunderbar hat Gott seine Gaben unter die Menschen und über die Erde vertheilt, und oft drängt sich uns der Gedanke auf, es sei eine Ungerechtigkeit, den einen Theil so bevorzugt vor dem andern zu sehen. — Das sei denn ein recht falscher Gedanke, werden wir belehrt, denn der menschliche Geist ist der Art, daß er nicht Alles begreifen und erfassen kann, was Gott will und thut, und der Mensch

muß wissen und glauben, daß jedes Ding, das von ihm kommt, seinen Sinn und guten Grund hat.

Dem mag nun sein, wie ihm wolle, so ist es jedenfalls eine sehr falsche Ansicht, wenn man glaubt, daß ganz Esthland in dem Zustande der Oede und Aermlichkeit versunken sei, wie Reisende denselben oft beschrieben haben, weil sie nur einen Theil des Landes sahen. — Manche Gegenden haben Naturschönheiten, die sich mit denen anderer Länder messen können. — Der esthländische Strand bietet oft großartige Aussichten, und in manchen Theilen, auch im Innern des Ländchens, giebt's schöne Wälder und Wiesen, mit Flüßchen durchzogen, auch hie und da Hügelreihen, die mit edlem Laubholz bewachsen sind. — Wohlhabendere und zufriedene Menschen wohnen in vielen Gegenden des Landes, und ihre von Gärten und Feldern umgebenen Wohnungen machen einen freundlichen Eindruck. Die Esthen, ob reich oder arm, civilisirt oder roh, zeichnen sich überall, vor jedem andern Volk, möchte ich fast sagen, durch ihre schöne bilderreiche Sprache aus; und die wunderbare Poesie in ihren Sagen und Liedern, voll eigenthümlicher Gedanken und poetischer Naturbilder, wird mich rechtfertigen, wenn ich den Gang nachstehender Erzählung zuweilen durch einzelne Mittheilungen aus dem Kreise der esthnischen Sagenwelt unterbreche. Die bildliche Redeweise der Esthen ist schwierig im Deutschen treu wiederzugeben, weil die Sitten und Gebräuche, sowie das ganze, von der übrigen Welt abgeschlossene Leben dieses Volks, demselben oft eine, für Fremde so ungewöhnliche Anschauungsweise eigen gemacht haben, daß die wörtliche Wiedergabe esthnischer Ausdrücke oft ganz unverständlich sein würde. — Jedoch will ich es versuchen, so viel als möglich aus dem esthnischen Nationalgeist in die Gespräche dieser Geschichte zu legen, und hoffe jedenfalls nichts Unwahres, oder auch nur zu sehr Ausgeschmücktes, in diesem Bilde aus Esthland dem Leser vorzulegen. — Uebrigens muß ich noch bemerken, daß der Gang der Begebenheiten dieser Erzählung auf Thatsachen beruht.

Auf den weiten Weideflächen Esthlands ragen oft einzelne riesige Felsblöcke über den niedrigen Erlenbusch hinüber, und lassen Einen oft

in Zweifel, ob man, von fern gesehen, das Dach einer einsamen Hütte oder wirklich einen Stein vor sich hat. Auf diesen, oft haushohen Feldsteinen sieht man häufig die Kinder aus nahegelegenen Dörfern, zu Gruppen von zehn und zwölf aneinandergedrängt, sich sonnen, und dabei das in dem Gebüsch umherverstreute Vieh übersehen. — Häufig haben diese Steine bestimmte Sagen, die sich an sie knüpfen, und das abergläubische Volk zeigt noch jetzt an einzelnen Orten, in Gestalt eines Pferdehufs, Abdrücke im Fels, die von dem Fußtritt des Bösen selbst herrühren sollen.

Ein solcher Felsblock war es, auf dem ein Bursche von etwa achtzehn Jahren und ein um zwei Jahre jüngeres Mädchen nebeneinander saßen, wie es schien, um die auf der Ebene umherversprengten Kühe und Schafe besser zu überwachen. Es war im Aprilmonat. Das Laub zeigte sich erst spärlich an den braunen Aesten der Erlenbüsche und das hungrige Vieh fand nur dürftige Nahrung auf dem kurzen Rasen. Die Sonne stand am Horizont, und ihre schrägen Strahlen beleuchteten, Abschied nehmend, den grauen Stein und die Gestalten auf ihn. Sowohl der Bursch als das Mädchen waren zwei gesunde frische Menschen mit dem, den Esthen eigenthümlichen, langen, flachsblonden Haar, das ihnen bis auf die Schultern hinabwallte. Das Mädchen strickte an einem groben wollenen Strumpf, und der Bursche verfertigte mit einem plumpen Messer eine Flöte aus der Rinde eines Weidenstabes. „Wird Deine Flöte bald fertig sein, Ado?“ — sagte das Mädchen — „wir müssen die Heerde zusammentreiben, ehe es dunkel wird und der Wolf aus dem Walde kommt.“ — Der Angeredete hatte soeben sein Kunstwerk vollendet, klappte sein Messer zusammen und setzte die Flöte an den Mund, ohne des Mädchens Frage zu beantworten. Er blies eine jener wunderbar monotonen Weisen, die man so oft von den Bauerknaben in Esthland hört, — und sagte drauf, indem er sich mit dem Aermel den Mund wischte: „Sie ruft mit so heller Stimme, wie die Nachtigall singt. Das ist eine gute Flöte. Was fürchtest Du den Wolf, Ello, so lange die Sonne scheint?“ —

„Ja," sagte Ello und sah traurig von ihrer Arbeit auf, „die scheint wohl heute auch zum letzten Mal auf uns beide auf diesem alten Stein. Wer weiß, wo sie Dich morgen Abend findet!"

„Nun" — antwortete Ado, „wenn Wolken sie nicht decken, so sieht sie mich ja morgen noch in unserem Dorf. Weine nicht. Wenn ich auch fortziehe, so werde ich Dich doch nicht vergessen. Im Herbst kehre ich ja nach Hause zurück, und dann sind wir im Winter beisammen."

„Wenn aber die Johannisblümchen und die gelben Wasserrosen blühen, dann wirst Du nicht da sein, und wenn die Erde gefroren ist, und Schnee sie deckt, werden wir nicht in der Kälte hier auf dem Stein sitzen."

„Mag sein, die Zeit ist vorüber. Aber ich muß doch etwas lernen und verdienen, damit ich einst mein Brot habe. Kinder hüten das Vieh, aber ich bin jetzt kein Kind mehr, und der Vater thut ganz Recht daran, daß ich jetzt ein Handwerk erlernen soll und die Eltern dann auf ihre alten Tage ernähren kann. Das schwerste Holz ist der Bettelstab, und den soll mein alter Vater, der mich geschützt und geliebt hat und der mich Lesen und Schreiben lehrte, nicht tragen, so lange meine jungen Kräfte ihn davor bewahren können. Jetzt hat er noch sein Brot, aber seine Haare werden weiß und seine Augen blind. Lange können seine Hände ihn nicht mehr mit ihrer Arbeit erhalten."

„Das ist wahr," meinte Ello, „aber mein Herz weint, wenn Du fortziehst. — Wenn der Kinder Leben eine Ende hat, und die Zeit der Arbeit kommt, dann ist die Sorge auch nicht mehr weit, und die Freude ist aus. Auch ich werde nicht mehr das Vieh hüten. Die Mutter sagt, ich sei groß und stark genug, um mir einen besseren Dienst zu suchen. Da werde ich denn zu einem Wirthen (so nennt man in Esthland die Inhaber der Bauernhöfe) gehen und für ihn arbeiten, damit er die Mutter in seiner Badstube (eine kleine Hütte zum Baden, in der ärmere Leute auch wohnen) aufnimmt. Unsere

Hütte bekommt jetzt ein Anderer, weil der Vater gestorben ist, und wir ohne ihn die Pacht nicht zahlen können".

„Das weiß ich," erwiderte Ado, „dabei ist nichts zu machen. Wir können nicht, wie die Deutschen, ohne Arbeit leben. Aber Gottes Sonne scheint ebensogut auf uns Arme, als auf die Reichen, und der Pastor sagte noch in der letzten Lehrstunde, daß Gott Niemand umkommen läßt — wer nur fleißig ist und arbeitet."

„Arbeit fürchte ich auch nicht," sagte das Mädchen, „aber mein Mund würde lügen, wenn ich sagte, daß der morgende St. Georgstag mir frohe Hoffnungen bringt. Ich bin nicht faul und nachlässig, und jeder Wirth wird mich gern nehmen. Das weiß ich auch, daß, wer die Arbeit nicht ansehen will, der das Elend bald erblickt. — Gott wird ja helfen."

„Wie denn anders," antwortete der junge Bursche, und kletterte von dem Stein herunter. Er reichte seiner Gefährtin die Hand und half auch ihr hinab. Sie trieben die Heerde zusammen und zogen langsam über die weite Ebene dem Dorfe zu. — Jenseit eines dichten Birkengehölzes, und durch dasselbe von der öden Weidenfläche getrennt, lagen an einem Flüßchen, zwischen Gärten und unzähligen Zäunen zerstreut, die Wohnungen der Bauern, denen Ado und Ello bis jetzt die Heerde gehütet hatten. Es war ein stilles, friedliches, fast ringsum von kleinen Waldstücken umgebenes Plätzchen. Einzelne alte Birken beschatteten hie und da die grünbemoosten Strohdächer, und Obstbäume zierten manchen Garten. Zwischen dem Saum des Waldes und den äußersten Grenzen der Gärten lagen die Felder, und umgaben im schimmernden Grün des jungen Roggengrases das kleine Dorf wie mit einem breiten grünen Band. — Sieh," sagte Ado, als die beiden Hirten ihre Heerde aus dem Walde auf einem breiten, von Zäunen geschützten Wege durch die Felder dem Dorfe zutrieben, „sieh, wie schön unser Dorf dort liegt, mitten in den Feldern, wie das Nest der Lerche im Roggengrase. Wir haben's doch viel besser, wir Waldbewohner, als die Nachbarn jenseit des Weidelandes. Dort hat wieder der kalte Ostwind das junge Roggengras

getödtet, und wie gelb sieht es gegen unsere geschützten Felder aus." Sie erreichten bald das Dorf und trennten sich. Jeder ging seiner Hütte zu, und Kühe und Schafe fanden ohne Leitung die wohlbekannten Ställe.

Am Ende eines länglichen, von Zäunen umgebenen Hofes lag die Hütte von Ado's Vater. Es war ein unansehnliches Häuschen mit niedriger Thür und zwei kleinen Fenstern. Eine uralte Weide breitete ihre riesigen Aeste schützend über das kleine Dach, und half gleichsam dem bemoosten Stroh Regen und Wetter von dem Häuschen abhalten. Auf einem langen Holzblock, der dicht an der Wand der Hütte neben der Thür unter dem vorragenden Dach, geschützt vor Wind und Regen, die Stelle einer Bank vertrat, saß ein alter Mann mit langem grauen Bart und dichtem, fast ganz weißem Haar. Er machte Räder zu den einfachen esthnischen Bauerwägen, und Holzspäne und Werkzeuge lagen um ihn her. Eine Henne mit unzähligen Küchlein warf, aufgeregt, dicht vor ihrem Herrn, demselben mit den Füßen den Sand ins Gesicht, den sie entfernen zu müssen glaubte, um ihrer Familie Nahrung zu schaffen, und diese drängte sich schreiend um die sorgsame Mutter. Der alte Bauer war so vertieft in seine Arbeit, daß er den Unfug rücksichtsloser Mutterliebe kaum bemerkte. Endlich vertrieb er aber die unartige Henne und sah von der Arbeit auf. Da bemerkte er den Sohn, der in einiger Entfernung zwischen den Zäunen auf die Hütte zukam. „Da kommt er," sagte der Alte zu sich selbst. „Der letzte, der mir blieb, — die anderen deckt die schwarze Erde, und nun muß auch er fort. Dann ist das alte Nest ganz leer. Aber was ist dabei zu machen."

„Guten Abend, Vater," sagte der Sohn, als er in den kleinen Hof trat.

„Danke mit Gott," lautete der Gegengruß. — „Nun habe ich wohl zum letzten Mal das Vieh heimgetrieben. Nun fängt ein neues Leben an." Ado setzte sich bei diesen Worten auf den Block neben seinen Vater.

„Ja," antwortete dieser, „jedes Ding währt seine Zeit. Wenn

den Vögeln Flügel wachsen, fliegen sie aus dem Nest, und die Alten sind ohne Kinder."

„O Vater, sei nicht traurig. Die jungen Vögel vergessen bald ihre Eltern und kehren nicht zu ihnen zurück. Der Mensch aber vergißt nicht das Nest, in dem er geboren ist, und die Alten, die ihn ernährten. In der warmen Zeit, wenn die Sonne scheint und die Erde grün ist, werde ich von Hause sein. Da brauchst Du mich ja auch gar nicht. Wenn aber der Winter kommt und der Frost die Menschen in die Häuser treibt, dann werde ich bei Dir sein, und was ich mir verdient habe, mit Dir und der Mutter theilen. Wie lange wird's dauern, so habe ich so viel, daß ich ganz bei euch bleiben und einen Bauerhof pachten kann."

„Wenn Gott Leben schenkt," fügte der Alte hinzu. „Halte nur treu und recht auf dem geraden Wege, so wird Dir nichts mangeln, und vielleicht kannst Du einst Deinen alten Eltern das Brot reichen, das Du als Kind aus ihren Händen aßest. Sei nicht hochmüthig und stolz, und denke daran, was unser altes esthnisches Wort sagt: „Nach dem Kleide empfängt man Einen, und nach dem Verstande entläßt man ihn." — Der Rock macht nicht den Menschen, der ist, noch so schön, doch bald abgetragen, und dann sieht man, was drunter ist. Du wirst Menschen sehen und andere Sprachen hören. Bleibe aber was Du bist und Dein Vater war, und rede die Sprache Deiner Eltern, denn das ist die erste und beste Sprache."

„Wohl ist unsere Rede weich, und gehen unsere Worte leicht aus dem Munde," antwortete Ado, „aber doch muß man auch etwas von der Sprache der Deutschen und Russen verstehen, sonst kommt man unter ihnen nicht fort. — Ich wollte, Du erzähltest mir die Sage, wie Gott die Sprachen unter die Menschen vertheilt hat."

Da ich vorhin besonders der Poesie in den esthnischen Sagen und Liedern erwähnte, muß ich hier bemerken, daß ich nachstehende Sage nicht ihres poetischen Werths wegen mittheile, sondern weil sie besonders originell das Wesen des esthnischen Nationalstolzes charakterisirt. — „Die Sprachen," erzählte der Alte,, „sind nicht gemacht;

sie sind gekocht. — Als die Menschen überhand nahmen auf der Erde, und ihrer zu viel wurden, da wollten sie nicht mehr in Frieden untereinander leben, und der Ort, wo sie waren, wurde ihnen zu eng. Als der Allvater das sah, beschloß er, die Menschen zu theilen, und auf der Erde zu verbreiten. Sie sollten verschiedene Sprachen und Sitten bekommen, und einander fremd werden. Es ist aber ein großer Berg im Lande, auf den setzte der Alte einen Kessel mit Zauberwasser und kochte die Sprachen und Sitten der verschiedenen Völker. An einem bestimmten Tage befahl er, sollte jedes Volk einzeln auf den Berg kommen, und dort seine Redeweise und Bestimmung für ewige Zeiten erhalten. Denn aus den kämpfenden Elementen wollte der Alte die Zukunft der Menschenstämme herauslesen. Wenn das Wasser kocht, so zischt es, und sprudelt an den Rand des Kessels, und versucht hinüber zu dringen um seinen Feind, das Feuer, zu vernichten. Dann hört man wunderbare Laute und Töne verkündender Thaten und Zeiten, und wer die versteht und enträthselt, der sieht, was kommen wird, und erkennt die Zukunft Derer, die dem Kampf der Elemente zuschauen. — Früh am Morgen des bestimmten Tages, ehe noch das Feuer in rechter Flamme war, kam schon ein munteres Volk den Berg hinan. Da freute sich Allvater über die flinken munteren Menschen, die so früh und gewissenhaft die Ersten waren, und sagte: „Ihr seid flink bei der Hand, und früh aufgestanden, und weil der Kessel noch nicht kocht, so will ich Euch meine eigene Sprache geben, und ihr sollt vor allen die Ersten sein. —“ Das Volk aber waren die Esthen, und so ist ihre Sprache die schöne Rede Allvaters selbst, und sie haben die Ehre Gottes erstes Volk zu sein, das nicht all die schlechten Sitten und Gebräuche anderer Menschen und Geschlechter kennt, weil ihre Sprache und Sitten nicht mit den anderen zusammen gebraut sind, und nichts gemein haben mit den übrigen. — Die Esthen zogen froh und stolz in ihr Land zurück. Der Alte hatte aber noch viel Arbeit an dem Tage. Viel Völker kamen heran, und jedes empfing, was ihm gebührte. — Da wurden gute und böse Eigenschaften vertheilt, und manche Geschlechter zogen zum Berge, die mit traurigen Gaben heimkehrten,

als da sind Geiz, Habsucht, Bosheit, Grausamkeit, Eitelkeit, und wie die Fehler alle heißen, die die Menschen quälen. Als es Abend wurde, und das Feuer schon im Verlöschen, und das Wasser ruhig geworden war, kam ein wichtigthuendes, übermüthiges Volk mit künstlichem Haar und Mehl auf dem Kopfe, und mit eitlen bunten Kleidern prahlend den Berg hinan. „„Aha!““ sagte der Alte, „„ihr habt euch wohl lange schön machen müssen! — Nun könnt ihr selbst dafür das Feuer wieder anschüren.““ Als die Flamme den Kessel von Neuem erhitzte, rief das geplagte Wasser klagend: „„Deutsch, Peitsch, Deutsche peitschen,““ und dann wieder saksa maksa, saksa maksa““ (d. h. Sachse bezahle). „„So,““ sagte Allvater — „„da wäre Alles, was euch Noth thut, Name und Geschäft, geht, macht, daß ihr fortkommt, und ziert und bläht euch vor Aller Welt.““ — Nicht lange dauerte es, und das Feuer war fast im Verlöschen, da kam wieder ein Volk, in Pelzen und mit hohen Stiefeln, die fast bis an den Gürtel reichten, den sie ganz niedrig um den Bauch umgebunden hatten. Das waren die Russen. Sie baten mit tiefen Verbeugungen um Verzeihung, bis das Feuer dem Wasser neue Töne entlockte: „tschi, tschai, tschin, burlak, durak, sukkinsin“ rief das zischende Wasser.“ — „„Da wißt ihr, was ihr habt und was ihr seid,““ sagte der Alte, und die Russen zogen mit vielen Bücklingen dankend davon. — „Nun war es aber schon später Abend geworden, und Allvater freute sich, daß die Arbeit vollbracht sei. Er löschte das Feuer aus, und legte sich zur Ruh! — Siehe, da kam, träg' und faul, noch ein Volk langsam den Berg hinan. Sie entschuldigten sich, daß sie so spät gekommen seien. Der Weg wäre schlecht und mühsam gewesen, sonst wären sie gewiß früher eingetroffen. „„Was, ihr Faulpelze,““ rief unwillig der Alte, „„müßt ihr in der Nacht kommen, und mich im Schlafe stören! Habt ihr am Tage nicht Zeit genug gehabt, ihr unnützes Volk. Ich werde doch für euch nicht das Feuer wieder anmachen. Aber wartet!““ — Der Alte stand auf, und kratzte mit dem Löffel den Rest des Schaums, der im Kessel übriggeblieben war, zusammen, und warf ihn vor das faule Volk hin.“ — „Latsch“ — tönte es, wie der Schaum auf die

kalte Erde fiel. „„So,““ sagte Allvater, — „„Latschen, Latwischen sollt ihr heißen, und eure Sprache habe ich zusammengekratzt aus dem Rest im Kessel, und darum sollt ihr eine zusammengesetzte Mischsprache reden euer Lebelang.““ — Die Letten mußten damit zufrieden von dannen ziehen. Der Alte ging endlich vom Berge fort, denn nun war Alles besorgt. Der Kessel ist verschwunden, aber die Stelle, wo das gewaltige Feuer gelodert hat, kann man noch sehen, und an manchen Tagen steigt noch blauer Rauch von der Stätte auf, und hüllt die ganze Gegend in blauen Schein, d'rum heißt der Berg, auf dem die Sprachen gekocht wurden auch noch heut zu Tage der Kesselberg, oder der Blauberg. — Das ist die Sage, wie die Sprachen der Menschen entstanden sind, und wie Allvater die Eigenschaften und Sitten in der Welt vertheilt hat. — Du aber, mein Sohn, bewahre es in Deinem Herzen, daß wir ein bevorzugtes Volk sind, und ehre die Sprache Deiner Väter.“ Als der alte Bauer so geredet hatte, stand er auf, und ging in die Hütte. Ado folgte, und dachte an die vergangenen Zeiten und den geschwundenen Ruhm seines Volkes.

Der St. Georgstag ist ein wichtiger Zeitpunkt für den esthnischen Bauer. An diesem Tage fängt das neue Jahr des Ackerbauers an, und alle Dienstverhältnisse werden an ihm gelöst oder geschlossen. Schon am frühen Morgen war ein geschäftiges Leben im Dorf. Jeder hatte was zu schaffen und zu besorgen. In jedem Bauerhof standen Hausgeräthe und Kasten, die entweder dem neu einziehenden, oder dem abziehenden Einwohner oder Dienstboten gehörten, und nur in wenigen Höfen bemerkte man nichts von der Bedeutung des Tages. — Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der alte Böttcher und sein Sohn in stattlichen Feiertagskleidern aus ihrer Hütte traten. „Gott geleit' Euch, und grüßt die Herrschaft,“ sagte die alte Mutter, indem sie ihrem Mann und Sohn bis an die Hofpforte folgte, „kommt nicht zu spät nach Hause.“ „Wenn der Herr nur gleich zu sprechen ist,“ meinte Ado, „so werden wir bald zurück sein.“ Er schloß die Pforte hinter sich, und holte seinen Vater bald ein, der ihm ein Stück voraus war. „Das alte Lied,“ sagte dieser — als er seinen Sohn wieder

hinter sich gehen hörte — „jeder kramt und sorgt heute, und jeder meint mit der neuen Wohnung, oder dem neuen Wirth, ein besseres Leben und frohere Zeit haben zu können. Die Menschen werden nicht klug. -- Als wenn das nicht Alles gleich wäre. Mag das Nest liegen wo es wolle, der Vogel bleibt immer ein Vogel. — Der Hase sucht wohl sein altes Lager, weil es warm und weich ist, aber der Mensch will es immer besser haben, als er's hat." — Der alte Böttcher war ein Moralist, und galt im Dorfe für einen sehr klugen Mann, der manche Streitfrage unter den Bauern zu schlichten hatte, und oft als Autorität zur Bestätigung einer Wahrheit angeführt wurde. Die Leute grüßten ihn freundlich, als er, gefolgt von seinem stattlichen Sohn, zwischen den Gärten dahinschritt. In einem großen Bauerhof, dessen ausgebreitete Häuser einen weiten Raum im Dorfe einrahmen, stand ein Mädchen vor einem frischgrünenden wilden Stachelbeerstrauch. Die hatte einen kleinen, rothen Käfer mit schwarzen Flecken auf Flügeln und Rücken, auf ihrer Hand, und beobachtete aufmerksam seine Bewegungen. „Dort steht ja Ello," rief Ado, als er in die Nähe des Mädchens kam. „Die ist schon zum Flachsbauer gezogen." Die Esthen nennen die Bauerwirthe gewöhnlich nach dem Namen ihrer Höfe, indem sie den Namen des Hofs vorsetzen und daran das Wort „Wirth" oder Bauer hängen. — Ello war von ihren Beobachtungen so in Anspruch genommen, daß sie die Näherkommenden nicht eher bemerkte, als bis sie jenseit des Hofzaunes dicht an ihr vorbeigingen. Ado blieb stehen und schaute über den Zaun in den Hof, während sein Vater langsam weiter ging. „Was machst Du da?" fragte der junge Mensch. „Warte nur," antwortete das Mädchen, ohne von ihrer Hand aufzublicken. „Das ist der Erlenkäfer, den ich hier habe, und ich frage ihn, wohin Du ziehen wirst. Siehe, er wird gleich fliegen, und wohin er fliegt, dahin wirst Du zuletzt gehen und dort bleiben." Der Erlenkäfer ist bei den Esthen in dieser Beziehung eine Art Orakel, über das man lacht und doch dabei daran glaubt. — Das Thierchen lief unruhig auf der kleinen Hand umher, und Ado sah gespannt zu. Endlich breitete der Käfer seine Flügel aus, hob sich und flog dem Mädchen gerade

an die Brust. — „Siehst Du," lachte Ello, „wohin er geflogen ist, der kluge Käfer. - Aber wohin gehst Du denn jetzt mit dem Alten?" — „Wir wollen auf's Gut, und mit dem Herrn sprechen," antwortete Ado. „Ich muß ja meinen Paß dort ausnehmen, damit ich morgen mit den übrigen Zimmerleuten wegziehen kann. Bei einem Wirthen will ich und der Vater nun einmal nicht, daß ich diene, denn ein Handwerk ist immer ein sichereres Brot als der Dienst bei einem Bauer."

„Geh nur," sagte das Mädchen, „und denke an den Käfer."

„Du bist noch ein rechtes Kind," antwortete Ado; „wenn der Käfer nun dort nach Norden zugeflogen wäre, glaubst Du, auch ich würde dorthin ziehen, und Dich und die Eltern und mein altes Dorf für immer vergessen? Wenn Du jetzt in die Lehre gehen wirst, so wird Dir der Pastor schon sagen, daß man an solchen Aberglauben nicht denken muß, — wie die alten Weiber im Dorf es den Kindern einreden."

„Nun, nun," meinte Ello, „so dumm ist die Sache doch nicht."

„So" — sagte Ado, — „nimm doch den Käfer, dort sitzt er noch auf Deinem Tuch, und frage ihn noch einmal. Wollen wir sehen, ob er jetzt nicht ganz etwas anderes prophezeihen wird." — Ello setzte das Thier wieder auf ihre Hand und rief: „Leppa trino, Leppa trino, rede die Wahrheit von dem, an den ich denke." — Der Käfer ließ sich dieses Mal nicht lange fragen, und flog weit in die Luft nach Norden zu. Ello sah ihm verwundert nach, und der junge Bursche sagte lachend: „Wo ist nun Deine Käferweisheit? Was war nun die Wahrheit? Das erste oder das zweite Mal? „Wer weiß, ob nicht beides richtig ist," meinte das Mädchen, während Ado seinem Vater nacheilte. Sie ging an ihre Arbeit im Hause und dachte über das widersprechende Orakel des Käfers noch lange nach. — Als Ado den Alten wieder erreicht hatte, gingen beide in raschem Schritt dem Herrnhof zu. Nach einer guten halben Stunde war derselbe auch erreicht, und die beiden Bauern traten in eine große Stube an dem einen Ende des Landhauses. Ein Diener ging, um sie anzumelden,

und führte sie bald darauf durch einen kleinen Gang in das Zimmer des Gutsherrn.

Dort stand ein alter Mann mit grauem Haar, aber von rüstiger Gestalt und gesunder Gesichtsfarbe, vor einem großen, mit Papieren und Büchern bedeckten Tisch. Das Zimmer war einfach genug. Den beiden Bauern kam es aber wie ein Palast vor, im Vergleich zu ihren rauchigten Stuben. — Neben dem alten Herrn stand ein Mann mit einem rothen, gemeinen Gesicht und plumpen, großen Händen, die er auf dem Rücken gekreuzt hielt. Es war der Verwalter, oder, wie es in Esthland heißt, „Amtmann" des Guts, — der, die Befehle seines Herrn zu empfangen, in dessen Zimmer gerufen worden war, und sich jetzt sehr wunderte, daß Bauern es wagten, ihn zu übergehen, und ihre Bitten direct an den Gutsherrn zu richten. — Dieser sah von einem großen Buch auf, als die beiden Leute grüßend eintraten.

„Was wünscht Ihr?" fragte er — „sieh doch an, alter Böttcherhans, bist Du auch ein Mal wieder zu sehen. Bist auch kein Kind mehr, wie ich merke. Dieser Winter hat Deine Haare gebleicht. — Nun, auch ich bin nicht jünger geworden. — Was hast Du für ein Begehr? — Ist das Dein Sohn? — Donnerwetter, der ist gewachsen!" — —

Der alte Hans wußte nicht recht, auf welche Frage er zuerst antworten sollte, und sagte daher: „Ja, gnädiger Herr, das ist mein Sohn, und seinetwegen bin ich zu Ihnen gekommen. — Aber wahr ist's wohl, Sie sind nicht jünger geworden. Die Zeit vergißt die Menschen nicht und ihre Merkmale sind sichtbar genug."

„Ja, ja," sagte der Herr, „das geht schon nicht anders. Wenn die Jungen heranwachsen, ziehen die Alten ab. Muß wohl so auch gut sein. Was willst Du denn für Deinen Sohn?"

„Er soll ein Handwerk erlernen, und ich will ihn zu einem Zimmermann und Tischler in die Lehre geben, damit er einst seine alten Eltern ernähren kann. Da wollte ich Sie um einen Paß bitten, damit der Junge morgen abziehen kann."

„Den sollst Du bald haben. Aber, weißt Du was — ich brauche

jetzt gerade Jemand im Stall bei den Pferden. Laß Deinen Sohn in meine Dienste treten und einen tüchtigen Kutscher werden. Es soll ihm bei mir nicht schlecht gehen, wenn er sich ebenso gut aufführt, als er aussieht.“ — Der alte Bauer drehte verlegen seine Mütze in den Händen umher und wagte nicht zu widersprechen. Der Plan gefiel ihm nicht, und er wollte den Sohn lieber ein Handwerk erlernen lassen. — „Dummer Kerl!“ sagte der Verwalter, „was bedenkst Du Dich noch lange. Sei doch froh und nimm mit beiden Händen an, was Dir geboten wird.“ — Der Gutsherr sah seinen groben Verwalter etwas mismuthig an, und sagte unwillig auf deutsch: „Was schimpfen Sie auch immer gleich, Thomson — lassen Sie den Menschen doch bedenken, was er thut.“ Herr Thomson wechselte leicht die Farbe und meinte, der Kerl verstände es nicht anders, als wenn man ihn grob behandele. Hans hatte von der deutschen Unterredung natürlich nichts verstanden, merkte aber doch, daß der Herr den Verwalter zurechtgewiesen hatte, und faßte daher Muth.

„Gnädiger Herr,“ sagte er, „wenn Sie's wollen, will ich Ihnen den Jungen gern in Dienst geben; aber er hat selbst zum Tischler und Zimmermann mehr Lust, und wir Alten möchten den Sohn nach ein paar Jahren in unserer Hütte haben, damit er uns mit seiner Hände Arbeit ernähren helfe und uns dann die Augen zudrücke.“

„Ich will Dich ja nicht zwingen,“ sagte der Herr freundlich. „Mach' es, wie Du willst. — Hast Du aber auch an die Rekrutirung gedacht?“ —

Dieses furchtbare Wort, das den Bauer in Esthland zum Zittern bringt, wie vor dem größten Unglück, das ihm nur begegnen kann, bedarf einer näheren Erklärung, damit man versteht, warum der alte Böttcher bei dieser Bemerkung seines Herrn so heftig erschrak und änstglich seinen Sohn ansah, als sollte er ihm schon genommen werden. —

Die Esthen haben, als ein, ihrer Geschichte und ihren Sitten und Gebräuchen nach, ganz allein und abgesondert dastehendes Volk, das nur für seine Landwirthschaft und den engen Gesichtskreis seiner

häuslichen Sorgen Interesse hat, und von einem höheren Begriff des Vaterlandes und des Dienstes für dasselbe, nichts weiß, vor nichts eine so große Angst, als in russische Militairdienste zu treten. Dazu kommt, daß die fremde Sprache und der zwanzigjährige Dienst*), oft auf Tausenden von Wersten von Esthland entfernt, gewiß auch für den armen Ackerbauer, der an seiner Scholle mit Liebe hängt, sehr viel Abschreckendes hat. — Die ungeheure Entfernung, in der die Rekruten gewöhnlich von ihrem Geburtslande gehalten werden, macht es durchaus unmöglich, daß dieselben während fast eines Vierteljahrhunderts ihre Eltern und Verwandten wiedersehen. Da ein Urlaub selten auf so lange Zeit ausgefertigt wird, daß der Beurlaubte die ungeheure Reise zurücklegen kann, um in seine Heimath zu gelangen, und dann den ganzen langen Weg von zuweilen dreitausend Werst zurückzumachen, damit er zu rechter Zeit wieder in seinem Regiment ist, — so benutzen die Esthen, wenn sie nicht durch einen glücklichen Zufall mehr in der Nähe ihres Vaterlandes einquartirt sind, einen solchen Urlaub fäst niemals, und es ist bei ihnen eine ausgemachte Sache, daß ein Rekrut auf zwangig Jahre von Heimath und Eltern Abschied nimmt. — Die wenigsten Esthen verstehen zu schreiben, und die wenigen, die es verstehen, sind zu unbehülflich, um die Postgelegenheiten und Adressen in dem großen Reich richtig zu behalten und zu benutzen, so daß von einer Correspondenz zwischen Soldaten und ihren Familien fast nie die Rede ist. — Ein Gesetz, das die Kinder jedes Soldaten oder Verabschiedeten, als der Krone angehörig und meist wieder zum Militairdienst bestimmt, bezeichnet, reißt den Rekruten gleichsam für ewige Zeiten für sich und seine Nachkommen aus jeder Möglichkeit zu einer selbstständigen Existenz heraus, und benimmt ihm damit jede Freude an der, wenn auch noch so schwachen Hoffnung, nach zwanzig

*) Fünfzehn Jahre dauert freilich nur die eigentliche Dienstzeit. Die letzten fünf Jahre darauf kann der Soldat aber jeden Augenblick aus seinen Verhältnissen, die er etwa eingegangen, in den activen Dienst gerufen werden, so daß er keine Stunde sicher ist, ob er nicht alles aufgeben und wieder ins Feld ziehen muß. Der Esthe rechnet daher immer zwanzig Jahre Dienstzeit.

Jahren in den alten Verhältnissen, gleich den zurückgebliebenen Landsleuten, von seinen Kindern umgeben, sein Leben zu beschließen. — All' diese Umstände machen es wohl begreiflich, daß die Esthen kein größeres Unglück kennen, als das, Rekrut werden zu müssen. Die Meisten verkommen vor Gram, bevor sie sich an die neuen Verhältnisse gewöhnen, und die armen Leute wissen nur zu gut, daß nur wenige die lange Dienstzeit überleben, und dann in ihr altes Dorf zurückkehren*). — Sie sterben, ohne daß die Ihrigen ihren Tod erfahren, und es ist also kein Wunder, wenn die Eltern, ihre Kinder für verloren ansehen, wenn dieselben als Rekruten abgegeben worden sind. — Denn sie nehmen ja Abschied für's ganze Leben.

Der alte Hans fand endlich Worte in seinem Schreck: „Aber, gnädiger Herr," sagte er, „dies ist mein letzter und einziger Sohn jetzt. Drei habe ich schon als Rekruten verloren, wie soll denn nun auch dieser geh'n! das kann ja nicht sein. Wo soll ich alter Mann denn einst mein Brot hernehmen?"

„Wenn das Dein einziger Sohn ist," — sagte der Gutsherr, „so kannst Du ganz ruhig sein." Das Gesetz sagt: „„die einzigen Söhne und Ernährer ihrer Eltern und Familien, können nur in dem Fall der Rekrutenloosung unterzogen werden, wenn sonst keine anderen Individuen unter den rekrutenfähigen Subjecten vorhanden sind."" — Es giebt ja noch junge Leute genug im Dorfe, die nicht ihrer Eltern Ernährer sind, und Brüder haben. Aengstige Dich nicht, Alter. Laß Deinen Sohn sein Handwerk erlernen. Ich werde schon einen andern Burschen in den Stall bekommen."

Der alte Böttcher war so eingeschüchtert, durch den Gedanken an die Rekrutirung, daß er es doch für sicherer hielt, den Sohn dem Gutsherrn in Dienste zu geben. Da derselbe das Recht hat, eine bestimmte Zahl Personen, die ihm persönlich dienen, gänzlich von der Rekrutirung

---

*) Manche, von den jüngeren Rekruten freilich, denen ihre Jugend das neue Leben leichter zu tragen macht, legen ihre Sitten, Sprache und Religion gänzlich ab, und bleiben auch wenn sie ausgedient haben im Innern von Rußland. Für die zurückbleibenden Eltern ist aber der Gedanke an diese Möglichkeit, oft der schwerste.

zu befreien. „Nein, nein!“ sagte er, „nehmt den Jungen zu Euch, Gott weiß, wie die Dinge gehen! Ich verliere am Ende auch noch mein letztes Kind. Vielleicht schenkt mir Gott noch so lange das Leben, bis der Ado fünfunddreißig Jahre alt ist, und dann von jeder Gefahr des Soldatwerdens frei, zu mir in die Hütte ziehen kann.“ „Fürchte Dich doch nicht unnütz,“ — nahm der Verwalter das Wort, „sobald ist ja noch an keine Rekrutenloosung zu denken.“ — Der alte Vater mußte noch lange von seinem Herrn überzeugt werden, bevor er wieder den Muth faßte, seinen Sohn ein Handwerk erlernen zu lassen. Endlich entschloß er sich, bei dem alten Plan zu bleiben, und Herr Thomson ging hinaus, um den Paß zu besorgen. „Ach, gnädiger Herr,“ sagte der Böttcher, „wenn Sie wüßten, wie Sie mein altes Herz zittern gemacht haben! Mein einziger Sohn! — Und drei, ja drei sah ich weinend gehen, drei die ihrer Mutter Milch gesogen haben, um im zwanzigsten Jahre für ewig von ihrer Eltern Herzen gerissen zu werden. — Ihr wißt nicht, was es heißt, ein Kind verlieren, das verschwunden ist vor den Augen der Eltern, und doch nicht von der Mutter Erde schützend gedeckt wird. Es irrt umher auf der weiten Welt, und geht vielleicht an Leib und an Seele verloren! Wir können ihm nicht helfen. Wir wissen nicht, ob es lebt, oder todt ist, und müssen unser eigen Fleisch und Blut lebendig als todt beweinen. Ach viel lieber trage ich im weißen Sarge mein todtes Kind auf den Kirchhof unter die alten schützenden Bäume, als daß ich es in der großen Welt unter fremden harten Menschen lebend weiß.“

„Das weiß Gott, alter Hans,“ sagte der Gutsherr, „es ist schwer genug, aber es läßt sich nicht ändern. Es giebt manches, was in der Welt geschieht, was wir Menschen nicht möchten, und nicht begreifen. Darum ist es aber immer doch da, und muß zu was gut sein, sonst würde Gott es nicht zulassen.“ — Der Verwalter brachte das nöthige Papier, und die beiden Bauern verließen dankend das Zimmer.

Am andern Morgen zog Ado mit frischem Muth in ein neues Leben. Mit Fleiß und Arbeit hoffte er bald wieder in die Hütte der Eltern zurückkehren und ihnen das Leben erleichtern zu können.

2. Das Dorf.

Jahre sind vergagnen. Der junge Esthe war ein tüchtiger Arbeiter geworden. Drei Sommer hatte er gelernt und gearbeitet, und im vierten zog er zu den Eltern in die Hütte, wo er, als geschickter Tischler und Zimmermann Winter und Sommer, Arbeit und Brot hatte. Es war Herbst, und ein kalter, dunkler Abend. Der Wind rüttelte an den Häusern, und hauste an den Dächern des Dorfs. Besonders schien er es auf das Haus des Flachsbauers abgesehen zu haben, das etwas freier als die übrigen dastand, — als wüßte er, wie warm und geschützt drinnen die Menschen vor dem hellen Feuer saßen. — Suchend strich er längs den Wänden hin, und hoffte irgend eine Spalte oder ein Loch zu finden, durch das er hinein dringen könnte, die Menschen zu stören und zu erschrecken. Es war aber ein neues, festes Haus, und der Wind heulte laut vor Aerger, daß er nicht hinein konnte. — Die Menschen darin hörten ihn, und die Wirthin sagte zu den Kindern, die vor ihr auf dem Boden hockten: „Hütet Euch, heute unartig zu sein! Hört Ihr, wie der Wind spricht. — Er will Euch holen, wenn Ihr dummes Zeug macht.“ — Die Kinder versprachen die beste Aufführung, das war auch leicht zu thun, denn sie waren schläfrig und warteten auf das versprochene Märchen, und dann wollten sie in ihr großes gemeinsames Bett kriechen, und schlafen. — „Ja, das Märchen,“ sagte die Wirthin, „das ist eigentlich eine wahre Geschichte, und viel zu schön für Euch.“ — „Nun, nun,“ sagte der Flachsbauer, der mit zwei Knechten an einem Schlitten für den kommenden Winter arbeitete, „erzähle nur immer, wir hören ja auch zu, und die Mägde dort werden auch nicht schlechter spinnen, wenn Du ihnen die Zeit dabei verkürzest.“ Die Wirthin war noch ein junges Weib, und zierte sich, wie junge Weiber oft zu thun pflegen, bevor man sie zu etwas bewegt. „Ich will Euch erzählen,“ sagte sie, „aber erst will ich Euch drei Räthsel aufgeben, und wenn Ihr die errathen habt, so sollt Ihr meine Geschichte hören, wo nicht, so bleibt Ihr ohne sie.“ — „Nur zu, sagte der

Wirth, „wir wollen schon rathen. — „Nun sagt mir, wer sind die, die emsig laufen, und kommen bis an's Ende der Welt, und haben doch keine Füße," fragte die Wirthin. — Die Mägde lachten und sahen sich an. — „Ihr kennt das Räthsel schon," meinte die Frau, „dann gebe ich ein anderes auf. — „Wir? gewiß nicht," versicherte ein Mädchen, und ein anderes sagte schnell: „Ich hab's, das sind die Wolken, die kommen an's Ende der Welt, auch ohne Füße." „Richtig," sagte die Wirthin. „Wio erräth immer am schnellsten. Aber jetzt darfst Du das nächste Räthsel nicht sagen, wenn Du's wieder so schnell findest. Laß Ello und Leno auch rathen."

Während die Räthselaufgeberin sich über eine neue Aufgabe besinnt, haben wir Zeit zu bemerken, welch' vortheilhafte Veränderungen die vergangenen vier Jahre mit dem Kinde hervorgebracht haben, das jetzt zur blühenden Jungfrau herangewachsen war. Ello war ein schönes, kräftiges Mädchen geworden, das bedeutend ihre beiden munteren Nachbarinnen überstrahlte. — Sie horchte ungeduldig auf das neue Räthsel der Wirthin. Endlich sagte diese: „Was ist das, was König und Edelmann und Bauer speisen, und es kommt doch nicht auf ihren Tisch?" Das war schwer zu errathen, und Alles dachte nach. Endlich sagte ein Kind, und dachte dabei an das Schönste und Beste, das der Esthe sich als Speise vorstellt: „Mutter, das ist gewiß Schweinefleisch." — Die Leute lachten, und die Mutter sagte: „Kommt das denn nicht auf den Tisch? aber das rathet Ihr nie, und ich will's Euch sagen, was es ist. — Das ist die Muttermilch, — die hat jeder Mensch genossen, er sei König, Edelmann oder Bauer." — „Die Madli ist doch ein kluges Weib," sagte der Flachsbauer, und sah seine Frau ganz bewundernd an. Diese aber gab ihr drittes Räthsel auf: „Jetzt können die Männer rathen, denn das ist was für sie. Was ist das für eine Tonne, die da schreit, und die Säufer, die daraus trinken, sind still?" — „O, so klug bin ich auch," rief ein Knecht, „das ist die Sau, wenn die Ferkel daran saugen. Dann schreit sie und die Säufer sind still. — Aber wartet, nun will ich einmal der klugen Wirthin was aufgeben — was ist das für eine Tonne, wo zweierlei Bier drin ist, und

es läuft doch nicht durcheinander?" Tönno, der Knecht schaute sich fragend um, aber Leno sagte ohne zu zögern: „Das ist das Ei," — und das Räthsel war gelöst. „Nun kommt das Märchen," riefen die Kinder, und die Mutter erzählte:

Wannemunne's Sang.

Als Gott den Menschen die Sprache verliehen hatte, bestimmte er dieselbe zum Nutzen und Gebrauch; und gab auch den Thieren ihre Redeweise, daß sie sich unter einander verständigen können. Aber noch meinte er nicht genug gethan zu haben für diese arme Welt, und wollte noch eine besondere Festsprache zur Lust und gemeinsamen Freude für Alles, was auf Erden lebt, auf die Welt ausgießen. Zu einem bestimmten Tage wurden alle Geschöpfe eingeladen, auf dem Berge an dem jetzt Dorpat liegt, die neue Gabe Allvaters zu empfangen. Alles was lebt, versammelte sich, und lagerte sich um den Berg, auf dessen Gipfel der heilige Hain stand. Nicht lange dauerte es, so hörte man ein wunderbares Tönen und Klingen in der Luft, und auf göttlichen Schwingen ließ sich hinab in den heiligen Hain, Wannemunne, der herrliche Gott des Gesanges. Alles lauschte. Menschen und Thiere, Bäume und Blumen, Berg und Thal, Wasser und Feuer, und selbst der Wind, der eilige, blieb stehen und horchte. Der Gott aber sandte die Töne der Leier zuerst hinaus in die stumme, lauschende Welt, ehe er die himmlische Stimme erhob, damit die Schöpfung nicht plötzlich erstarre vor Andacht und Wonne, wenn sie die gewaltigen Laute hörte. — Als nun das Vorspiel beendet war, legte Wannemunne seine göttlichen Gewänder zurecht, schüttelte sein langes goldenes Haar, räusperte sich und sang. Da bebte die Welt vor Seligkeit und Lust. Der Gott sang mit mächtiger, lieblicher Stimme von der Pracht und Herrlichkeit des Himmels, von dem Glanz der Sonne und dem Schimmer der Sterne. Er sang vom bleichen Lichte des Mondes, und von den Zeichen allen am blauen Himmelszelt. Und die Schönheit der Erde mit den Wundern der Schöpfung besang er in göttlichen Liedern, und der Menschen mit ihrer Freude und ihrer Noth,

ihrem Glück und ihrem Unglück gedachte der Gott mit himmlischen Tönen. Und als er ausgesungen hatte, weinte die ganze Schöpfung vor Rührung und Wonne, — und Wannemune selbst weinte heiße brennende Götterthränen, die flossen herab von den Wangen über den herrlichen Bart und drangen durch seine sechs Röcke und seine sieben Hemden. — Er selbst aber erhob sich, und flog zurück in Allvaters Wohnungen, ihm zu singen und ihn zu loben vor seinem gewaltigen Thron. Dort kann man ihn noch zuweilen hören, in stillen Nächten, wenn die Luft leicht geht und die Natur ruht. — Dann ist's, als drängen Göttertöne herab, leise, leise aus himmlischen Höhen auf die arme kleine Erde. Als der Gott weggeflogen war, da stand die Schöpfung noch lange und horchte. Aber nicht Alle hatten den Gesang Wannemune's begriffen, und Jedem gefiel etwas Besonderes von den göttlichen Tönen. — Der Wind hatte das Rauschen der Gewänder gehört, und das war ihm als das Schönste erschienen. Drum rauscht er durch die Lüfte und heult, kann aber nicht singen, weil er den Göttergesang nicht verstanden hat. Der Embach hatte das Brausen gehört wie sich der Gott vom Himmel herniederließ, und darum braust er und alle Wasser besonders im Frühjahr, zur Zeit wo Wannemunne der Welt erschienen — in freudiger Erinnerung. — Den Thieren hatten die verschiedenen Töne der Zither besonders gefallen. Der Wolf und Bär hörten die tiefen Klänge, und ihre Stimmen klingen noch jetzt in finsteren brummenden Lauten. Die Ziegen und Schafe hörten das Knarren der Wirbel an der göttlichen Leier, und fanden das so schön, daß sie immer noch blöken und möckern. — Die Vögel verstanden die lieblichen feinen Klänge der Saiten der Leier, und darum ist auch der Vogelsang so schön und hell, und die Nachtigall und die Lerche sind die Königinnen des Gesanges unter den Thieren. Die dummen Fische nur blieben im Wasser. Sie steckten die Köpfe heraus, sodaß nur das Maul hervorragte. Die Ohren aber blieben darin, und hörten nichts. Drum schnappen sie auch nur immer mit den Kiefern und kein Ton kommt aus ihrem stummen Maul. — Der Mensch aber allein hatte den ganzen Gesang des Gottes in allen Liedern und Weisen

begriffen und verstanden, und deshalb dringt seine Stimme in die Herzen. Denn er hat den göttlichen Werth der Himmelsgabe am Besten erfaßt. Sein Gesang ist der schönste, und seine Stimme lobt den allmächtigen Schöpfer.

„Das ist ganz schön," sagte ein Knecht, als die Wirthin ihre Erzählung geendet hatte — „aber was nützt uns die schöne Gabe Wannemunne's, wenn wir sie nicht zu unserer Freude gebrauchen? Da spinnen nun die Mägde schon tagelang, aber der Mund rührt sich nicht, und mein Ohr hat nicht einen Laut von ihrem Gesange gehört. Der Mond dort am Himmel mag mehr singen als unsere faulen Mägde," und damit erhob der Knecht die Hand, und zeigte nach der Mondsichel hin, die eben über den Waldrand hinüberblickte, und ihr ernstes Licht in die dunkle Nacht leuchten ließ. „Tönno," sagte die Wirthin, „spotte nicht des Mondes. Du weißt, der läßt sich nicht verlachen, und die Hand, die nach ihm hinweist, kann im Grabe nicht verwesen." „O," meinte der Gewarnte, „noch ist's ja nicht Vollmond, und bis dahin sind meine Hände sicher. Auch spotte ich des Mondes nicht. Mein Herz ist nicht so unverschämt. Ich will nur sagen, wie faul die Mägde sind." — „Ja," nahm jetzt die Wirthin das Wort, „Du hast Recht, aber mein kleiner Sohn der Heino dort, wird gleich das Lied von der schönen Tio singen, bevor noch die Mädchen den Mund öffnen." — Das so aufgeforderte Kind sang mit monotoner dünner Stimme, und sah dabei die lachenden Spinnerinnen auffordernd an:

Tio tassane ja helde
Olli armas minnole.
Pea öitses pea nertsis,
Nertses jäüdis surmale.

Nenda ruttab röm siin ilmas
Uerikesse ajaga,
Tenna paistab päw meil selgest
Omme pilwed kattawad.

Kerge muld nüd mattab kinni
Sedna kalliet pürmokest.
Lilled üitzwad aua peal,
Oepik laulab alledast.

Agga Tio öitzeb jölle
Issa suure aja sees! —
Jäua aeg, ja wii meid sönno,
Kus ei surm meid lahota!

Die weichen Laute dieses Liedes veranlaßten mich, es im Esthnischen hier mitzutheilen, obgleich es eigentlich keine originell esthnische Dichtung, sondern von einem Deutschen gedichtet ist. Jedenfalls scheint aber der Gedanke ein ursprünglich esthnischer zu sein, der auf diese Weise in metrische Form gebracht wurde. Die deutsche Uebersetzung ist schwer in Versen ganz wörtlich abzufassen, würde aber den Gedanken ungefähr so wiedergeben:

Ach! Tio's Lieb und Seelengüte
War meines Lebens Liebeslust!
Doch bald die holde Blum' verblühte,
Sank welkend an des Todes Brust.

So flieht die Zeit, ach nur zu schnelle,
Und eilet von uns allzufrüh!
Noch heute scheint die Sonn' uns helle,
Schon morgen hüllen Wolken sie.

Nur leichte Erd' die Reste decket,
Die frei jetzt sind von Erdenqual.
Die Blum' der Theuern Grab verstecket,
Und trauernd singt die Nachtigall.

Doch Tio blüht in Himmelsweiten,
Wo Gottes großer Garten liegt!
Ach! eile Zeit — sollst hin uns leiten,
Wo nie der Tod uns mehr besiegt. —

„Das Lied können wir auch," sagte eines der Mädchen. „Ich kann aber ein anderes, das ebenso hübsch — und nicht so traurig ist. —

Ello und Wio, singt Ihr mit, allein bin ich furchtsam." Die drei Mädchen sangen:

Laula, laula suukenne,
Ligo, linnokelekenne,
Mölga marjamelekenne,
Looda römsart süddakenne!

Küll saad siis ka waid, ja olla,
Küll saad musta mulla alla,
Walge laua wahhele
Kenna kirsto keskele.

Was zu Deutsch ungefähr so lauten würde:

Singe, singe Mündchen,
Zwitschre Vogelkehle,
Jauchze nur ein Stündchen,
Still verborg'ne Seele.

Stumm wirst du schon werden,
Wenn die Zeit gekommen,
Daß in kühler Erden,
Du wirst aufgenommen.

Diese Uebersetzung letzteren Liedes, einer wirklichen esthnischen Volksweise ist weniger wörtlich, giebt aber den Sinn getreu wieder.

„Wie ist denn das weniger traurig als das andere —" meinte der Wirth. „Das Grab ist immer das Ende vom Liede — aber das muß ja so sein, und darum sind unsere Lieder so schön, weil sie die Wahrheit reden, und nicht was falsch ist. Unsere Gesänge sind traurig, weil das Leben auf Erden ein trauriges ist, und weil die eigentliche Freude erst im Himmel angeht." — Es entstand eine Pause, in der man nur das Schnarren der Spinnräder hörte, begleitet vom Knistern und Prasseln des Feuers im Ofen. —

„Was pocht denn da an der Thür —" fragte plötzlich die Wirthin und horchte. —

„Wai," (esthnischer Ausruf) „das ist gewiß ein Gespenst! Gewiß ist's Ado's alte Mutter, die hat nicht Ruhe im Grabe, und schleicht im

Dorfe umher," rief ein Mädchen ängstlich mit leiser Stimme. Die Spinnräder blieben stehen, das Werkzeug der Männer ruhte. Alles lauschte. — Endlich sagte die Wirthin zu dem furchtsamen Mädchen: „Das war kein kluges Wort, ein „koddokeija" (das französische revenant) wird nur derjenigen, die ein gottloses Leben geführt. Ado's Mutter, des alten Böttcher Hans Frau, hatte ein gottesfürchtiges Herz, und ihre Seele wird nicht aus dem Himmel auf die Erde kommen, um die Menschen zu ängstigen." — Das Pochen an der Thür hatte aufgehört, und statt dessen trat ein junger Esthe durch dieselbe in's Zimmer. „Ah, Auerhahns Jürri," riefen Alle aus einem Munde, und der neue Ankömmling grüßte. Jürri sah ungewöhnlich feierlich aus, und hatte auch seine Sonntagskleider an. — Die Leute wußten nicht recht, was das zu bedeuten hatte, aber als die Wirthin bemerkte, daß eine Flasche mit Meth dem Gast aus der großen Brusttasche heraussah, errieth sie die Bewandtniß des Besuchs. Jürri war wahrscheinlich ein Freiwerber. Ello wurde über und über roth, setzte sich mehr bei Seite in den Schatten des gewaltigen Ofens, und dachte an die Weisagung des Erlenkäfers vor vier Jahren am St. Georgstage. Sobald alle Theile der Gesellschaft erkannt hatten, worauf es ankam, nahm jeder die unschuldigste Miene an, die ihm zu Gebot stand. Die Wirthin stand sogar auf, und brachte, ohne den Gast weiter zu berücksichtigen, die Kinder in die anstoßende Kammer zur Ruh. Jürri ließ sich nichts merken, und unterhielt sich für's Erste über die gleichgültigsten Dinge mit den Männern, die ebenso unbefangen antworteten. Man sprach über das Wetter und die Resultate der Ernte, bis man auch auf den Zustand des Viehs und der Schafe zu reden kam. — Da sagte der Freiwerber endlich, ihm sei ein junges Lamm verloren gegangen, an dem ihm viel gelegen sei. Damit waren alle etwaigen Zweifel über den Zweck des Besuchs gelöst. — Diese Ankündigung war die Lösung aller Räthsel und Geheimnisse, denn demnach wußte ein jedes Kind, daß das Lamm ein Mädchen bedeute, das im Hause war, und um das der Bräutigam durch seinen Freiwerber heute bei den Eltern oder dem Dienstherrn werben ließ. — „Ja, ein schönes, lieb-

liches Lämmchen, mit weißem Antlitz und blauen Augen, gewiß das schönste im Dorf, ist mir abhanden gekommen, vielleicht wißt ihr, wo es ist. Helft mir wenigstens suchen. Ich habe euch Meth mitgebracht." — Jürri zog bei diesen Worten seine Flasche aus der Tasche, schenkte ein, und reichte das Glas der Wirthin. Das war ein wichtiger Augenblick. Denn, nahm die Wirthin das Glas nicht, und weigerte sie sich, zu trinken, so hieß es in deutlichen Worten: „Geh' und suche dir eine andere. Meine Tochter oder Magd bekommst du nicht, und sie will auch den nicht, der dich schickt." Ello's Mutter war schon seit zwei Jahren todt, und so war die Flachswirthin jetzt diejenige, die den wichtigen Act der Zustimmung oder Verweigerung zu vollführen hatte. Der Freiwerber sah aber sehr zuversichtlich aus, denn sowohl er, als das ganze Dorf wußten ja, wie die Angelegenheiten zwischen Ello und Ado standen, und er wunderte sich daher gar nicht, daß die Wirthin das Glas freundlich entgegennahm, und daraus trank. Jetzt war die Sache entschieden, denn das „Jawort" war gegeben. Aber gesucht mußte doch noch werden, bevor der draußen wartende Liebhaber mit seinen Brautgeschenken in's Zimmer kommen durfte. „Möchten wir nur bald das Lämmchen finden," sagte Jürri — „denn draußen friert und wartet der, dem es gehört?" — „Ist es nicht dieses hier," fragte die Wirthin und wies auf das neben ihr sitzende Mädchen. — „O! nein," sagte Jürri, „das ist ja die Wio, auch ein liebliches Geschöpf, wonach man auch bald suchen wird. Aber jetzt ist's die Rechte nicht." Alle lachten über den Witz, denn Jeder wußte, daß Jürri selbst um die Wio freite. — „Nun, dann ist's wohl diese hier," rief die Wirthin wieder, und zog Leno an's Licht. — „Leider auch nicht," erwiderte der Freiwerber. „Aber wer ist denn das, dort im Schatten des Ofens, sollte die nicht die Gesuchte sein?" — Nun half kein verbergen mehr. — Sie war entdeckt, die junge Braut, — und Ello kam erröthend und verlegen aus dem Winkel. Sie mußte von dem Meth trinken, und die Späße und Neckereien der Anwesenden anhören, bis die Thür sich wieder öffnete, und Jürri, der mittlerweile hinausgegangen war, den glücklichen Bräutigam in's Zimmer führte. —

Ado war ein großer, schöner Mensch geworden, und galt für den gewandtesten und stärksten Burschen im Dorf. Alle achteten ihn um seiner Redlichkeit und seines Fleißes willen, und die Mädchen beneideten schon lange die glückliche Ello um ihren anerkannten Liebhaber.

Noch lange wurde heute gelacht und gescherzt im Hause des Flachsbauers, und es war schon spät Nacht, als die Leute auseinander gingen. — Als aber Ello ihren Bräutigam beim Nachhausegehen bis vor die Thür geleitete, und er sie Abschied nehmend, küßte, sagte sie: „Siehst Du, der Käfer, der bist Du, an meiner frohen Brust.“ — „Aber Ello,“ sagte der Bräutigam, „zum zweiten Mal flog er ja weit nach Norden hin.“ „Pfui — erinnere mich nicht an das unglückliche Zeichen, sonst geht's am Ende noch in Erfüllung, und Du wirst von meinem Herzen gerissen, in die weite Welt“ erwiderte das Mädchen, „man muß nie das Unglück beschwören, es kommt ungerufen.“ — „Immer noch abergläubisch,“ rief Ado, „ihr Mädchen seid davon nun einmal nicht zu heilen. Nun, gute Nacht, und laß den Traum mir Dein Bild zeigen.“ — Damit drückte er der Braut die Hand und ging der Hütte seines Vaters zu. — Der Alte erwartete mit Ungeduld den Sohn, und freute sich über die frohe Nachricht, die dieser brachte. „Nun zieht doch wieder eine Hausfrau unter dieses alte Dach,“ sagte er zufrieden. „Noch kennt uns das Glück.“

Als am folgenden Sonntag die Predigt beendet war, und die versammelte Gemeinde stumm und neugierig auf die interessanten Abverkündigungen und Fürbitten wartete, erfuhr das ganze Kirchspiel unter vielen anderen Neuigkeiten, daß der junge angesehene Tischler aus dem Walddorf, und die flinke Flachsbauer-Ello ein Brautpaar seien, die nach drei Wochen ihre Hochzeit feiern wollten. „Das Mädchen hat Glück,“ sagte ein reicher Pächter zu seinem Nachbar, „dem Mann hätte der wohlhabendste Wirth seine Tochter nicht verweigert, und sie ist doch nur eine Dienstmagd, und eines armen Tagelöhners Kind.“ „Wer weiß,“ sagte der Andere, „ob Ihr dem armen Mann Euer reiches Kind gegeben hättet. Der Ado hat nichts als seine Hände, und seines Vaters alte Hütte und Garten.“ — „Nun,“ meinte der Erste wieder,

„mit der Armuth ist's dort nicht so arg. Der hat Geld genug, glaubt's mir, des alten Böttchers Dach schützt Gold.“ — „Das glaube ich nicht,“ nahm der Angeredete wieder das Wort. „Das würde man schon gehört haben, denn von des Reichen Krankheit und des Armen Bier spricht alle Welt — heißt das Sprüchwort, und von dem alten Hans weiß man nur, daß er ein kluger Kerl ist, der mehr weiß, aber nichts mehr hat als Andere.“ — „Ich meine auch nicht das Geld, das klappert und glänzt,“ sagte wieder der Pächter. „Nein, des alten Böttchers Dach birgt das Gold des Fleißes und der Redlichkeit. — Die zwei Dinge hat der Alte sowohl als sein Sohn, und darum sind sie reicher, als selbst der geizige alte Schenkwirth, der für all' sein Geld nicht einmal Medicin kauft, wenn er krank ist.“ — „Ja, das ist wahr,“ meinte der Angeredete, „der alte Schenkwirth ist ein Filz, der nichts hat von all' seinen Reichthümern. Von ihm kann man recht sagen: „„der Frosch kommt wohl unter den Rasen, aber unter der Blume weiß er nicht zu leben““ — und glaubt nur, nun ist er auch so altersschwach, daß er nichts mehr zuscharren wird.“ — „Was schadet ihm das,“ antwortete der Pächter, „er hat genug: und nasses Land braucht kein Wasser“ — heißt's. — „Aber hört, das Lied fängt an.“ — Diese Unterhaltung war mit flüsternden Stimmen geführt worden, während der Pastor die Kanzel verließ, und die Töne der Orgel den nächsten Gesang präludirten. Die Leute hätten aber auch ganz gut laut sprechen können, und wären deshalb doch von Niemand gehört worden, denn in solchen Pausen halten es die alten esthnischen Weiber für durchaus nothwendig, so lang und laut zu husten und zu räuspern, daß die ganze Kirche davon erdröhnt, und man glauben sollte, nur Schwindsüchtige und Engbrüstige vor sich zu haben. Oft ist diese üble Angewohnheit so arg, daß der Prediger während der Rede innehalten, und den Leuten das Husten verbieten muß, weil er sonst sein eigenes Wort nicht hören kann. Die Esthen nehmen ein solches Verbot nie übel, sondern halten im Gegentheil auf einen Prediger, der sich nicht genirt, ihnen derb die Wahrheit zu sagen, gewöhnlich große Stücke.

So war denn Alles in Ordnung mit den Formalitäten, und bald

rückte der Hochzeitstag heran. Ello hatte unendlich viel zu thun. Die esthnische Sitte erheischt, daß die junge Frau alle mögliche Geschenke, als da sind, wollene Handschuhe, Strümpfe, Strumpfbänder und dergleichen nach ihrer Trauung an die Gäste vertheilen muß, und da giebt es denn genug zu stricken und zu arbeiten, ehe all das in Bereitschaft ist. Auch Ado zimmerte und schmückte an der kleinen Hütte, soviel sich thun ließ. Er machte neue größere Fenster und eine festere Thür und das alte Häuschen sah ganz schön aus, als Alles fertig war, sodaß der große Weidenbaum hinter demselben selbst verwundert über diese Neuerungen sein gewaltiges Haupt hin und her wiegte. Der dritte Sonntag kam und das war der Hochzeitstag.

Im Hof des alten Böttchers standen mehrere Wagen und Pferde mit Decken statt der Sättel. Ado besaß kein Pferd, aber ein freundlicher Nachbar hatte ihm seinen Anspann zu dem festlichen Tage geliehen, und so setzte sich der Bräutigam leichten Herzens in den kleinen Wagen und der Zug ging in raschem Trabe der Kirche zu. Voran ritt Auerhahns Jürri, der heute den Hauptmarschall oder Peiopis vorstellte. Sein Pferd war mit Bändern und bunten Papierstreifen geschmückt und er selbst stolzirte in seinen besten Kleidern, mit gewaltigen Stiefeln an den Füßen, und einem umkränzten Hute auf dem Kopfe. Dann kam der Bräutigam und hinterdrein seine Freunde in langem Zuge. Als sie vor der Kirche ankamen, war auch schon der Flachsbauer mit der Braut und den Brautjungfern und einer ganzen Menge nachfolgender Gäste eingetroffen. Man begab sich in das Gotteshaus. Zuerst wurde der gewöhnliche Gottesdienst abgehalten, und dann traten die Paare, die getraut werden sollten, alle mit einem Mal vor den Altar.— Es waren an diesem Sonntage drei Paare und die vielen Menschen drängten sich dicht um das Geländer des Altars. Der Pastor hielt eine Rede und traute dann die Paare eins nach dem andern. Dann wurde noch ein Lied gesungen und Alles zog darauf zur Kirche hinaus. Der Hochzeitszug ging jetzt vereint dem Hause der Braut zu und bald war des Flachsbauers Hof gefüllt mit Pferden und Wagen.

Voran kam der Peiopis und umritt zuerst drei Mal das Haus, ehe er vom Pferde stieg. In früheren Zeiten war es Sitte, daß er auch noch dreimal mit einem Degen in das Dach schlagen mußte. Jürri hatte aber kein solches Instrument, und so blieb diese Ceremonie aus, wie so viele andere, die sich mit der Zeit verlieren. Jetzt strömte der ganze Zug in die große Wohnstube. Alles war festlich mit Tannenzweigen geschmückt und der Wirth hatte sogar, seiner fleißigen Magd zu Ehren, die Wände des Zimmers mit Kalk weißen lassen, so daß Alles hell und rein aussah. Mitten in der Stube stand ein gedeckter Tisch, überladen mit Tellern und Flaschen, mit Schweinefleisch, Würsten, Brot aller Art und allem Möglichen zum Essen und Trinken. Oben am Tisch war der Ehrenplatz für das junge Paar mit Baumzweigen geschmückt. Als Alle versammelt waren, stellte man sich um den Tisch. Ein alter Bauer stimmte ein geistliches Lied an und die ganze Versammlung sang mit. Nach beendetem Liede setzte man sich zum Essen. Für den Esthen ist das ein sehr wichtiger und feierlicher Act, während dessen nicht viel gesprochen wird. Alles ist mäuschenstill und man hört nur kauen und schmaltzen. Allmählig lösen sich die Zungen, wenn der erste Appetit gestillt ist und die Flaschen die Runde machen.

„Unsere Hochzeiten sind nicht mehr das, was sie früher waren," sagte der alte Böttcher, der neben dem jungen Paare saß und sich eben nach einem tüchtigen Schlucke aus der Bierkanne mit dem Aermel den Mund wischte. „Heute habt Ihr wieder Etwas vergessen, was durchaus nicht wegbleiben darf. Der Peiopois verdient Tadel." „Was hab' ich verbrochen, Alterchen," meinte der Angeklagte. „Du mußt darauf sehen," erwiderte der Böttcher, „daß Alles nach den herkömmlichen Sitten gehalten wird, und hast selbst zuerst nicht mit dem Degen ins Dach geschlagen und dann ist auch dem Pferde des Brautwagens heute sein Recht nicht widerfahren." „Wie denn?" fragte der Peiopois. „Wenn die Braut vor die Thür als junge Frau fährt, aus der sie als Mädchen schied, so muß dem Pferde, das sie gezogen hat, eine Kanne Meth über den Kopf gegossen werden, denn das

bringt Segen.“ — Der alte Böttcher sah bei diesen Worten ganz ehrbar aus, aber die jungen Bursche lachten und der Wirth selbst meinte: „Den schönen Meth trinkt man doch lieber selbst mit eigenem Munde, als daß man ihn über des Pferdes Maul fließen läßt. Jetzt treibt man ja nicht mehr solche Kurzweil. Wer kann auch Meth so ausgießen! Die Zeiten sind lange vorbei, wo wir es so reichlich hatten.“ — „Die Zeiten sind freilich anders, als einst,“ erwiderte der Alte und schüttelte den Kopf. „Als ich noch ein Kind war, und das war freilich auch nicht gestern, da hielten wir noch an allen alten Gebräuchen, und wenn dem Pferde Meth oder auch Bier auf den Kopf gegossen war, so streuten die Gäste dem jungen Ehepaar Roggenkörner auf die Haare, denn das bringt Glück in die Landwirthschaft. Jetzt denkt kein Mensch mehr an dergleichen.“ — „Sag's nicht, Vater,“ nahm Ado das Wort: „Jetzt haben wir gegessen und werden aufstehen. Sieh dann einmal zu, ob Dein Sohn der alten Sitten gedenkt.“ — Damit stand der Bräutigam und die ganze Gesellschaft vom Tische auf. Ado aber nahm zwei hölzerne Löffel, den, mit dem er gegessen hatte, und den seiner jungen Frau, zerbrach sie und trat mit den Füßen darauf. — „Gut,“ sagte der Vater, „so muß es sein, denn das ist das Zeichen, daß ihr Beide ein neues Leben führen und nicht mehr das alte Brot essen werdet. Und nun mag der Dudelsack seine Lieder singen und die jungen Leute mögen darnach tanzen. Tisch und Bänke wurden bei Seite geschoben. Ein alter Bauer setzte sich in eine Ecke des Zimmers, blies den Schlauch seines Dudelsacks voll Luft, nahm ihn dann zwischen die Kniee, setzte die Spitze in den Mund und bald sprangen und tanzten Mädchen und Bursche nach den Tönen seines Instruments auf der dröhnenden Diele umher. Ab und zu, wenn der Musiker ermüdete und sein Instrument mit einem schrillernden Wehklagelaut seinen letzten Athem aushauchte, wurde der Tanz unterbrochen und die Brautjungfern oder „kasikad,“ wie es im Esthnischen heißt, erheiterten durch alle mögliche Sänge und Lieder die Gesellschaft. Spät am Abend endlich wurden die Wagen wieder angespannt, die junge Frau in unzählige Decken und Tücher gehüllt, — „damit

sie ihre Abschiedsthränen verdecken könne" — und der ganze Zug setzte sich nach des Böttchers Hütte, als Wohnung des jungen Ehemanns in Bewegung. Der Peiopois umritt mit größter Gewissenhaftigkeit jeden Wagen dreimal, und Ello von des Flachsbauers Knecht, Tönno, als stellvertretendem Bruder, da sie keinen hatte, geführt, betrat ihre neue Heimath, gefolgt von den Kasikad und dem ganzen Schwarm der Gäste.

In dem hellerleuchteten Häuschen stand in der Mitte der ersten Stube ein Stuhl. Auf diesen setzte sich Tönno, immer noch als stellvertretender Bruder der jungen Frau, nahm Ello auf den Schooß und jetzt begann die Einkleidungsceremonie. Ello's langes blondes Haar wurde von der Flachswirthin, als der Brautmutter, losgeflochten und gekämmt, und dann dem jungen Weibe ein Kind in den Schooß gegeben. Während die Brautmutter das Haar kämmte, und zuletzt die Haube, oder eigentlich Mütze der esthnischen Weiber darauf setzte, sang sie, begleitet von den Brautjungfern das Einkleidungslied.

Schmücke, schmücke Jungfrau Dich!
Schmücke Dich mit solchem Putze,
Der einst Deine Mutter schmückte.
Binde solche Bänder um,
Wie die Mutter einst sie band.
Binde um den Kopf das Sorgenband,
Und auf den Scheitel leg' das Trauertuch.

Nach beendigtem Liede trat die Brautmutter von dem Stuhl weg, und Jürri kam mit dem Hut des jungen Ehemanns hervor. Der Peiopois setzte darauf dreimal den Hut auf die Haube der jungen Frau. Jedesmal warf Ello den Hut wieder hinunter, fing ihn aber im Fallen immer mit der Hand auf, als Zeichen, daß sie sich freiwillig, aber nur bedingt dem Mann unterwerfe. Der Peiopois konnte sich damit natürlich nicht zufrieden geben, und ertheilte im Namen des jungen Ehemanns Ello eine kleine Scherzohrfeige, als Erinnerung an die Machtvollkommenheiten eines Eheherrn. Jetzt war die Ceremonie beendet, und die junge Frau erhob sich von dem Schooß ihres

Brudersubstituts, um den Gästen ihre Geschenke auszutheilen. Jeder erhielt eine Kleinigkeit, und jeder versprach dagegen Lämmer, Schafe, Bienenstöcke, oder sonst etwas in die neue Wirthschaft zu schicken. Solche versprochene Gaben treffen gewöhnlich den andern Tag schon in der Wohnung der jungen Leute ein. Zum Beschluß des Hochzeitstages mußte Ello mit jedem Gast einmal herumtanzen, und erhielt dabei von jedem ein kleines Geldstück in die Hand gedrückt. Dann zogen die Gäste auseinander und suchten ihr Lager. Wer aber von Weitem zur Hochzeit gekommen war, und nicht im selben Dorf wohnte, blieb vorn in der großen Arbeitsstube, während die jungen Eheleute sich in der anstoßenden Kammer zur Ruhe legten. Den andern Morgen kamen die Hochzeitsgäste wieder in's Haus des jungen Paares, und Ello mußte, nachdem sie unter Vortritt des Dudelsackpfeifers im Häuschen herumgeführt worden war, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, als erstes Geschäft ihres neuen Berufs, den Ofen kehren. — Dann wurde gefrühstückt und wieder getanzt. Gewöhnlich geht es aber am zweiten Tage stiller her. Die Leute sitzen und rauchen, und sprechen von diesem und jenem, was sie im Esthnischen „maggusad jutto ama" (süße Geschichten plaudern) nennen. Natürlich stört oft auch Rausch und Streit den Frieden bei solchen Gelegenheiten. Wo aber ein guter Geist unter den Bauern herrscht, kommen solche Unordnungen nicht leicht vor, und werden schon im Entstehen von den älteren Leuten unterdrückt. In des alten Böttchers Hütte wagte Niemand Unfug zu treiben. Mädchen und Bursche saßen im Kreise, und der Flachsbauer erzählte:

Die Sage von der Entstehung des Embachs.

„Der Embach ist ein schöner Fluß," sagte er — „und ist die Mutter der Gewässer, deshalb heißt er auch Emmajöggi, das heißt Mutterbach. — Der hat aber nicht gleich zuerst bestanden, sondern ist erst ganz zuletzt erschaffen worden, nachdem schon alles Uebrige auf der Welt fertig war. Das kam aber so. Als Allvater die Erdscheibe gemacht hatte mit all' den Meeren und Strömen, mit Bergen und Flächen und allen Thieren und Pflanzen darauf, da sah er bald, wie

die Thiere untereinander sich haßten und verfolgten, und kein Friede war auf Erden. Deshalb berief er alle Thiere zu einer Versammlung, und sagte ihnen: „Ich habe euch erschaffen, damit ihr untereinander in Freundschaft und Liebe leben sollt, und nun sehe ich, wie ihr euch anfeindet, und euch sogar gegenseitig auffreßt. Das geht so nicht an, und zur Strafe, und damit ihr Arbeit habt, sollt ihr mir einen großen Fluß graben. Der soll breit sein und tief sein, daß die Kleinen drinnen wohnen können. Die Erde sollt ihr zu einem großen Berge zusammentragen und nicht hin und her auseinanderwerfen. Auf diesem Berge werde ich einen großen Wald wachsen lassen, und in den Wald werde ich einen König setzen, der euch alle beherrschen soll. Jeder weiß, wie er seine Glieder zur Arbeit benutzen kann, und jeder gehe nach seinen Kräften an's Werk.“ — Da war nun nichts zu machen, und die Thiere mußten an ihre Arbeit. Der Haase, der schnellfüßige, war der erste, der etwas that. Er lief voran, und zeigte die Richtung des neuen Stroms. Ihm folgte der Fuchs, und bezeichnete mit seinem hinunterhängenden Schweif die Spur des Haasen, und den Weg, den der Bach nehmen sollte. Der Maulwurf zog die erste Rinne in die Erde. Dann kam der Dachs, und arbeitete mit seinen kräftigen Gliedmaßen. Der Wolf grub mit Schnauze und Füßen, was er konnte, und der starke Bär schleppte die Erde zu einem Haufen zusammen, wo der Berg entstehen sollte. Jedes Thier that das Seinige, und endlich nach langer Arbeit war das Werk vollbracht. Allvater kam wieder vom Himmel herab, und besah die Leistungen der Thiere. Als er aber die Arbeiten alle sah und zufrieden mit dem Flußbette war, sagte er: „Du Maulwurf und Bär, ihr seid am fleißigsten gewesen, denn ihr seid über und über schwarz vom Koth der Erde, die ihr getragen habt, dafür sollt ihr auch für ewige Zeiten schwarz bleiben und das soll auch eine Ehrenfarbe sein. — Auch du, Wolf, hast dich gerührt; man sieht es deiner Schnauze und deinen Füßen an und dafür sollst du eine schwarze Schnauze und schwarze Füße auch für alle Zukunft bekommen. — Wo ist aber der Krebs? Dem habe ich so viele Hände gegeben, daß er auch das Seinige leisten konnte. Ich

sehe ihn nicht" — und der Alte sah sich nach dem Vermißten um. Der Krebs wälzte sich aus seinem Schlamm hervor, ärgerte sich, daß Allvater ihn nicht bemerkt hatte und sagte ganz grob: „Wo hast du denn deine Augen, Alter, daß du mich nicht siehst? — wahrscheinlich stecken sie dir hinten." — Allvater aber erhob seine gewaltige Stimme und rief: „Unverschämter, der du heimtückisch mit Jedem anbindest und Niemand mit deinen scharfen Zangen verschonst, ob er dir was zu Leide that oder nicht! Erhebst du dein grobes Geschrei auch jetzt gegen deinen Schöpfer?! Du sollst zur Strafe fortan deine Augen im Rücken haben, du sollst rückwärts gehen und mit Schmutz und unter Steinen hausen dein Lebelang." — Der Krebs aber zog erschreckt rückwärts in den Schlamm zurück und verbarg sich im Sumpf unter Steinen. Dort lebt er noch jetzt und scheut das Tageslicht. — Als Allvater auch den übrigen Thieren Lob oder Tadel, Lohn oder Strafe hatte zukommen lassen, bemerkte er einen Vogel, der sich in den Aesten eines Baumes wiegte und stolz seine gelbe Brust und glänzend weißen Beine und das bunte Gefieder seines Rückens in der Sonne erglänzen ließ. — „Nun, Pfingstvogel," sagte der Alte, „du siehst ja so blank und rein aus, als wenn du gar nichts gethan hättest an der Arbeit, die ich euch aufgegeben." — Der Pfingstvogel kehrte sich übermüthig kaum um, als er antwortete und sagte mit kecker naseweiser Stimme: „Ich denke, ich bin auch nicht zur Arbeit geschaffen und werde meine goldene Weste und meine silbernen Hosen gewiß nicht unnütz mit dem Dreck des Flußbettes beschmieren." — „Du Kleidernarr," antwortete erzürnt der Allvater, „du meinst nur zum Staatmachen und Stolziren auf der Welt zu sein. Ich werde dich bald Besseres lehren! Vor allem sollen deine silbernen Hosen schwarz werden für alle Zeit und dann sollst du nie das klare Wasser aus dem Bache trinken, wenn du deinen Durst stillen willst, sondern sollst mühsam die Regentropfen von den Blättern und Gräsern sammeln und tropfenweise deine verdorrte durstende Kehle erfrischen. Deine unverschämte Stimme wird aber von jetzt an aller Welt Unwetter, Stürme und Regen verkünden, sodaß dich Niemand gern hören und sehen will. Das soll deine Strafe sein!"

Und Allvater wandte sich unwillig von dem eitlen Gecken ab. Dieser aber fliegt jetzt noch durstig von Ast zu Ast und schreit mit heiserer Stimme, wenn Wolken am Himmel stehen und Sturm und Regen verkünden. Da aber das Flußbett fertig war und Nichts daran fehlte, als das Wasser, goß Allvater aus einer goldenen Schaale heilige Flüssigkeit auf den trockenen Boden und siehe! stolz und wogend strömte der Embach dem Peipus zu. Seine Ufer sind niedrig, weil die Erde zum großen Domberg bei Dorpat zusammengetragen ist und dort den heiligen Hain, den Aufenthalt des neuen Königs, tragen muß. Der König aber, der Herr ist über die Thiere und zum schönsten Geschöpfe, zum Ebenbilde Gottes, geschaffen wurde — das ist der Mensch mit seiner List und seinem Verstande." — Als der Flachsbauer diese Sage erzählt hatte, sagte der alte Böttcher: „Ja so ist der Embach entstanden und „Mutterbach" heißt er deshalb, weil Allvater ihn besonders gemacht hat, damit wieder Ruhe und Friede auf der Erde herrschen sollten und der Friede ist ja die Mutter alles Erdenglückes." Manches Lied wurde noch gesungen und manches Märchen erzählt, bis es Abend wurde und die Leute auseinandergingen. Damit war die Hochzeit aus und Ello war fortan die Hausfrau der Hütte unter der alten Weide.

3. Der Mensch denkt.

Wieder sind mehrere Jahre verstrichen und in des Böttchers Häuschen ist unterdeß ein neues junges Leben entstanden. Zwei Kinder spielen unter den Hobelspänen auf dem Fußboden und bauen sich Häuser aus den Bretterstücken, die ihnen der Vater von seiner Arbeit zukommen läßt. Ello, die glückliche Mutter, sitzt am Feuer und spinnt, während ihr greiser Schwiegervater, dessen Hände nicht mehr recht die gewohnte Arbeit verrichten können, auf einem dreibeinigen Schemel von den Leistungen des Tages ausruht und vergnügt dem kindischen Treiben seiner Enkel zusieht. Ado aber arbeitet noch rüstig beim Schein eines dünnen Talglichtes und der ächzende Ton seiner Hobel, begleitet vom Schnurren des Spinnrades, erfüllt diese Wohnung

des Fleißes und der Aufmerksamkeit. — „Nun, Sohn, könntest Du auch Dein Werkzeug weglegen und ausruhen," nahm der Großvater das Wort, „es ist schon fast Nacht und der Mond steigt über den Wald." — „Noch nicht, Vater, noch nicht," antwortete der Sohn; „zuerst muß ich diese Bretter zusammenpassen und aneinanderleimen, damit sie die Nacht über recht fest trocknen. Dann kann ich morgen um so besser daran weiter arbeiten." — „Wirst Du denn morgen nicht zum Markte in die Stadt gehen?" fragte der Alte. So einen Tag muß man nicht versäumen, das kommt ja nicht oft." — „Ich brauche Nichts," erwiderte Ado, „und verliere nur meine Zeit. Am Ende kann ich meine Lust auch nicht bezwingen und verhandle mein Pferdchen und was würde Ello dann sagen!" — „Laß den Markt Markt sein," sagte das junge Weib, „Gott sei Dank! Wir brauchen Nichts. Unsere Kuh und die Schafe sind noch jung und Futter für den Winter ist genug vorhanden. Das Bleßchen zu vertauschen, das wäre nun geradezu Sünde! So ein gutes Pferdchen bekämen wir nicht sobald an die Stelle." — „Das ist wahr genug," sagte Ado, „ich mag das Handeln mit Pferden sonst wohl recht gern, aber dieses Thierchen ist mir so lieb, daß ich's für Nichts in der Welt weggeben möchte." Darnach arbeitete er wieder frisch weiter und es herrschte von Neuem Stille in der Stube. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür und ein Mädchen trat ein. Sie schien gelaufen zu sein und war so außer Athem, daß sie zuerst nicht sprechen konnte. — „Nun, was giebts?" fragte Ello verwundert. Die Eingetretene, in der wir eine von des Flachsbauers Mägden wiedererkennen, kam endlich zu Athem und sagte mit zitternder Stimme: „Denkt nur, wir haben wieder Rekrutirung!" — Hobel und Spinnrad blieben plötzlich stehen und Alles war stumm vor Schreck. — „Mein Gott," sagte endlich der alte Böttcher, „wo soll das enden! Erst im vergangenen Frühling war die letzte Loosung, und jetzt sollen schon wieder Rekruten genommen werden. Jetzt ist's Februarmonat, also kaum ein Jahr verflossen. Wo sollen die Menschen herkommen?!" — „Ja, das ists eben," rief das Mädchen, „dieses Mal wird mein armer Bruder wohl auch weggenommen," und laut weinend verbarg

sie ihr Gesicht in den Händen. — „Weine nicht, Leno," sagte Ello beruhigend, „Dein Bruder ist ja fehlerhaft und nicht tauglich zum Soldaten, er wird gewiß nicht mitloosen." „Ach Gott!" schluchzte das Mädchen, „ihm fehlt nichts, er ist leider ein gesunder starker Mensch, dem kein Glied am Körper fehlt. Der ist verloren." — „Ist's denn aber auch ganz gewiß wahr, daß geloost werden wird?" fragte Ado, „vielleicht ist's nur so ein Gerede der Leute." — „Wahr genug," erwiderte Leno. „Als unser Knecht heute Abend von der Arbeit nach Hause kam, erzählte er, daß der Verwalter es ihm selbst auf dem Gut gesagt habe, und der Tönno behauptete noch, daß dieses Mal so viel Rekruten genommen werden würden, wie nie früher. Er hat gut reden dabei. Er hat nichts zu fürchten, der Glückliche mit seinem verwachsenen Bein, aber mein Bruder ist so gesund, so gesund," und das Mädchen fing von Neuem an zu weinen. „Ach, das ist eine rechte Noth, die der liebe Gott über uns arme Menschen verhängt," sagte Ello und wischte sich eine Thräne des Mitleids aus dem Auge. „Aber wer weiß, Leno, ob Dein Bruder nicht zu klein ist. Die Rekruten müssen eine gewisse Länge haben, und der Märt ist doch eigentlich ein kleiner Mensch. Weine nur nicht mehr so traurig, mein Herz kann es gar nicht mehr hören. Und wenn er auch lang genug ist und mitloosen muß, so hilft Gott vielleicht und giebt ihm eine glückliche Nummer, so daß er durchkommt." — „Es ist ganz gleich, was für eine Nummer er zieht. Weggehen wird er doch, denn Drei sollen im Ganzen Rekruten werden, und in unserem Gebiet sind ja so wenige, die taugen, daß kaum die drei Nöthigen sich finden werden. Du kannst Gott danken, wenn Dein Mann nicht am Ende auch noch loosen muß." — Ello erschrak bei diesen Worten und rief heftig: „Mein Gott, wie kann das sein? Ado ist ja doch seines Vaters einziger Sohn, und die loosen ja nie mit." — Der alte Böttcher und sein Sohn erzählten, wie vor acht Jahrn der Gutsherr selbst ihnen versichert habe, daß die einzigen Söhne nicht zu loosen brauchten, und wie das doch Jedem bekannt sei, und suchten sich gegenseitig zu beruhigen, der Gedanke aber an die schreckliche Möglichkeit

ließ dem jungen Weibe keine Ruhe, und sie konnte die ganze Nacht vor Angst und Sorge kein Auge zuthun.

Am andern Morgen erfuhr man, daß schon in der nächsten Woche die Loosung stattfinden solle, und allgemeine Traurigkeit herrschte im Dorfe. Der angstvoll erwartete Tag erschien, und es erwies sich, daß im Ganzen nur sechs Personen vorhanden waren, die zu Rekruten taugten. Leno's Bruder Märt war glücklich für zu klein befunden worden und vielen Anderen ging es ebenso. — Der arme alte Böttcher zitterte vor Angst, wenn er daran dachte, daß von den sechs Burschen am Ende nur zwei bei der Commission, welche die Rukruten empfängt, angenommen werden würden, und dann die einzigen Söhne den Dritten hergeben müßten. — Seine Angst war nur zu gegründet. Bei der Loosung kann man die Tauglichkeit der Individuen nicht so genau untersuchen, als dieses von dem Arzt bei der Empfangscommission geschieht, und so ist es sehr gewöhnlich, daß oft über die Hälfte von denen, die zum Empfang vorgestellt wurden, als untauglich wieder zurückgeschickt werden.

Am Abend des Tages, an dem die Rekruten im nahegelegenen Städtchen abgegeben werden sollten, saß Ello allein in ihrer Stube. Sie hatte ihr jüngstes Kind auf dem Schooße und das ältere spielte vor ihren Füßen mit den beliebten Hobelspänen und Brettern. — Ado und der alte Böttcher waren mit den designirten Rekruten in die Stadt gefahren, um mit eigenen Augen zu sehen und schnell zu hören, wie der Empfang ablaufen würde.

„Mutter, warum sind Deine Augen naß, und warum beben Deine Lippen, als wenn sie sprächen?" fragte der ältere Knabe, ein Kind von drei Jahren, und sah von seinen Brettern auf in das, von Thränen nasse Gesicht der Mutter. „Ich bete zu Gott," sagte diese, indem sie des Kleinen Kopf streichelte, „daß der Vater Dir nicht genommen wird, — und meine Augen weinen vor Angst." „Aber," sagte das Kind wieder, „der Vater ist ja gut, und will ja gar nicht weggehen und uns allein lassen, warum weinst Du denn?" „Die Menschen können nie wissen, was Gott mit ihnen thut, und können

sich seinem Willen nicht widersetzen," erwiederte die Mutter. „Die Welt ist groß und viel Thränen fließen auf ihr vor Trauer und Schmerz, aber keine fließt ohne Gottes Willen! Der Vater will uns nicht verlassen, aber vielleicht will es Gott." Das arme Weib weinte heftiger, und das Kind drängte sich ängstlich an ihre Kniee. Das andere war auf dem Schooße eingeschlafen. „Wird der Großvater auch weinen, wenn der Vater weggeht?" fragte das Kind wieder. — „Er wird nicht lange weinen," sagte die Mutter. „Wenn er sein letztes Kind wegziehen sieht, das er mit dem Wasser seiner Augen und der Sorge seiner Tage und Nächte aufgezogen und bewacht hat, dann wird sein altes Herz brechen vor Schmerz; Gott wird ihn in den Himmel nehmen und ich werde dann allein bleiben bei Euch. Aber es kann ja noch Alles gut werden!" setzte sie, sich selbst ermuthigend hinzu; „vielleicht fürchte ich unnütz. Komm, Kind, und lege Dich schlafen." Damit stand sie auf und brachte die Kinder in die anstoßende Kammer zur Ruhe. Als sie wieder in die große Stube trat, hörte sie einen Schlitten in den Hof fahren. In ängstlicher Erwartung pochte ihr armes Herz. Die Thür öffnete sich und Ado trat mit seinem Vater ins Zimmer. Beide sahen traurig und ernst aus. Sie grüßten stumm und das arme Weib sah leicht, daß sie nicht umsonst gefürchtet hatte. Endlich sagte der junge Tischler: „Es ist schlecht gangen, aber ängstige Dich nicht, Ello! Deshalb ist es noch nicht abgemacht, daß ich gerade das Loos bekommen werde." — Aber Ello brach bei diesen Worten mit dem Ausruf: „Also doch!" in ein heftiges Weinen aus und verbarg ihr Gesicht in die Schürze. Der alte Böttcher war wie betäubt und sprach kein Wort. Ado suchte seine Frau zu beruhigen. Endlich gelang es ihm einigermaßen und sie fragte unter verhaltenem Schluchzen, wie viele denn für untauglich befunden worden seien und wie viele also noch abgegeben werden müßten. — „Von allen Sechs," sagte Ado, „taugte nur ein Einziger und es müssen daher noch zwei abgegeben werden. Es war ein besonderes Unglück. Jeder hatte irgend einen besondern Fehler, der ihn untauglich machte und der Herr war unglücklich, daß nun die einzigen

Söhne und Wirthsnachfolger zur Loosung kommen mußten. Uebermorgen muß ich auch an den Hof, denn dann soll geloost werden." — „O Gott, o Gott!" weinte das Weib, „was soll daraus werden! Ist denn gar keine Hoffnung für Dich da? Mußt Du denn durchaus auch mitloosen? Du hast doch Dein Weib und die Kinder und Deinen alten Vater zu ernähren!" Wo sollen wir denn bleiben, wenn Dich das Loos trifft!" — „Es ist Nichts zu machen, als auf Gott vertrauen," sagte der junge Mann. „Von der Loosung kann ich nicht freikommen. Es werden dieses Mal aber eine ganze Menge zur Ziehung kommen und unter den Vielen kann ich doch leichter hoffen, eine recht hohe Nummer zu ziehen und frei zu werden." - „Wenn Du Deine Hand nach einer Nummer ausstrecken mußt, so wirst Du kein Glück haben," sagte der alte Böttcher. „Drei Mal habe ich Söhne mit denselben Hoffnungen auf Glück an die Schaale mit den Loosen treten sehen, drei Mal habe ich zitternd gehofft und drei Mal wurden mir Kinder vom Herzen gerissen. Auf Glück hoffe ich nicht mehr, aber Du darfst, Du kannst nicht mitloosen; es kann nicht sein, wenn noch Gerechtigkeit auf Erden und ein Gott im Himmel ist." Der Alte war aufgestanden und ging heftig im Zimmer umher. — „Barmherzig heißt Gott," — rief er aufgeregt — „barmherzig! und ich soll vier Kinder lebendig begraben. „Nein, nein, es wird nicht so kommen! Ich fühle es, es wäre mein Ende. Morgen, Ello, kommst Du mit mir an den Hof. Der alte Herr ist gut und liebt mich; ich weiß es, er wird helfen. Er hat ja selbst Kinder und ein Herz. Wie soll er nicht uns verstehen und unsere Angst, unser gräßliches Elend fühlen, wenn er hört, wie unsere Sachen stehen." „Wenn er nur Etwas thun kann," sagte Ado. — „Die Herren können Alles," rief Ello, „wenn sie nur wollen. Ja wir wollen morgen auf's Gut gehen. Vielleicht hilft das zu Etwas." — Es war eine traurige Nacht der Sorgen und Angst, diese Nacht in der Hütte des alten Böttchers. Drei Menschen suchten vergebens den Schlaf, die sonst so zufrieden und glücklich von des Tages Arbeit und Mühe geruht hatten. Der arme junge Tischler dachte mit Schaudern an die Möglichkeit, wie er vielleicht

bald zum letzten Mal unter diesem Dache ruhte. Er dachte an seine und seiner Familie Zukunft, wenn er wegziehen müsse aus dem Kreise der Seinen. Das ungewohnte oft schwere Leben der Soldaten hatte gewiß genug Abschreckendes für den jungen Bauer, der nur für sein Handwerk und sein Wirken und Schaffen für Weib und Kind Sinn hatte — und doch fiel ihm der Gedanke an seine unglückliche Familie noch schwerer aufs Herz, als seine eigene Zukunft. Was sollte aus ihr werden, dem armen verlassenen Weibe mit zwei kleinen Kindern. Im besten Falle konnte sie wieder heirathen, denn das Gesetz gestattet den Rekrutenweibern, die im Verlaufe von sieben Jahren von ihren Männern keine Nachricht bekommen haben, eine neue Ehe zu schließen. — Schöner Trost, das Bewußtsein, daß es noch ein Glück ist, bei lebendigem Leibe, ohne geschieden zu sein, sein geliebtes Weib mit einem Andern verheirathet zu wissen. Der arme Tischler weinte still bei dem entsetzlichen Gedanken. Ello schluchzte oft laut auf in unruhigem Schlaf, und der alte Vater warf sich ruhelos auf seinem Lager hin und her. Gott bewahre Jeden vor dem Kummer und Grame solcher schlaflosen Nächte.

Als der Gutsherr am Morgen des andern Tages beim Kaffeetisch saß, und sich mit seiner Familie über das unglückliche Resultat der diesmaligen Rekrutirung besprach, meldete ein Diener einen alten Mann und ein junges Weib, die den Herrn dringend zu sprechen wünschten. „Gewiß unglückliche Bittsteller,“ sagte der Gutsherr, „was soll ich nur machen, um den armen Menschen zu helfen. Sie bilden sich immer ein, daß wir Herren Alles thun können, was wir wollen und verstehen nicht, wie wir ebenso gut wie jeder Andere unter dem Gesetze stehen. Wer sind die Leute?“ — „Es ist der alte Böttcher Hans und seine Schwiegertochter,“ sagte der Diener. „Ach Gott, dieser arme alte Mann!“ rief die Hausfrau. „Drei Söhne hat er schon als Rekruten abgeben müssen. Sein letzter einziger Sohn, der verheirathet ist und zwei Kinder hat, wird am Ende jetzt auch zur Loosung gezogen werden. Ich kenne sein Weib, eine vortreffliche, ordentliche Person. Entsetzlich wäre es, wenn sie ihren Mann verlieren

sollte.“ — „Diese unseligen Rekrutirungen,“ sagte der Edelmann und ging aus dem Zimmer. Es war ihm nicht gerade angenehm zu Muthe, als die beiden ihn in seinem Zimmer begrüßt hatten und Keiner Worte fand, das Gespräch anzufangen. Endlich sagte der alte Böttcher: „Herr, ist es denn wirklich wahr, daß mein Sohn nun doch mitloosen muß, obgleich Ihr vor acht Jahren verspracht, er werde von dieser Plage frei bleiben.“ „Ich habe nichts versprochen und habe nur das Gesetz angeführt,“ antwortete der Gutsherr. „Glaubt mir doch, lieben Leute, wenn ich Euch säge, daß ich es selbst am liebsten sähe, wenn kein Einziger von Euch seine Heimath zu verlassen brauchte. Aber gegen die Gesetze ist nichts zu machen. Es ist Pflicht, geduldig und treu zu gehorchen. Daß in unserem Gebiet so wenig junge unverheirathete Leute vorhanden sind, ist ein Unglück, das ich nicht ändern kann! Hat denn Dein Sohn gar keinen Fehler oder körperliche Gebrechen, die ihn befreien könnten?“ – „Ach Gott, nein!“ rief der alte Bauer, „er ist gesund wie die junge Birke im Walde. Wie glücklich wäre ich, wenn er ein Krüppel wäre. Ich hätte dann doch einen Sohn wenigstens, der mir sicher bliebe. Drei, drei habe ich schon weggegeben! Dieser ist der Letzte! Meines Alters Stütze! Erbarmt Euch! Laßt nicht meine alten Augen noch bevor sie sich auf ewig schließen, das Schreckliche sehen, daß mir auch mein letztes Kind unbarmherzig weggenommen wird.“ Dem armen verzweifelten Vater stürzten die Thränen aus den Augen, und auch Ello weinte bitterlich. Der alte Herr ging unruhig im Zimmer umher. Das innigste Mitleid und dabei das traurige Bewußtsein, nicht helfen zu können, quälte ihn, und er wußte sich nicht zu rathen. — „Wenn Ihr mir doch glauben wolltet, daß ich wirklich nicht helfen kann“ — sagte er endlich. — „Aber mein einziges, mein letztes Kind,“ rief der alte Böttcher, und Ello warf sich weinend dem Herrn zu Füßen. — „Erbarmt Euch,“ rief sie. „Helft, Ihr könnt, wenn Ihr nur wollt! Hat Gott Euch denn kein Herz in die Brust gegeben, daß Ihr nicht fühlen könnt mit den Unglücklichen! Habt Ihr denn keine Kinder, die Ihr liebt! Seht mich Unglückliche, seht diesen alten Mann! Denkt,

wenn Euer Kind, wenn Euer Vater so lägen vor den Füßen Eines, der noch mächtiger ist wie Ihr. Wenn sie auf den Knieen flehten um das Leben ihres Kindes oder Mannes, würdet Ihr da nicht wünschen, daß des Mächtigen Herz weich werde von den Thränen der Bittenden?! Würdet Ihr selbst nicht weinen vor Furcht für Euer eigen Fleisch und Blut! — Würdet Ihr nicht erschrecken, zu denken, daß die Unglücklichen umsonst bitten sollten! — Ach, es ist ja das Leben für ihn und für uns, um das wir flehen. Denn er wird vor Gram umkommen, wenn er wegziehen muß, und an sein verlassenes Weib und seine hungernden Kinder zurückdenkt. Mein Herz wird vor Schmerz brechen, meine Kinder werden mutter- und vaterlose Waisen sein, und dieser alte Mann wird sterben, wenn ihm sein letztes Kind genommen wird. Ach verschließt Eure Ohren nicht meinen Bitten! Helft, erbarmt Euch!" „Mein Gott, so stehe doch auf," sagte der Edelmann, und half dem schluchzenden Weibe sich erheben — „beruhige Dich, wisch Deine Thränen ab — höre, was ich Dir sage! Ich verspreche Dir, Alles zu thun, was ich thun kann, damit Dein Mann nicht mitzuloosen braucht. Mehr kann ich nicht versprechen. Ich werde ja nicht selbst loosen lassen. Das thut ja eine Gerichtsperson, die dazu herkommt. Was irgend zu thun möglich ist, werde ich für Euch thun. Weint nur nicht mehr. Es ist ja auch möglich, daß der Ado eine glückliche Nummer zieht. Noch ist ja das Unglück nicht da." „Aber die Angst!" rief Ello und schluchzte von Neuem. — Nach langem Hin- und Herreden verließen die armen Leute endlich das Zimmer und gingen mit schwachen Hoffnungen in ihr Dorf zurück. —

In dem großen Zimmer, wo das Hofgesinde zu essen pflegte, war an dem zur Nummerziehung bestimmten Tage der Tisch mit Papieren und Schreibmaterial bedeckt, und der Verwalter saß an demselben, mit Ordnen und Durchsehen der Listen und Namensauszüge beschäftigt. Der Gutsherr stand am Fenster und unterhielt sich mit seinem Nachbar, dem mit der Loosung beauftragten Beamten. „Lieber Nachbar," sagte er, „es wird heute eine Person, mit Namen Ado Waldbach, unter den zur Loosung bestimmten, genannt werden. Ich bitte Sie,

wenn irgend das Gesetz es gestattet, diesen Menschen vom Loosen zu befreien. Er hat Weib und Kinder und einen alten Vater zu ernähren und ist dabei ein höchst ordentlicher und brauchbarer Handwerker, um den es sehr schade wäre, wenn er weggehen müßte." — „Es ist eine unangenehme Sache, wenn schon verheirathete Menschen zur Rekrutirung gezogen werden," sagte der Nachbar. „Was ich thun kann, will ich versuchen! Es wird aber wohl nicht viel sein!" — Die Herren setzten sich an den Tisch, und der Verwalter ging in das Vorzimmer, um die dort versammelten Bauern in die Stube zu rufen. Gegen zwanzig traurige angstvolle Gesichter füllten bald das Zimmer. Im Vorzimmer blieben die Verwandten und Eltern der Betheiligten, und erwarteten dort mit Zittern das Schicksal ihrer Kinder und Brüder. Auch Ello und der alte Böttcher standen dicht an der Thür, die nur angelehnt war, und horchten. — Zuerst wurden die Namen aller Derer, die nach den Seelenlisten jetzt zur Ziehung kommen mußten, verlesen, und dann wurde jede einzelne Person vor den Beamten gerufen. — „Jürri Reinert" — rief der Beamte zuerst. — Unser wohlbekannter Freiwerber und Peiopois, jetzt ein verheiratheter Mann, trat vor, und sein Weib, die arme Wio, horchte mit klopfendem Herzen an der Thür, was ihres Mannes Schicksal sein werde. — „Heißest Du Jürri Reinert?" fragte der Beamte. — „Ja." — „Bist Du gesund?" — „Nein." — „Was fehlt Dir denn?" — „Ich habe eine Narbe am Fuße, die mich schmerzt, wenn ich längere Zeit einen Stiefel getragen habe." — „Zeig' her." — Der Gefragte zog seine Fußbekleidung ab und ließ die Narbe besichtigen und untersuchen. — „Sie ist an den Knochen angewachsen," sagte der Beamte zum Gutsherrn. „Der Mensch taugt nicht zum Rekruten. Angewachsene Narben sind ausdrücklich als unzulässig im Reglement genannt." — „Du kannst nach Hause gehen," sagte der Gutsherr, und Wio empfing vor Freude strahlend ihren Mann im Vorzimmer. „Hat Dich eine Narbe am Fuß befreit?" fragte Ello. „Ado hat ja auch eine am Arm. Ach Gott! Das befreit am Ende auch ihn." Unterdessen ging das Aufrufen jedes Einzelnen fort und nachdem acht als untauglich aus

dem Zimmer geschickt worden waren, wurde endlich Ado's Namen zuletzt genannt. — „Bist Du gesund?“ — „Ja,“ sagte Ado, „eine Narbe habe ich aber auch und zwar hier am Arm.“ — „Ach eine famose Narbe,“ rief der Gutsherr, indem er den Arm besah. „Sehen Sie doch, bester Nachbar, wie lang und breit. Das muß ihn eximiren. Wo hast Du denn die Narbe her?“ „Ich bin als Kind in eine Sense gefallen,“ antwortete Ado, während der Beamte seinen Arm untersuchte. Endlich sagte dieser: „Es thut mir leid, aber diese fatale Narbe ist nicht an den Knochen gewachsen. Sie bewegt sich ganz leicht im blosen Fleisch, wenn man sie hin- und herschiebt. Die nützt dem armen Schelm zu Nichts. Hat er denn gar nichts sonst aufzuweisen?“ — „Sonst bist Du ganz gesund?“ fragte der Gutsherr. Ado konnte nicht antworten, denn Ello stürzte ins Zimmer und bestürmte mit neuen Bitten den Gutsherrn und den Beamten. „Ich bleibe ja als hilfslose Bettlerin mit meinen zwei Kindern und dem alten Mann dort zurück. Erbarmet Euch!“ rief sie. „Ado ist ja unser einziger Ernährer! Wenn er weggeht, sind wir ja dem Hungertode Preis gegeben!“ — „Wissen Sie was!“ sagte endlich der Beamte nach einigem Nachdenken auf deutsch zu seinem Nachbar, „ich kann noch Eins versuchen. „Wenn die übrigen zur Ziehung designirten Individuen in Rücksicht darauf, daß dieses arme Weib wirklich mit ihren Kindern und dem alten Schwiegervater in einer hilflosen Lage zurückbleibt, falls ihr Mann weg muß, freiwillig darauf verzichten, daß der Ado mitloost, so kann ich ihn gesetzlich befreien. Ich werde die Leute fragen, was sie dazu denken.“ — „Das wird zu Nichts führen“ — antwortete der Gutsherr. „Unter den Uebrigen sind ebensogut Familienväter und Jeder wird dagegen sein, daß die ohnehin geringe Zahl der Mitloosenden noch um eine Person verringert wird.“ — Und so war es auch. Die Leute wollten von Nichts wissen und des Beamten Vorstellungen und Bereden half zu Nichts. „Ich habe mein Möglichstes gethan,“ sagte er zu Ello. „Du siehst, es geht nicht. Uebrigens ist ja die Gemeinde verpflichtet, für die zurückbleibende Familie eines Rekruten zu sorgen.“ Das arme Weib ging weinend wieder auf

ihren Platz an der Thür und Ado trat zu seinen elf Leidensgenossen. — Die Loose waren gemacht und lagen in einer bedeckten Schüssel. Die erste Ziehung hat keine Bedeutung, denn sie bestimmt nur die Reihenfolge, in der die zweite und eigentliche Ziehung stattfinden soll. Als Ado zum ersten Mal zog, hatte er Nr. 1. Das war eine glückliche Vorbedeutung, denn die Leute greifen immer lieber aus der noch mit Loosen gefüllten Schaale, als daß sie zuletzt die Nummern bekommen, die noch nachgeblieben sind. Lautlose Stille herrschte im Zimmer, als die Loose zur zweiten Ziehung wieder zusammengerollt wurden. Beklommene Angst malte sich auf jedem Gesicht. Man hörte das schwere Athmen der drückenden Gemüthsbewegung und auf mancher Stirne perlte der Schweiß innerer angstvoller Aufregung. Im Vorzimmer drängten sich in stummer Spannung die unglücklichen Verwandten und Ello's Herz stand fast still vor unsäglicher Angst, als sie ihren Mann an die Schaale treten sah. Ado griff unter das Tuch und zog ein Loos heraus. Er öffnete es. Furcht und Gemüthsbewegung hatten ihn aber so benommen, daß er nicht lesen konnte, was auf das aufgerollte Papier in seiner zitternden Hand vor ihm geschrieben war. Er reichte das kleine Blatt stumm dem Gutsherrn. Dieser ergriff es hastig und las dann mit lauter Stimme: „Nr. 4!“ Die Nummer wurde in der Liste bei Ado's Namen verzeichnet und dann ging die Ziehung weiter. Ello stand an der Thür und weinte stille Thränen neuer Hoffnung. Zwei waren ja nur abzugeben! Es war ja noch eine Möglichkeit der Rettung vorhanden. Freilich wäre Nr. 12 ein sicherer Trost gewesen, aber Nr. 4 war doch auch wenigstens nicht Nr. 1 oder Nr. 2. Nachdem die Loosung beendet war, wurden die Individuen, welche die vier ersten Nummern gezogen hatten, gemessen und zur Vorstellung bestimmt. Die Nummern 3 und 4 mußten mit in die Stadt, für den Fall, daß eine oder die andere von den zwei ersten Nummern für untauglich befunden werden sollte. —

In des alten Böttchers Hütte wurde am Abend dieses Tages hin- und hergeredet, was wohl das Resultat der Abgabe sein werde.

Der Alte hatte gar keine Hoffnung, und saß zuletzt, stumm und starr vor sich hinstierend, auf seinem Bett, ohne etwas von dem zu bemerken, was ihn umgab. Ello weinte fortwährend, und ihr Mann traf Bestimmungen über das, was mit seinen geringen Habseligkeiten geschehen sollte, für den Fall, daß er Weib und Kind verlassen müßte. — Die armen Leute sprachen davon, wie es möglich zu machen wäre, so viel Geld aufzutreiben, daß Ado sich für den nöthigen Fall freikaufen könnte. Aber wie sollte eine Summe von 300 Reichsthalern beschafft werden, die gesetzlich zu einem solchen Freikauf nöthig ist! — Das waren leere Hoffnungen und das unglückliche Weib hielt sich mit aller Kraft des letzten und einzigen Trostes an den festen Glauben, daß die zwei ersten Nummern gewiß nicht untauglich befunden werden würden. Den Morgen des andern Tages ging sie indeß noch zu mehreren wohlhabenden Verwandten, in der Hoffnung, doch noch die 300 Reichsthaler zusammenzuleihen. Alles, was sie aber beschaffen konnte, waren 30 Reichsthaler, der zehnte Theil dessen, was nöthig war. — Endlich ging sie auch noch zum Gutsherrn und bat ihn um das fehlende Geld. Sie versprach, mit den Jahren die Schuld abzutragen, und bestürmte den armen alten Herrn, der durchaus kein bemittelter Mann war, mit ihren Thränen und Bitten. Es mag hart erscheinen, aber die arme Frau mußte ohne Geld das Gut verlassen. Solche Bitten um Unterstützung zum Loskauf von Rekruten sind sehr häufig. Es ist aber auch nicht Jedem möglich, dem Zuge seines Herzens zu folgen, und das Geld herzugeben. Mancher Gutherr hat selbst eine große Familie und ein geringes Vermögen, so daß jede außergewöhnliche bedeutendere Ausgabe ein Unrecht an den eigenen Kindern ist. Es wäre daher sehr hart, wenn man die Verweigerung solcher Bitten immer dem Geiz oder der Engherzigkeit zuschreiben wollte. — Das alte Sprichwort sagt: Ein Narr, wer mehr thut, als er kann. — Darin liegt viel Wahrheit. —

An dem zur Rekrutenabgabe bestimmten Tage nahm Ado von den Kindern und dem alten Vater unter bittern Thränen — vielleicht auf ewig — Abschied, und fuhr mit den übrigen Rekruten nach der

Stadt. Ello folgte dem Zuge in ihrem kleinen Wagen. Der alte Böttcher blieb in starrer Betäubung zurück. Er lag auf seinem Bett in halbwachem Zustande und stand nur zuweilen auf, um nach den zwei Kindern zu sehen. Als der Sohn von ihm Abschied nahm, hatte er nicht gesprochen, keine Thräne geweint, und nur das undeutliche Wort: „Vier, vier" — kam über seine zitternden Lippen. — Die beiden Rekruten, die die ersten Nummern gezogen hatten, waren bei ganz guter Laune. Etwas oder vielleicht recht viel Branntwein hatte ihnen ungewöhnlichen Muth eingeflößt. Sie lachten und nannten sich frei Kronsmenschen, denen jetzt außer dem Kaiser Niemand mehr etwas zu befehlen habe und verspotteten die beiden andern, denen noch eine schwache Hoffnung der Rückkehr in ihre Heimath blieb und die traurig und angstvoll sich dem Gedanken an die Vernichtung dieser letzten Hoffnung hingaben. „Was laßt ihr die Köpfe hängen?" sagte der Rekrut, der Nr. 1 gezogen hatte, „wir werden ja doch Beide empfangen werden, und ihr könnt ruhig wieder in's alte Dorf zurückkehren. Wenn Jemand traurig sein soll, so müßte ich es sein. Ich bin der Erste, der vor die Commission kommt. Ich muß fort, denn an mir kann Niemand ein Fehl entdecken. Gott hat mir nun einmal solche unglückliche Knochen gegeben, die mich ohne Rettung zum Soldaten machen. Der da hat doch noch wenigstens einige Hoffnung, brackirt zu werden (er zeigte bei diesen Worten auf die Nr. 2) aber ich — ich bin nun schon verflucht, gesund zu sein!" „Schöne Hoffnungen für mich!" nahm Nr. 3 das Wort, „wenn die Nummer vor mir nicht taugt, dann muß ich ja dran" — und der arme Mensch fing bei dem blosen Gedanken an diese Möglichkeit wie ein Kind zu weinen an. „Was flennst Du? altes Weib!" sagte wieder der erste Rekrut. „Wenn Nr. 2 nicht taugt, dann wird Dich dünnbeinigen Kranich auch gewiß kein Mensch zum Soldaten annehmen. Es ist eigentlich eine Albernheit, daß Du überhaupt mitgeloost hast. Schneider könntest Du werden, aber nicht Soldat!" — Ado hörte diese nicht sehr trostreichen Reden und seufzte unwillkürlich. — „Aha! nun fängt Der an" — sagte wieder Nr. 1. — „Ja, alter Freund, wenn Du vor-

kommst, da hilft Nichts. So einen schönen jungen Bullen, wie Du bist, werden sich die Herren Empfänger nicht aus den Händen gehen lassen. Da wird Dir die Narbe auf dem Arm auch nicht mehr nützen, als bei der Loosung, und Deine schönen blonden Haare werden dann mit meinen zusammen in den Ofen geschmissen werden. Was uns auf dem Kopfe bleibt, wird wenig genug sein. Uebrigens ist das Haarabschneiden das Dümmste an der ganzen Geschichte! Wenn ich daran denke, könnte auch ich noch mich grämen. Diese langen Haare, die nie eine Scheere sahen, seit Gott sie wachsen läßt, abzuschneiden und so kurz noch dazu — wozu das? — Der Rekrut versank in ein momentanes Stillschweigen, dann trank er aber wieder einen tüchtigen Zug aus der Branntweinflasche und sagte: „He! Du Kranichsbein! Nr. 3! — wie heißen doch die zwei russischen Worte, die der Soldat dem Haarabschneider ins Nebenzimmer zuruft, wenn der Rekrut taugt oder nicht taugt? Du bist ja schon einmal vorgewesen, als Du zu klein warst. Damals wurde Dir ja auch ein Stück von Deiner Perrücke abgeschnitten! Die ist freilich seitdem gewachsen, mehr als Du selbst, Schneiderlein! Wie heißt das Wort, mit dem Du aus dem Empfangszimmer hinausgeschmissen wurdest?„ — „Das Wort" — antwortete der Gefragte — „werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Die Herren sprechen immer deutsch und mit dem Officier, der dabei ist, auch zuweilen russisch. Damals, als ich vor Furcht zitternd ins Zimmer geführt wurde, sagte mir ein alter Soldat, der dabei war, daß ich an zwei Wörtern erkennen könnte, was über mich beschlossen worden sei. Sagt der Herr mit dem goldenen Kragen: „Lob" — so heißt das, daß man tauglich ist und daß der Haarabschneider alle Haare platt abschneiden soll. Dann ist man Soldat, und alle Hoffnung ist zu Ende. Sagt der Herr aber: „Satilok" — so heißt das, daß Einem nur etwas Haar abgeschnitten werden soll, zum Zeichen, daß man nicht taugt und nicht zum zweiten Mal vorgestellt werden kann. Damals war ich zu klein, aber die Herren sagten alle, ich sei noch jung und werde wachsen. Gott weiß, wie es mir heute gehen wird!" — „Nun, nun," meinte der erste Rekrut

wieder, „Dich Splitter wird kein Mensch nehmen. Zum Soldaten braucht man festeres Holz. Gewachsen bist Du auch Nichts. Da ist keine Gefahr! und weiß auch überhaupt nicht, warum es denn ein so großes Unglück ist, Rekrut zu werden. Hier habe ich doch auch Arbeit und Noth genug gehabt! Was der Ado traurig aussieht! Noch ist er nicht einmal recht in der Klemme und läßt doch den Kopf schon hängen. Arbeit und Noth überall im Leben, alter Bruder! Gräme Dich nicht! Du wirst nicht viel verlieren bei der Geschichte!" — „Nichts, als mein Weib, meine Kinder, meinen alten Vater, Haus und Hof, meine Heimath, meine Sprache, meine Religion vielleicht gar — kurz Nichts, als Alles!" antwortete Ado und wandte sich mürrisch von seinem angetrunkenen Kameraden ab. — Bald war die Stadt erreicht und die Rekruten wurden zur Abgabe ins Stadthaus geführt. Dort stand inmitten eines großes Zimmers ein Stuhl, um den herum auf der Diele eine große Menge langer Haare lagen, die Haare der heut' schon Abgegebenen. Hinter dem Stuhl stand ein Soldat mit einer großen Scheere. Viele andere Menschen waren noch in der Stube, meist Verwandte der Rekruten, die an dem Tage gerade vorgestellt wurden. — Da sah man manch blasses, vor Schmerz und Angst zitterndes Weib, manch bitterlich weinenden Mann mit grauen Haaren; da hörte man Schluchzen und Wehklagen und wer in das Zimmer trat, ging gern wieder hinaus. Ado's übermüthiger Gefährte wurde ganz still, als er in diese Stube trat und es schien fast, als zittere er, wie er mit verstelltem Lachen seine Kleider auszog. Die Rekruten müssen nämlich entkleidet vor der Commission erscheinen, damit der Arzt sie genau und leicht besichtigen kann. — Ello stand vor Angst um ihren Mann kaum ihrer Sinne mächtig, in einer Ecke hinter vielen anderen Weibern und Männern. Der erste Rekrut wurde ins Empfangszimmer geführt, das nur durch eine Thür von diesem ersten Zimmer getrennt war. Es dauerte einige Zeit und man hörte sprechen. Endlich wurde die Thür wieder geöffnet. Der Rekrut trat ein und hinter ihm steckte ein Soldat mit einem sehr rothen Gesicht den Kopf ins Zimmer und rief: „Lob." — Der übermüthige Nr. 1 lachte

nicht, als er sich auf den Stuhl setzte und sein langes Haar unter der Scheere des Soldaten auf die Diele fiel. Er zitterte — vielleicht vor Kälte — und seine Augen stierten glanzlos vor sich hin. Als er fertig geschoren war, wurde er in ein Nebenzimmer geführt, und ein Beamter nahm dort sein Signalement auf, und schrieb seinen Namen u. s. w. in ein großes Buch ein. Darauf durfte er sich wieder ankleiden. Unterdeß war Nr. 2 in das Empfangzimmer geführt worden. Er blieb sehr lange d'rin. Endlich erschien er, und hinter ihm der Ruf: „Satilok" — der Mensch war überglücklich, und lachte vor Freude, während der Soldat ihm am Hinterkopf ein tüchtiges Büschel Haare abschnitt. Ello aber stand, vor Angst fast vergehend, und stierte auf die Thür, hinter der eben der dünnbeinige Nr. 3 verschwunden war. Man hörte lachen, und gleich darauf öffnete sich die Thür von Neuem. — Der schmächtige Nr. 3 wurde in's Zimmer geschoben. Das rothe Gesicht des Soldaten schaute wieder hinein, und rief lachend: „Satilok." Ello hielt sich krampfhaft an dem Fensterbrette. Ihre Kniee wankten unter ihr. — Leichenblässe überzog ihr Gesicht, und ihre Lippen bewegten sich stumm. Sie betete in ihrer Seelenangst, — sie betete, und hoffte immer noch — sie hielt sich wie ein Ertrinkender am Strohhalm! — Vielleicht war auch ihr Mann untauglich. — Vielleicht blieb er ihr noch! — Wer in die thränenlosen Augen dieses armen Weibes sah, wem dieser Ausdruck unsäglicher Seelenangst, tödtlicher Spannung, dieses, vor innerer Erregung bleiche verzerrte Gesicht entgegenblickte, der konnte wohl nie mehr daran zweifeln, daß Gott nicht auch dem armen ungebildeten Bauerweibe ein Herz in die Brust gegeben habe, das empfänglich ist für Freude und Schmerz, ebenso wie dem Gebildetesten unter den Menschen, — der konnte wohl nie mehr das harte unbedachte Wort aussprechen. „O, diese Leute haben durchaus nicht so zarte Empfindungen." — Fühlt doch auch das Thier Schmerz, wenn ihm sein Junges geraubt wird, wie soll da des Menschen Herz kalt bleiben, wenn man ihm das Liebste von der Seite reißt! — Ado war unterdeß in das Empfangzimmer getreten. — Auf einem, mit rothem Tuch bedeckten Tisch stand ein Gerichtsspiegel, um den viele Papiere

umherlagen. Fünf Herren in Uniformen saßen um den Tisch, und Ado wurde von dem Soldaten mit dem rothen Gesicht vor den, obenansitzenden Präsidenten der Commission geführt. — „Wie heißt Du?“ fragte der Präsident. — „Ado Waldbach,“ antwortete der Gefragte. „Bist Du gesund?“ lautete die neue Frage. — Der arme Esthe zögerte einen Augenblick, endlich sagte er: „ja.“ — „Braver Kerl —“ sagte auf deutsch einer von den Herren, und der Arzt erhob sich von seinem Stuhl, um den Rekruten zu besichtigen. Zuerst öffnete er ihm den Mund, und sah nach, ob alle Zähne die verordnungsmäßig nothwendig sind, vorhanden waren. Dann befühlte er den Kopf, ob nicht irgend eine Knochenerhöhung das Tragen einer Kaska unmöglich machte. Nachdem auch der übrige Körper auf's Genaueste untersucht worden war, und der Militairempfänger, ein junger Officier, seine Meinung über das „tauglich“ oder „untauglich“ — abgegeben hatte, sagte der Arzt: „gesund.“ — „Unter das Maaß“ — befahl der Präsident. Ado wurde unter eine Vorrichtung, die neben der Thür stand, gestellt. Der Soldat hielt ihm die Hand unter das Kinn, und drückte ihm die Kniee an die Wand, damit er sich recht gerade halten sollte. Nachdem der Soldat dem Präsidenten die Länge des Rekruten angegeben hatte, rief dieser „Lob“ — „Lob,“ wiederholte der Soldat, indem er die Thür öffnete, und Ado hinausließ. Bevor er aber die Thür wieder schließen konnte, hörte man einen ins Herz schneidenden Weheruf, und es war, als wenn im Nebenzimmer etwas Schweres auf die Diele fiel. — Als nach einigen Stunden sämmtliche, an diesem Tage, abgegebenen Rekruten, aus der Kirche, wo sie ihren Eid geleistet hatten, von Soldaten begleitet in die Casernen geführt wurden, stand an der Ecke der Straße, wo der Zug durchging ein junges Bauerweib, und starrte bleich und thränenlos den Fortziehenden nach. — Als aber einer von den Rekruten sich umwandte, und Abschied winkend, mit weinenden Augen das junge Weib grüßte, — da brach diese plötzlich in ein heftiges Schluchzen aus, und barg ihr, von Thränen überströmtes Antlitz hinter den Händen. So stand sie noch lange, bis ein Bauer aus ihrem Dorfe zu ihr trat, und sie an die Heimkehr erinnerte. — „Was fehlt dem

Weibe?" fragte ein Vorübergehender. — „Ach Herr!" sagte der Bauer, „soll sie nicht weinen? Es ist ja die Wittwe eines Rekruten, der heute abgegeben worden ist!"

Eigentlich müßte hiermit diese Erzählung, — wenn ich mir die Aufgabe gestellt hätte, den gewöhnlichen und häufigsten Gang der Begebenheiten in solchen Fällen darzustellen, — beendet sein. — Denn das ist fast immer das traurige Ende einer Rekrutirung. Da ich mir aber vorgenommen habe, eine wirklich stattgefundene Begebenheit mitzutheilen, so sehe ich mich dadurch gezwungen, diese Geschichte noch weiter fortzuführen.

4. Gott lenkt.

Der Winter war vergangen, und hatte dem Frühling Platz gemacht. — Es war einer jener warmen Maiabende, die oft so früh, — zu früh erscheinen, um nur zu bald wieder vom rauhen Ostwind vertrieben zu werden, — einer jener köstlichen Abende, in denen die neue erwachte Natur, all ihre frischen Reize entfaltend, siegreich jubelnd das erste Fest ihres neuen jungen Lebens feiert. — Wald und Feld stehen so froh und lebendig da in dem neuen grünen Kleide, als wenn sie wüßten wie schön sie sind, und wie jedes Auge sich ihrer erfreut. Der Fluß fließt munter über den Kieselgrund, und sein Rauschen und Plätschern klingt fast, als wenn er glücklich lachte, nun doch zuletzt die schwere Eisdecke mit seinen Schneemassen abgeworfen zu haben, und frei seines Weges gehen zu dürfen. — Der See dehnt sich gemächlich in seinem tiefen Bett, und freut sich der warmen Luft, die leicht über ihn hinzieht. Alles athmet Zufriedenheit und neues Leben, und der aromatische Duft des jungen Laubes zieht siegreich durch die Atmosphäre, — erinnert Jeden, daß es Frühling, — Frühling, neuer Frühling ist.

Am Rande eines Waldes flackerte unter den herabhängenden Aesten der Birken ein munteres Feuer. Es war noch nicht so dunkel, daß man nicht auch ohne den hellen Schein der Flamme die Gestalt eines Knaben hätte bemerken können, — der in einiger Entfernung

von dem Feuer, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, dasaß. — Der Knabe war eben mit dem Verzehren seines Abendbrotes beschäftigt. Seine Mütze lag neben ihm im Grase, während er sein einfaches Mahl hielt. Die Esthen essen nie, auch nicht unter freiem Himmel mit bedecktem Haupt. Das trockene Brot und der dicke Brei von Milch und Kartoffeln dazu, waren bald verzehrt, und der Knabe, in dem wir Niemand anders, als den Sohn des Flachsbauern, jetzt ein Junge von vierzehn Jahren, vor uns sehen, stand auf, um nach den Pferden zu schauen, deren Huth ihm diese Nacht anvertraut worden war. — Der kleine Reino, der vor vier Jahren so gewandt das Lied von der schönen Tio, zur Schande der stummen Spinnerinnen seines Vaters vorzusingen wußte, — war jetzt ein ganz großer Mensch geworden, der aber nichtsdestoweniger sich sehr unzufrieden damit fühlte, daß sein Genosse dieser Nacht sich davon gemacht und ihn allein gelassen hatte. — So einsam im Walde in der stillen Nacht, über eine ganze Heerde zerstreuter Pferde Wacht zu halten, das war ein sehr unangenehmes Geschäft, und der junge Esthe konnte nicht begreifen, warum sein treuloser Gefährte nicht schon von seiner Excursion zum Krebsen vom nahen Bach zurückgekehrt war. Reino trieb die Pferde näher um's Feuer, und stellte sich dann wieder unter den Baum. Um sich die Furcht, und die Gespenster- und Räubergedanken zu vertreiben, fing er mit lauter Stimme an zu singen. Die hellen Töne seiner jungen Kehle drangen bis tief in den Wald, und brachten dem armen Sänger durchaus keinen Nutzen. Denn wenige hundert Schritt von dem Feuer unterbrachen, beim Klange des lauten Gesanges, zwei Männer ihre Unterhaltung, um auf die plötzliche Störung der Stille des Waldes zu horchen. Die Gestalten der beiden Männer waren keineswegs Vertrauen einflößend. Bärtige, rauhe Gesichter und geschorenes Haar zeigten, daß es nicht gewöhnliche Bauern waren, die so spät am Abend sich im Walde verborgen hielten. Ihre wunderbare, von russischen und esthnischen Kleidungsstücken gemischte Tracht sah sehr vagabundenmäßig aus. Der eine von den beiden war blond, mit rothem Bart, der andere zeigte dagegen im letzten schwachen Schein

der Abenddämmerung, die durch eine Lichtung des Waldes auf die beiden Gestalten fiel, einen brünetten Kopf mit dunklen schwarzen Augen und struppigem Haar und Bart. „Was ist das?“ sagte der Brünette in sehr russisch klingendem Esthnisch. — „Wahrscheinlich ein Hirtenknabe, der sich durch Singen wacherhalten will,“ antwortete der Blonde in reinster esthnischer Aussprache. „Da läßt sich vielleicht ein Brotsack holen. Ich bin hungrig.“ — „Immer müßt ihr Esthen auch fressen,“ erwiderte der andere. „Wir Russen können drei Tage nach der Reihe hungern, ohne zu klagen.“ — „Nun es sind auch bald drei Tage, daß nichts Rechts in meinen Magen gekommen ist,“ meinte der Esthe, „den Brotsack muß ich holen.“ — Bei diesen Worten, wollte er nach der Seite hingehen, von der noch immer die Stimme des Hirtenknaben herüberklang. „Warte doch bis es dunkler wird,“ rief der Russe, „dann wollen wir ganz andern Vortheil von dem Jungen dort haben, wenn er nur allein ist.“ — „Wie denn das?“ — „Du wirst schon sehen! Von mir kannst Du noch viel lernen. Komm nur mehr hier unter den Schatten der Bäume, bis die Nacht finsterer wird.“ — Die beiden Vagabunden zogen sich unter die dichten Aeste einer alten Tanne zurück, und sprachen lange eifrig mit einander. Es wurde immer dunkler. Des Knaben Gesang hatte aufgehört. Die Stille der Nacht herrschte im Walde. Nachdem eine gute Stunde verflossen war, traten die beiden Männer aus dem finsteren Schatten der alten Tanne hervor, und schlichen sich leise dem Rande des Waldes zu. Der Esthe blieb stehen, und der Russe arbeitete sich vorsichtig durch das dichte Erlengebüsch, bis er das Feuer, und was drum lag, übersehen konnte. — Die Flamme flackerte im Zugwinde hin und her, und erleuchtete nur schwach den am Baume halb sitzend, halb liegend eingeschlafenen Knaben. Nachdem der Lauscher sich überzeugt hatte, daß Niemand außer dem Schlafenden, sich in der Nähe des Feuers befand, ging er zu seinem Gefährten zurück. „Er ist allein,“ sagte er, „jetzt komm und laß mich machen.“ — „Können wir denn nicht lieber in einem anderen Dorfe, als gerade in meinem Geburtsort den Streich unternehmen“ — erwiderte der andere. „Was kann der Knabe auch viel nützen! Die

Leute werden aufwachen und uns fangen.“ — „Durack! — bleib hier, wenn Du keinen Muth hast, und stiehl Brotsäcke! — Von meiner Beute sollst Du dann aber auch nichts kriegen, Du Hasenfuß!“ Mit diesen Worten trat der Russe aus dem Gebüsch. Er ging direct auf das Feuer zu, zertrat und vernichtete es, und weckte den Schläfer. Dieser fuhr erschreckt auf, und wollte um Hülfe schreien, allein der Bandit hielt ihm die Hand auf den Mund, und zog ein langes Messer aus dem Gürtel. „Wenn Du einen Laut von Dir giebst, so weißt Du, was Du zu erwarten hast. Jetzt paß' auf, was ich Dich frage, und antworte. — Wie heißt Du? —“ „Reino.“ — „Aus welchem Gesinde bist Du?“ — „Ich bin des Flachsbauern Sohn, wer seid Ihr denn?“ — „Das brauchst Du nicht zu wissen. Du mußt jetzt mit mir kommen, und mir zeigen, wo Deines Vaters Geld steht.“ Der arme Bauerjunge erschrak heftig bei dieser Zumuthung, und wollte nicht antworten. Endlich sagte er: „Mein Vater hat gar kein Geld, er ist ein armer Mann.“ — „Wenn Dein Vater kein Geld hat, so hat er Fleisch und Brot in der Kammer, und das will ich haben. Lügen hilft Dir zu nichts. Ich weiß aber, daß auch Geld im Hause ist, — und wenn Du nicht ordentlich Alles zeigst, so schlachte ich Dich ab, wie ein Huhn, — hörst Du?“ — „Ich weiß aber gar nicht, wo das Geld steht!“ — „Wirst schon wissen! — „Jetzt komm' — und zeig' den Weg. Mach' Dir nicht die Mühe, wegzulaufen. Ich habe längere Beine, als Du.“ — Da war nichts zu machen. Der Junge ging voran, gefolgt von dem Diebe. Als sie eine Strecke gegangen waren, kam auch der andere Vagabund dazu, und ging mit. — „So hast Du Dir jetzt ein Herz gefaßt,“ — sagte der Russe, „wenn Du mir aber nicht hilfst, gebe ich Dir auch nichts.“ — Während die drei durch den Wald gingen, dachte der arme Bauerjunge hin und her, wie er seines Vaters Eigenthum retten sollte. Zuerst war er vor Schreck so benommen gewesen, daß er an nichts, als an das drohende Messer und seine eigene Sicherheit denken konnte. Je weiter er aber ging, desto mehr erholte er sich von der ersten Angst, und bot alle seine Verstandeskräfte auf, um irgend einen Weg zu finden, der ihn den Diebstahl verhindern lassen

könne, ohne daß er selbst dabei zu Schaden käme. — Als sie sich dem Dorfe näherten, und ein Hund zu bellen anfing, hoffte er, es werde irgend Jemand wach werden, und er ging, um wenigstens nicht seinem Vater den Schaden zuzufügen, auf ein anderes Gehöfte zu, das mehr im Dorfe lag. „Das ist nicht des Flachsbauers Haus,“ — sagte der esthnische Dieb. — „Betrüge uns nicht Junge. Ich weiß hier auch Bescheid, und nirgends ist so viel zu holen, als bei Deinem Vater.“ — Der Junge mußte sich nach dem väterlichen Hof hinwenden, und wunderte sich nicht wenig, daß der Spitzbube, die Oertlichkeit so genau kannte. — Als sie in den Hof des Flachsbauers traten, fragte Reino: „Wo wollt ihr eigentlich hin? Im Hause schlafen Menschen, und sonst ist nirgend etwas zu holen.“ — „Zeige uns nur die Kleete,“ sagte der Russe. — Die esthnischen Kleeten sind kleine, unter einem weithervorstehenden Dach aufgebaute hölzerne Vorrathskammern, in denen die Bauern alle ihre Habseligkeiten und Eßwaaren aufbewahren. — Die Kleete des Flachsbauers war ein kleines Gebäude, das nur einen einzigen inneren Raum enthielt, und nur eine einzige niedrige Thür und gar kein Fenster hatte. Der junge Esthe schien plötzlich einen glücklichen Gedanken gefaßt zu haben, und ging willig, ohne ein Wort zu sagen, auf das Gebäude zu, holte den Schlüssel aus einer Spalte in der Wand (der sehr gewöhnliche Aufbewahrungsort esthnischer Schlüssel), und öffnete die Thür. „Man merkt, daß Du der Sohn der Wirthin bist,“ — sagte der Russe. „Sonst würdest Du nicht wissen, wo der Schlüssel zur Speisekammer liegt. Du Jaan bleibe hier vor der Thür, und paß' mir auf, daß der Junge keinen Lärm macht, so lange ich das Nest durchsuche.“ Während der letzten Worte hatte er ein kurzes Talglicht angezündet, und ging damit in die Kammer. „So sind die Russen,“ — sagte Reino zu seinem Wächter, „Du mußt hier Wache stehen, während er Deines Landsmanns Geld stiehlt.“ — „Also da ist Geld?“ fragte der Dieb gierig. „Leider genug, und leicht zu finden! — Wird der da drinnen Dir auch was davon geben. Freigebig sieht er gerade nicht aus.“ Der Vagabund schien gleiche Befürchtungen zu haben, denn er steckte den Kopf durch die Thür, um seinen Genossen

in der Kleete zu beobachten. „Ist da Geld" — fragte er. — „Nichts als Brot und alte Kleider" — lautete die Antwort von innen. — „Da hinten in der Kammer liegt das Geld auch nicht" — sagte Reino mit leiser Stimme. — „Wo denn?" fragte der esthnische Dieb, indem er den Kopf aus der Kammer wieder herauszog. — „Neben der Thür in einem kleinen Kasten unter einem Mehlsack" — sagte Reino. „Seht dort" — und er zeigte verstohlen mit der Hand. — Das Gespräch war so leise geführt worden, daß der Russe nichts davon hören konnte. — Reino's Wächter widerstand der Habgier länger nicht, und schlüpfte durch die Thür in die Kleete, um heimlich das Geld für sich zu nehmen. — Kaum war er aber über der Schwelle, so warf der junge Esthe die Thüre hinter ihm zu, schob den großen hölzernen Riegel vor, und rannte mit Blitzesschnelle in das Gesindehaus, um den Vater und die Knechte zu wecken. Die beiden Diebe versuchten vergeblich die Thür zu sprengen. Sie war zu fest, und nach wenigen Minuten standen sämmtliche Bewohner des Hofs mit Stangen und Stecken vor derselben, während ein Mädchen in die benachbarten Häuser lief, und Hülfe holte. Bald waren die beiden Vagabunden an Händen und Füßen gefesselt und unter Wache gestellt, um den anderen Morgen in den Herrenhof abgeführt zu werden.

Kaum graute der Tag, so zog auch schon ein ganzer Trupp Bauern mit den Gefangenen auf's Gut. Reino mußte mitgehen um die näheren Umstände zu erzählen, und als Held des ganzen Abenteuers vom Gutsherrn sein Lob zu hören. Mit vielem Lärm und den verschiedenartigsten Vergrößerungen wurde die große Begebenheit dem Hofgesinde mitgetheilt, bis endlich die Gefangenen in des Herren Zimmer berufen wurden. Das erste Gerichtsverfahren war jedenfalls ein öffentliches, denn die Neugierde trieb Alles, was nur Augen und Ohren hatte an die Thüren und Fenster des Zimmers, wo das Verhör stattfinden sollte, und was nur irgend konnte, drängte sich mit hinein, um nur ja Nichts von der Scene zu verlieren. Der alte Herr besah sich zuerst die beiden Sünder. Der Esthe glotzte vor sich hin. Der Russe sah ganz heiter aus, und grüßte sehr artig. — Dann wurden die Bauern über die

Begebenheiten der Nacht befragt. — „Wie war denn eigentlich die Geschichte?“ fragte der Gutsherr. „Ich hatte, — er war, — wir wollten,“ schrieen die Bauern durcheinander, und jeder wollte erzählen, bis endlich Einer allein zum Sprechen autorisirt, die bekannte Begebenheit vortrug. — „Aber wißt ihr auch, Herr,“ rief der Flachsbauer, nachdem er seinen Bericht beendet hatte. „Der dort ist ein alter Bekannter! Man erkennt ihn nur nicht unter dem Bart und den kurzgeschorenen Haaren.“ Er zeigte auf den esthnischen Dieb. „Ja wohl,“ riefen die übrigen Leute, „am Morgen, wie es hell wurde, haben wir ihn alle erkannt. — Das ist ja der Buschwächter Jaan, der schon seit drei Jahren ohne Paß herumläuft. Solche Handstreiche treibt er, und wir können unterdeß für ihn die Abgaben entrichten!“ — „Was für ein Jaan“ — fragte der Gutsherr den Verwalter, der neben ihm stand, — „ich erinnere mich des Menschen nicht mehr.“ — „O, das ist ein Hauptspitzbube, der schon vor vier Jahren davonlief, als er ein Mal bestraft werden sollte“ — antwortete Herr Thomson. „Dann hatten ihn die Leute im Herbst vor zwei Jahren auf einem Jahrmarkt gesehen, aber nicht festkriegen können. Seitdem hat er sich nie wieder in dieser Gegend gezeigt, und die Gemeinde hat die ganze Zeit über, für den Banditen die Steuern und Abgaben bezahlen müssen. Jetzt erkenne ich ihn auch. O! das ist ein rechtes Galgenfleisch!“ — „So“ — sagte der Gutsherr — „bist Du der Buschwächter Jaan? antworte, lügen hilft Dir nichts.“ — Der Gefragte gab ohne Widerrede zu, zu sein, wofür ihn doch ein Jeder erkannte. — „Charmant,“ rief der alte Herr, und rieb sich zur Verwunderung der Umstehenden vergnügt die Hände — „sehr gut, das brauche ich genau, welch' ein Glück, daß wir so einen Spitzbuben im Gebiet haben! Wie alt bist Du denn Kerl?“ — „Bald dreißig Jahre.“ „Immer besser! die Sache kann sich machen, ein Krüppel scheinst Du auch nicht gerade zu sein.“ — Der alte Herr hatte offenbar einen glücklichen Gedanken, den er aber nicht mittheilen zu wollen schien. Er sah sehr zufrieden vor sich hin, befragte den Russen nur mit wenigen Worten, und befahl dann, die beiden Gefangenen in die Stadt vor die nächste Polizeibehörde zu

führen. — Die Bauern verließen das Zimmer und nur die Gemeindeältesten blieben. Der Schloßherr schloß sämmtliche Thüren seiner Stube, und unterhielt sich fast eine Stunde mit den Leuten. — Dann kam er heraus, und erklärte seiner Frau, er werde in den nächsten Tagen in die Gouvernementsstadt reisen. — „Der Mann darf vor der Frau keine Geheimnisse haben" — heißt das erste Pantoffelgesetz. — Der alte Herr scheint diesem Gesetz unterworfen gewesen zu sein, denn er sagte, als er nach einigen Tagen in den Reisewagen stieg: „Liebe Frau, sprich wenigstens mit keinem Andern über den Zweck meiner Reise, denn gelingt es mir nicht, so habe ich nur unnütz neue Hoffnungen gemacht, und verursache neuen Schmerz. — Die Frau gelobte Verschwiegenheit, das Kammermädchen lachte darüber, und der Wagen rollte davon.

Etwa vierzehn Tage nach dem nächtlichen Abenteuer in dem Gesinde des Flachsbauers waren verflossen. — Wie damals, als zum Beginn dieser Geschichte Ello und Ado auf dem großen Stein auf der öden Weidefläche, von ihrer Zukunft und ihren Hoffnungen sprachen, so war auch heute Leben um den alten Stein. Wohl waren acht Jahre seitdem vergangen! Aber was ist das Bischen Zeit für den eckigen alten Granit, der vielleicht seit Jahrtausenden auf seinem Platze stand und wohl bis an's Ende der Welt seine Stelle behaupten könnte. Unerschüttert, unverändert ragt er über die weite Fläche — und Jahre und Jahrhunderte strichen an ihm vorüber, wie die Stunden im Menschenleben. Die Sonne neigte sich am Horizont und vor ihren Strahlen geschützt, standen hinter dem alten Fels zwei weibliche Figuren: ein Weib und ein Mädchen. Ein kleiner roh gearbeiteter Kinderwagen mit zwei Kindern darin, stand dicht vor ihnen und das Mädchen schob ihn zur größten Befriedigung der beiden Kinder an der Deichsel vor sich hin und her. Das Weib strickte. Sie sah blaß und elend aus und blickte nicht oft von ihrer Arbeit auf. Das Mädchen legte, nachdem sie einige Zeit den Wagen hin und her gerollt hatte, die Deichsel in's Gras und sagte zum Weibe: „Sieh Du unterdeß nach Deinen Kindern. Ich will mich umschauen, ob das Vieh sich nicht verlaufen

hat." Damit kletterte sie auf den Stein, stellte sich auf seine höchste Spitze hielt die Hand zum Schutz gegen die Sonne über den Augen und blickte um sich. „Es ist Alles in der Nähe," rief sie hinunter. „Wie doch die Sonne deutlich heute die Thürme dort zeigt. Hier über die Weidefläche längs des Steins ist's doch nicht sehr weit vom Dorfe in die Stadt, aber ich bin immer noch nicht hingekommen!" Das Mädchen, fast noch ein Kind von vierzehn Jahren, schaute noch lange nach den Thürmen und dem unbekannten Ort, von dem sich Gott weiß was für Wunder und Herrlichkeiten ihrer kindischen Einbildungskraft aufgedrängt hatten. Endlich stieg sie hinunter und stellte sich wieder neben das Weib. „Kind," sagte dieses — „Deine Zeit wird auch schon kommen mit ihren Freuden und Ihrer Trauer! Wie lange ist's her, so schaute auch ich von diesem alten Stein hinaus und das Leben war mir noch neu und fremd! Den Tag vor St. Georg wurden es acht Jahre, da saßen wir zwei auf diesem Stein und ich weinte, daß er wegziehen sollte, mit dem ich solange auf diesem Weideland umhergezogen war! — Ich weinte, ich Kind! weil es mir lange schien — drei bis vier Jahre — und da ließ er doch nur mich allein zurück! — Was soll ich denn jetzt thun, wenn ich schon damals mich grämte, jetzt wo er auf ewig weggezogen ist und mich und die armen Wesen dort allein gelassen hat!" — Das Weib, in dem wohl Jeder die Wittwe des armen Rekruten jetzt erkannt haben wird, zeigte bei diesen Worten auf Ihre Kinder, und die Augen, die wohl schon so manches Mal geweint hatten in diesen letzten Monaten, füllten sich wieder mit Thränen, indem sie fortfuhr: „Was wissen wir! Das Wasser der Menschenaugen fließt oft genug um kleine Dinge recht unnütz, wenn wir die Tage noch nicht sahen, die das Herz brechen. Das Kind weint solange um sein Spielzeug, bis Gott ihm die Mutter nimmt! Als er fortzog auf ewig, da glaubte ich, daß ich sterben müßte! Aber sah ich die Kinder, da wollte die Seele wieder leben. Und was weint das arme Herz auch jetzt?! Gott weiß allein, was noch kommen kann! Sind da nicht zwei Knaben vor mir — zwei Knaben, die auch einmal Männer sein werden! Wird es dann keine Rekrutirungen mehr geben?! — Aber dann wird dieser arme

Körper unter der schwarzen Erde liegen, denn Gott wird es nicht wollen, daß meine alten Augen noch einmal den Jammer sehen, den sie sahen, als sie jung waren! Ach! der Mensch sollte nie zu lange weinen, denn der eine Tag weiß nicht, was der andere bringt. Aber freilich, wer kann dem Weh des Herzens widerstehen! Und doch ist in jeder Noth immer noch Etwas zum Danken. Was wäre aus mir geworden, wenn das Dorf mir nicht die Hütung der Heerde übertragen hätte! Wo sollte ich dann mein Brot hernehmen? An den Thüren der Reichen müßte ich's erbetteln! und jetzt kann ich doch leben und die Kinder und den alten Mann erhalten!" — „Es bleibt immer eine Jammerzeit," erwiderte das Mädchen, „diese Zeit der Rekrutirungen! Wie weinten wir Alle, als mein Bruder auch loosen mußte! Aber weißt Du, wie der frei gekommen ist? Er hat es selbst erzählt — und wenn Dein Mann sich ebenso geschützt hätte, wäre er vielleicht auch im Dorfe geblieben. Das war so. Die Mutter hat uns immer erzählt, daß der Mond den Menschen aus mancher Noth helfen kann, wenn man zur richtigen Zeit die richtigen Worte ihm zuruft. Die Worte aber verstand mein Bruder und die richtige Zeit wußte er auch, denn am Vollmond vor der Rekrutirung sagte er zum Mond, als er hell in der Nacht auf seinen Kopf schien: „„Sei gegrüßt, Neumond! ich soll jung, du alt! meine Augen hell, deine Augen dunkler werden! ich leicht wie ein Vogel, du wie Eisen so schwer!"" — Und wie er das sagte, dachte er immer an die Rekrutirung. Als aber die Loosung kam, zog er Nr. 12, die letzte Nummer, die in der Schüssel lag!" — Ello war ein kluges und für ihren Stand gewissermaßen sogar gebildetes Weib, wenn man Lesen-, Schreiben- und Rechnenkönnen Bildung nennen will. Dabei war sie fromm und gottesfürchtig und doch hörte sie mit Aufmerksamkeit der abergläubischen Erzählung des Mädchens zu und sagte dann: „Es ist doch ein Wunder mit unsern alten Zeichen. Der Pastor spricht immer gegen alle solche Dinge und wenn er gesprochen hat, so glauben wir es auch; aber was soll man nun denken, wenn so Etwas so genau trifft, wie mit Deinem Bruder? Es ist wohl dummes Zeug und kann auch aus Zu-

fall gekommen sein, aber merkwürdig ist's doch! habe ich's denn nicht selbst erlebt, als ich vor acht Jahren den Erlenkäfer befragte! Und wie genau ist das eingetroffen. Zuerst flog er gerade zu mir, dann zum zweiten Male weit weg nach Norden. Ist denn mein Mann nicht nur wenige Jahre bei mir gewesen! Um seinetwillen fragte ich den Käfer. Und jetzt ist der arme Ado weit fort im Norden in Rußland!" So sprach Ello fort über ihr unglückliches Schicksal, bis das Mädchen endlich sie unterbrach: „Ach! klage nicht soviel — wer weiß! vielleicht kommt der Ado noch wieder!" — „Wie kannst Du so reden? von dort kommt nicht so leicht Jemand zurück." — „Wer weiß — zuweilen doch." — „Was weißt Du, Kind? warum sprichst Du so wunderlich, als wenn Du mehr sagen könntest, wenn Du wolltest?" — „Höre, Ello; ich habe eigentlich versprochen, es keinem Menschen zu erzählen, aber Du bist ja sein Weib; Du müßtest es vor Allen wissen und wenn Du mir versicherst, mich nicht zu verrathen, so will ich Dir sagen, was die Leute schon seit einer Woche unter sich reden." — „Nun, sprich! ich werde schweigen. — Mein Gott —; was kann das sein!" — „Wie der Herr wegen der beiden Spitzbuben, die Reino so klug gefangen hatte, in die Stadt gefahren war, kam ich zwei Tage darauf an den Hof und brachte die Eier hin, die Du zum Verkaufe schicktest. Als die Frau die Eier bezahlt hatte, fragte sie mich, wie ich heiße. Ich konnte aber nicht so schnell antworten, wie das Kammermädchen. Die sagte, eh' ich zu Worte kam: „Gnädige Frau! das ist die Verwandte von dem armen Weibe, derentwegen der Herr in die Stadt gereist ist." — Die Frau wurde ganz böse, daß ihr Mädchen so geredet hatte und ging weg. Ich begriff auch nicht — weder warum das Kammermädchen so gesprochen hatte, noch weshalb die Frau darüber ärgerlich geworden war und ging in's Dorf zurück. Als ich aber mehr darüber nachgedacht hatte, erzählte ich es meiner Schwester. Die aber lachte und sagte, sie verstände ganz gut, warum das Kammermädchen so gesprochen habe. Ich fing an, sie zu bitten, sie möchte es mir auch sagen. Endlich, nachdem ich ihr versprochen, es nicht auszuplaudern, erzählte sie mir das Geheimniß, das eigentlich Keiner wissen sollte, weil der Herr

es nicht hat haben wollen.“ — „Mein Gott! so sage mir doch endlich, was ist die Sache?“ rief Ello ungeduldig. „Ja warte nur, gleich, gleich“ — fuhr das Mädchen fort — „der Herr ist in die Stadt gefahren, um den einen Dieb, der aus unserm Gebiet gebürtig ist, als Rekruten abzugeben und wenn er kann, dagegen Deinen Mann wieder zu befreien, sodaß er zu Dir zurückkehren kann!“ — „Was!“ rief Ello, und die Neuheit des Gedankens, die unerwartete Möglichkeit erneuerter Hoffnung benahmen sie für den Augenblick so, daß sie kein Wort mehr aussprechen konnte und ungläubig die Erzählerin ansah. — „Ja, ja, glaube es nur;“ wiederholte diese. „Gewiß es ist wahr. Aber erzähle es nicht weiter. Die gnädige Frau hat es — im Versehen — dem Kammermädchen gesagt. Dann hat sie ihr streng verboten, von der Sache Etwas laut werden zu lassen. Meiner Schwester Mann hat die Geschichte aber vom Hofkoch erfahren, denn das ist des Kammermädchens Liebhaber, und so ist die Sache herausgekommen!“ — Ello fand endlich Worte. „Mein Gott,“ rief sie, „wenn das wahr wird, wenn nach Monaten er doch noch wiederkehrte! Ach! aber wer kann so Unerhörtes hoffen! Es ist ja unmöglich! Er wird ja schon weit weg nach Rußland geführt worden sein und der gute alte Herr wird ihn gar nicht mehr in der Stadt finden!“ — Noch lange sprachen die Beiden hin und her über den Erfolg vom Unternehmen des Gutsherrn, bis die Sonne den Horizont erreichte und man daran denken mußte, die Heerde in's Dorf zurückzutreiben. — Wer beschreibt aber die Gefühle, die in der so lange hoffnungslosen Brust des armen verlassenen Weibes rege wurden, als sie, aus dem Schatten des alten Steines heraustretend, auf dem Fußpfade von der Stadt, nur wenige Schritte vor sich — ihren Mann auf sich zukommen sah! Ich sehe nur, wie sie dasteht, die Hände gefaltet auf den Kommenden hinblickt, wie auf eine Erscheinung; wie ihre Augen von Thränen überströmend sich zum Himmel wenden und wie dann endlich das nun nicht mehr verlassene Weib vor Wonne und Dank, ihrem wiedergefundenen, für ewig verloren geglaubten Manne in die Arme sinkt! — Die Sonne war schon untergegangen, als die Wiedervereinigten zusammen vor der alten Hütte

unter der großen Weide anlangten. Die Kinder schliefen im Wagen und ahnten nicht, daß sie nun nicht mehr vaterlose Waisen waren. Ado hatte bisjetzt — als wenn eine innere Stimme ihn vor der Frage gewarnt hätte — sich noch nicht nach seinem Vater erkundigt. Er hatte auch so viel erzählen müssen von Allem, was ihm begegnet war, sodaß er gar nicht dazu kommen konnte. Als er aber in die wohlbekannte Stube trat und die Stelle, wo sonst der Vater gesessen hatte, leer sah, da sagte er mit gedrückter Stimme: „Und der Alte?“ — „Ach,“ sagte Ello und sah zur Erde — „ganz ohne Wolken scheint die Sonne heute nicht auf Dich!“ — „Der Vater ist also todt?“ fragte der Mann. „Nein!“ antwortete sie. „Mit ihm ist es eine traurige Geschichte. Als ich an jenem schrecklichen Abend, nachdem ich Dich hatte wegziehen sehen, wieder in diese Stube trat — und der alte Mann aus seiner Betäubung plötzlich auf mich zusprang, um zu erfahren, wie Alles gegangen sei, da fiel ich vor Trauer weinend vor ihm hin, denn ich konnte vor Schmerz und Müdigkeit mich nicht mehr auf den Füßen halten. Der Alte aber verstand mit einem Male Alles. Er stand zuerst wie aus Stein und blickte mich mit gräßlichen Augen an; dann lachte er plötzlich laut auf und rannte zur Thüre hinaus. „Ich muß ihn haben!“ rief er. Ich konnte ihm nicht nach. In der Nacht brachten ihn die Leute wieder in das Haus zurück. Er war ganz still. Seitdem hat er fast nie gesprochen. Ich habe ihm die Kammer dort eingeräumt, damit die Kinder ihn nicht sehen, denn sein Körper lebt wohl noch — aber sein Geist ist todt!“ — „Barmherziger Gott!“ rief der unglückliche Sohn und ging auf die Kammer zu. Er öffnete die Thüre und trat ein. Durch das niedrige kleine Fenster drang der Schein der Abendröthe und beleuchtete ein trauriges Bild. Auf der rohen hölzernen Bettstelle an der Wand saß ein bis zum Erschrecken abgemagertes bleiches Wesen mit wildem Bart und wirr um den Kopf hängendem Haar. Die Hände auf die Kniee gestützt, den Kopf aufrecht, die Augen irr und leblos vor sich hinstarrend —, so saß er da —, das schreckliche Bild trostlosen Wahnsinns. — Ado stand wie versteint bei diesem Anblick. War das sein Vater? Endlich stürzte er vor dem

Unglücklichen nieder, ergriff seine skelettartigen Hände und rief mit jammervoller Stimme: „Vater, Vater! erkennt mich! seht mich an! Ich bin ja Euer Sohn — der zurückgekehrt ist und jetzt bei Euch bleiben wird. Hört meine Stimme! — Barmherziger Gott! gieb ihm seine Sinne wieder!

Der alte Böttcher schaute mit todtem Blicke aus den tiefen Augenhöhlen auf den vor ihm Knieenden, ohne ihn zu erkennen. Dann befreite er eine seiner Hände aus denen des Sohnes; erhob sie — zeigte in die Ferne und sagte mit tonloser Stimme: „Vier — vier — vier!"

Doch wir verlassen dieses trostlose Bild. Der unglückliche Vater blieb wahnsinnig, bis nach einigen Monaten Gott sich seiner erbarmte und ihn abrief. — Dann erst zog wieder Glück und Friede in die alte Hütte. „Ach! daß ich Dich wieder habe" — sagte Ello oft — „bleibt immer ein Wunder, das wir dem guten alten Herrn zu danken haben, der Dich befreit hat. Nie werde ich es ihm vergessen." — „Ja" — antwortete Ado — „den Dank wollen wir nicht vergessen, aber auch gegen den nicht, der noch höher ist als der Gutsherr!"

Gedichte von A. W. v. Wittorff.

1. Sirenen.

Was ist das für ein weicher Klang,
Jetzt heller und nun trüber?
Wie tiefster Wehmuth Schwanensang
Bebt er zu mir herüber.

Sie sagen, Vögel sind es nur,
Die dort im Meere wohnen,
Wenn sanft geebnet seine Flur
Die Macht der Halcyonen.

Doch and're Stimmen hör' ich da
Mich locken aus den Wogen, —
Nein, kluger Held von Ithaka,
Du hast uns nicht belogen!

Ich höre sie und hör' mir wach
Ein tolles Jugendsehnen,
Und mächtig reißt mich's ihnen nach —
Den singenden Sirenen!

Ach, niedertauchen mit dem Licht
Möcht' ich in süßen Wehen!
Und bänden mich die Freunde nicht,
Es wär' um mich geschehen.

2. Der Adler.

Du Meeresaar, so hoch da droben,
Wie ein verkohlter Stern zu schau'n,
Mit einem Päan möcht' ich loben
In solchem Sturm Dein stilles Kraftvertrau'n!

Das Meer zu Bergen aufzuwiegeln
Strebt mächtig Wind und Gegenwind; —
Du, scheint's, Du wolltest jetzt — Dich spiegeln,
Und bist verwundert, daß Dein Spiegel blind.

Die Blitze spalten starke Eichen,
Was keine Wurzel fesselt — flieht; —
Du schaust befremdet solche Zeichen,
Und fragst herab warum der Lärm geschieht?

Heut' steht nichts fest, was sonst durch Schwere
Den Platz sich wahrt, durch Kraft uns prunkt; —
Nur Du scheinst in die Atmosphäre
Geheftet — wie des Archimedes Punkt.

Bist Du kein Geist, der sich's gewährte,
Zu äffen thierische Natur,
So bist Du Jupiters Gefährte,
Der Aar, deß Faust solch' Wettersturm entfuhr.

3. Schmetterlinge.

Es glänzt von lichten Schwingen,
Die dunkle See ringsher;
Es wimmelt auf dem Meer
Von gold'nen Schmetterlingen.

Was sucht ihr, luft'ge Brut! —
Den Lenz, den ihr verloren?
Ach, der wird nie geboren
Aus nie erglühter Flut!

Zwar Rosen — euer Sehnen —
Pflanzt hier das Abendroth,
Doch sie ereilt der Tod
Noch früher — als Falänen.

Und schwebt im Zauberflug
Der Flor der Himmelsauen
Herab in Meeresgauen,
So ist's ein nächt'ger Trug.

Wohl geht die Mähr im Schwange —
Ward sie vielleicht euch kund? —
Daß in der Wasser Grund
Ein ew'ger Frühling prange —

Ein Lenz, den gold'nes Glüh'n
Und eitel Purpur färben,
Vor dem zu Grau ersterben
Der Wiesen Bunt und Grün;

Ein Lenz zwar ohne Schallen,
Doch gar an Bäumen reich,
Von glänzendem Gezweig —
An ries'gen Baumkorallen.

Die schimmern mannigfalt —
Die rosigen, die weißen —
In nie getrübtem Gleißen,
Ein winterlicher Wald.

Und glüh'nder Ranken Arme
Umschlingen jeden Baum,
Daß ob dem Wintertraum
Auch er zum Blüh'n erwarme.

Und Fische bunt und schlank —
Das schweigende Geflügel
Der Wälder dort und Hügel,
Durchschießen das Gerank.

Dann bebet wie von Westen
Das Rothlaub in der Flut,
Als kühl' es heißes Blut,
Gewiegt von schwanken Aesten. —

Lockt euch die Frühlingsmähr,
Ihr kleinen Wandersleute —?
Bald des Gelüstes Beute,
Das euch getrieben her!

Ihr sinkt erschöpft zum Thale,
Und ich — schau trüb' und mild,
Was ich in düstrem Bild
Geschaut schon tausend Male:

Der Sehnsucht irren Drang,
Zu füllen ihre Lücke,
Die Flucht vor ihrem Glücke
Und ihrem Untergang!

Gedichte von Julius Laurenty.

I.

Au bal!

Wär' ich der Wüste wilder Reitersohn —
Ich setzt' den Sporn in meines Rosses Flanken,
Und prüfend schwenkte ich den Speer, den schlanken —
Indeß Du lächelnd reichst den Taumelmohn!

Ich schlürf' ihn aus — und fort trägt mich mein Roß —
Es winkt die Spur der flücht'gen Antilopen,
Mag sie verwehn! Ich spanne in den Tropen
Für einen Königstiger mein Geschoß!

Der Wurf gelang — mein ist die Tigerhaut;
Sie schmücke heut Dein Zelt von Byssuslinnen.
Du schönes Weib erwach' aus Deinem Sinnen —
Dein Auge lacht, wie es den Jäger schaut!

Der bin ich nicht — bin weit aus Mekka's Bann,
Nicht in der Wüste — doch im Sand geboren,
Mir zahlte den Tribut kein Fürst der Mohren —
In meinem Gürtel steckt kein Yatagan!

Du aber schwebst im kleinen Atlasschuh
Auf dem Parket — des Beifalls leises Flüstern
Dringt zu der Nische — wo ich steh' der düstern
Und auf Dich schau in träumerischer Ruh'!

Ich träumte nur, ich schlechter Cavalier!
Dort bei dem Schein der farb'gen Girandolen
Seh' ich wohl Löwen ihre Beute holen —
Doch sind sie zahm in diesem Ballrevier!

Zwei Bilder.

I.

„Mehr Segel auf und stärker Backbord halten!"
So schallt's Commando von dem Steu'rmann her —
Sich vor der Brigg die Wogen schäumend spalten,
Die Feuerspur zieht in dem Tropen-Meer!

Hei! lust'ge Weihnacht! Zwar die Bäume fehlen
Die grünen, doch der schlanke Mastbaum steht,
Und lauter tönt der Sang aus Seemannskehlen,
Wenn straff die Brise in die Segel weht!

Das Schiffsvolk jauchzt, wenn jetzt die Wellen schlagen —
Ein Funkenregen — sprudelt über's Deck,
Das sind die Lichter sonst vom Baum getragen;
Die an dem Mast sich heute züngeln keck!

Fern aber steht der Capitain im Sinnen.
Auf der Boussole ruht der ernste Blick;
Wird er den Hafen glücklich auch gewinnen?
Denkt an sein Weib, denkt an sein Kind zurück!

II.

Wo langsam sich das Meer an Dünen wellet
Im fernen Nord — ein Häuschen steht gebaut,
Das liegt wohl einsam, aber freundlich traut
Und festlich ist es heute d'rin erhellet!

Ein Christbaum sendet von den grünen Zweigen
In's stille Stübchen seine Strahlen aus,
Wo weilt die Kinderschaar im Schifferhaus,
Daß sie den Baum umspring' in lust'gem Reigen?

Der laute Jubel schweigt in diesen Räumen —
Ein junges Weib schaut in die Lichterpracht,
Auf ihrem Arm ein ros'ger Knabe lacht
Und wiegt sich selig ein in holdes Träumen!

So — einsam steht das junge Weib im Sinnen
Auf ihrem Knaben ruht der ernste Blick:
Denkt an den Mann und seine Lieb' zurück.
Wird er den Hafen glücklich auch gewinnen!?

Ohio-Farm.

Ein Blockhaus war's, keck am Ohio hingestellt,
Und d'rin ein Paar aus fernen deutschen Gauen —
Sie hatte hingelockt die freie, neue Welt,
Gemeinsam hier ihr Lebensglück zu bauen.

Zwei Bänke an der Wand und eine Bärenhaut,
In die sich wickelte der dralle Knabe —
Fürwahr wenn das ein feiner Europäer schaut'
Er würde nebst Gemahlin gar malade!

Und Mary horcht — sie kennt den alten Schuß,
Der kommt vom Mann, ein Zeichen guter Beute —
Sie eilt hinaus — hinaus — ein Willkomm' und ein Kuß
So lob' ich am Ohio mir die Leute!

Bald wohlig sitzt der Farmer an dem Heerd,
Es scharrt sein Weib den Kuchen aus der Asche,
Den Kuchen, der aus Mais, dem Jäger werth,
Kredenzt dazu die volle Whiskyflasche.

So schmausen sie und plaudern, bis die Nacht
Auf hartem Lager hingestreckt sie findet,
Und wenn der ros'ge Morgen wieder lacht,
Zu neuer Lust und Müh' das Paar verbindet.

Ein Blockhaus war's, keck am Ohio hingestellt —
Und d'rin ein Paar aus fernen deutschen Gauen,
Sie hatte hingelockt die freie, neue Welt,
Gemeinsam hier ihr Lebensglück zu bauen!

Sinnsprüche und Gedichte von Carl Alt.

Sinnsprüche.

1. Tod.

Anmuthig dachten sich den Tod die Alten
Als einen Jüngling der die Fackel senkt,
Uns blieb des Lebens Zerrbild vorbehalten
In dem Skelet, das grausig niederhängt.
Warum man doch des Todes Bild nicht findet
In der Geduld, die Alles überwindet.

2. Tadel.

Ein ungerechter Tadel schreckt Sekunden lang
Betroffene, um schnell dann zu verhallen,
Vorwürfe schmerzen nur wenn sie im Doppelklang
Aus des Gewissens Tiefe wiederhallen.

3. Trockene Datteln.

Wer Trauben in der Wüste offen speiste,
Wenn seine Nächsten trockne Datteln essen,
Der hat der Weisheit Früchte nie besessen.

So laß auch du mit Licht von deinem Geiste
Johanniswürmchen-Seelen nie erblassen
Sonst werden sie im Dunkeln tief dich hassen.

---

4. Rentabel.

Man opfert Menschen jetzt nicht mehr als Kapital
Nur ihre Arbeitskraft als Rentenspende,
Kein Wilder fordert Opfertod mehr für sein Mahl
Nur Opferleben nehmen der Gesittung Hände.

---

5. Zweite Ehe.

Hat Dir der Tod ein liebes Weib genommen,
So ehre sie in einem zweiten Bunde,
Sonst hörst Du bald wohl aus der Spötter Munde:
Die erste Ehe ist ihm schlecht bekommen.

Gedichte.

1. In der Nacht.

Die Erde schweigt, die Sterne sprechen
Herab zu jeder wunden Brust,
O Herz! Was wolltest du denn brechen
In deines Grams gewohnter Lust?
Will dich die Freude nie umarmen
Mit süßem Ton, mit sanftem Blick,
Sei reich im Schmerz und gieb der Armen
Gern deinen stillen Wunsch zurück.

Wer mag die wilde Woge spalten,
Die ihn dem Untergang geweiht?
Vorüber ziehen die Gestalten
In wechselnder Unendlichkeit;

Alt wird das Glück mit seinen Gaben
Und bleich selbst die Erinnerung;
Du sollst ein dauernd Kleinod haben
Der ew'ge Schmerz bleibt ewig jung.

Wohl giebt es manche alte Sagen:
Von einem Kinde schön und rein,
Es soll uns trösten, wenn wir klagen,
Und Hoffnung soll sein Name sein;
Doch längst entschwand das Reich der Mythen
Verschlungen von dem Strom der Zeit
Und seine lebensfrischen Blüthen
Sie schmücken nicht die Wirklichkeit.

Ein frommer Wahn, ein kleiner Nachen
Fern von dem rothdurchblitzten Strand;
Der Kleinmuth kann beim Ruder wachen,
Der Starke schwimmt an's ferne Land.
Hindurch durch Wogen und durch Wellen!
Du kommst gewiß trotz Sturm und Graus
An's Land, denn wenn die Fluthen schwellen —
So werfen sie den Leichnam aus.

Der heiße Wunsch, das rege Sehnen,
Die Träume unsrer Erdennacht,
Des Blickes Gram, des Auges Thränen,
Des armen Herzens schwere Fracht
O wirf sie ab, verlaß dein Streben,
Es feß'le nie dich sein Gewicht,
Will sich dein Glück dir nicht ergeben
Ergieb dich auch dem Wunsche nicht.

2. Am Morgen.

Es schwebt empor der Sonne Flammenhaupt,
Umschlungen von des Morgens Rosenkranze,
Die Nacht hat nichts dem jungen Tag geraubt,
Er strahlt in seinem vollen Krönungsglanze.
Auf! steig auch du mein Herz aus dunkler Gruft
An's Licht! und laß den Morgen dich durchscheinen;
Vernimm, was jetzt die neue Schöpfung ruft,
Sie spricht zu Jedem und vergißt nicht Einen.

Wär' auch dir Lebensmuth und Kraft erstarrt
Im Wintersturm der eisgespitzten Sorgen,
Und hättest tausend Wünsche du verscharrt
In Gräbern der Entsagung still verborgen;
Du lebst, du athmest und der Schöpfung Lust
Dringt auf dich ein in tausend neuen Wegen,
Verschließe gegen sie nicht deine Brust,
Tritt nicht, nein komme willig ihr entgegen.

„Du kennst nur Leid, das Glück liegt außer dir"
Klagst du — o sieh' es kommt zu Millionen,
Versenke nur dein Ich in's große Wir,
Dann wird das Glück von Allen bei dir wohnen,
Der Schmerz verweht zu schnell verwehtem Staub,
Wenn wir ihn nicht als Mumie mit uns tragen.
Laß doch dem Grab der Zeit all seinen Raub
Hör' auf daran hyänengleich zu nagen.

Wir treiben auf dem Meer der Gegenwart
Hin in der Zukunft nebeldunkle Wellen,
Soll dir der einz'ge Stern für unsre Fahrt,
Soll dir die Hoffnung nicht den Weg erhellen?

Wenn sich dein Ziel in ihrem Licht nicht fand
Sprich nicht von Täuschung bei dem Unerreichten,
Du strebst vielleicht nach eines Abgrunds Rand,
Und den kann sie mit Wahrheit nicht erleuchten.

Auf! eile an der goldnen Morgengluth
Des Wunsches Flammen wieder anzuzünden
In ihrem Feuer glüht dir Lebensmuth,
Und dieser wird dein Schicksal schöner finden.
Schau rings umher in deines Lebens Kreis,
Verlange nicht das Glück von einem Grade;
Das ganze Rund schließt in sich Gottes Preis
Und jeder Punkt wird Dir ein Quell der Gnade. —

Gedanken aus dem Leben

von S.

Die meisten Streitigkeiten entspringen aus der Ungeschicktheit des Ausdruckes.

„Dein Glaube hat Dir geholfen," gilt nicht nur auf religiösem Gebiet, sondern auch in der Homöopathie.

Die Religion ist ein Theil praktisch gewordener Poesie.

Die Masse hat keinen anderen Instinkt, als den der Ruhe. Jeder Gedanke und Impuls kommt vom Einzelnen, von außen, wirkt electrisch und endet — wenn er zu zünden vermochte — mit einer Explosion. Selten vollendet die Idee den animalischen Proceß der Verdauung und geht in's Blut der Masse über.

Dadurch ganz eigentlich wird die Revolution von 1848 zu einer Revolution der Professoren und Journalisten (namentlich in Deutschland) gestempelt, daß diese nach dem Scheitern der letzten Versuche

äußerten, das Volk sei für das Ihnen bestimmte Glück noch nicht „reif" gewesen, noch nicht so klug als sie, daß endlich mit der Canaille überhaupt nichts aufzustellen ist, daß der große Hause eigentlich nur da sei, die Befreiung von Willkürherrschaft unmöglich zu machen. Wollten doch jene klugen Herren das Volk bilden und das verhaßte Joch fiele von selbst.

Aus Wärme Licht, aus Licht Wärme. So enge verbunden und doch verschieden sind Gefühl und Gedanke.

Leute, welche das Studium des Pflanzen- und Thierreiches für nicht interessant genug halten, und sich an der Erkenntniß des Menschen, des Vollendeten in der Schöpfung, entschädigen, erscheinen mir wie Romanleser, welche die ganze Verwickelung und Entwickelung überschlagen, um allein den Schluß der Intrigue, das letzte Kapitel des Buches zu lesen.

Die Namen berühmter Männer leben im Munde der Völker nach Jahrtausenden fort, selbst wenn ihre Werke untergingen oder für die neue Zeit ungenießbar wurden.

Jemand meinte, Kant sei der Philosoph der Vernunft, Fichte der Philosoph des Gefühls, Schelling der Philosoph der Phantasie, Hegel der Philosoph des Verstandes. Und doch ist Hegel — nach seinem eigenen Zeugniß — der am wenigsten verstandene. Sollte nicht der, welcher nur von Einem verstanden, und von diesem mißverstanden wird unverständlich sein?

Fühlen wir von der tadelnden Aeußerung eines Anderen uns getroffen, auch ohne daß sie gegen uns gerichtet war, so dürfen wir sie getrost auf uns beziehen, nicht um dem Tadler gram zu werden, sondern um uns nach seiner Lehre zu bessern. Aeußert Jemand ein Lob ohne uns geradezu zu nennen, so mögen wir es immerhin einem Dritten gelten lassen; wird es aber an uns gerichtet, so sollen wir unter hundert Fällen neunundneunzig Mal 99/100 auf Rechnung der Schmeichelei, oder sogenannter höflicher Covenienz abstreichen.

Viele Leute loben Niemanden gerade in's Gesicht, selbst wenn sie möchten und bereden sich, es geschehe, um der Eitelkeit nicht zu schmeicheln; schweigen aber in der That, weil sie zu ungebildet sind ein begründetes Urtheil vorzubringen, und — nur dunkel empfinden, daß unmotivirtes Lob lächerlich, mindestens werthlos sei.

Mannigfaltigkeit belebt und ergötzt, Einfältigkeit tödtet durch Langeweile.

Diejenigen, welche über die beste Staatenform, über die beste Religion streiten, vergessen, daß das Wesentliche darin liegt, worin alle Parteien übereinstimmen und machen das Unterscheidende, Unwesentliche zur Hauptsache.

Deutschland bringt das „Ich," Frankreich die „Gesellschaft," England den „Staat" zur vollsten Ausbildung und Geltung.

So Mancher glaubt seine Werthschätzung in den Augen der Welt zu steigern, wenn er den Ruhm seines Nebenbuhlers verkleinert. Je kleiner der Maaßstab mit dem wir gemessen werden, desto größer erscheinen

wir, denkt er in falscher Selbstsucht, und vergißt, daß nur wenig dazu gehört größer zu erscheinen als ein Kleiner.

Wir haben einen richtigeren Instinkt das Gute an uns und unseren Thaten, als das Schwache und Schlechte zu erkennen; wenigstens suchen wir dieses zu entschuldigen, und für geringer auszugeben, als es in der That ist. Daher fördert uns Tadel mehr, als Lob, der Freund weniger als der Feind, und wir fühlen uns in solchen Augenblicken aufgelegter zur Befolgung des Spruches: Liebet eure Fin de!

Philosophiren heißt sterben lernen, sagt Cicero, es könnte auch heißen: Leben heißt sterben lernen.

Kurz vordem der Gebrauch des Tabaks Mode wurde war ein sogenanntes „Ungarisches Wasser“ im Schwunge und allgemein verbreitet. Man bediente sich seiner zu jeder Zeit und unter allen Umständen. Ja man nahm einen kleinen Schluck um einer Krankheit vorzubeugen, von der auch das geringste Anzeichen fehlte. Die menschlichen kleinen Narrheiten gehen mit vorschreitender Bildung nicht aus, sie wechseln nur!

Was ist der Tod? fragst Du beflissen.
Stirb! so wirst Du es wissen!
Was Leben heißt soll ich verkünden?
Leb' und Du wirst es ergründen!
Wozu der Mensch? soll ich Dir sagen.
Sei einer — statt zu fragen!

Behandle mit Noblesse den Niederträchtigen und er tastet Dich nicht an.

Bauern, Kinder und Hunde sind leicht gewonnen, aber schwer versöhnt.

Die meisten Leute stecken die Marken ihrer Ehrlichkeit nach der Grenze ihres Vortheils.

Es darf uns nicht wundern, daß in Italien der für einen Einfaltspinsel gilt, der einen gebotenen Vortheil aus Rücksichten der Ehrlichkeit und des Anstandes von der Hand weist — denn bei uns ist es nicht anders.

Die Juden am Sinai beteten das goldene Kalb an — so thun wir auch; mit dem Unterschiede, daß wir keinen Moses zu erwarten haben, welcher den Götzen zertrümmert.

Den sittlichen Zustand einer Körperschaft ermißt man nicht an den erlassenen Verboten und Geboten, sondern an dem Bösen und Schlechten, das ungestraft verübt wird.

Wer die Abstellung eines Uebels für unmöglich erklärt heißt es gut.

Was dem Einen grün dünkt, scheint dem Anderen blau, was dem Einen harmonisch ertönt, klingt dem Anderen als Mißton, was dem Einen wollüstig kitzelt, verabscheut der Andere als rohen Genuß, was dem Einen wohlschmeckt erregt Uebelkeit dem Anderen, was dem Einen als Duft entzückt, flieht der Andere als ärgsten Gestank und uns wundert, daß ein Anderer hohe Bedeutung, tiefe Kenntniß, edele Gesinnung, strenge Rechtlichkeit, wahre Religiosität zu sehen glaubt, wo wir Heuchelei, Betrug, Niedertracht, Unwissenheit und Leere erblicken.

Gedichte von Nicolai v. Wilm.

1. Der weißen Rose gleichen —

Der weißen Rose gleichen meine Lieder,
Erblüht an fremdem, einsam stillem Ort;
Oft schlägt der Sturm ihr Haupt zur Erde nieder,
Doch blüht sie jetzt im Dunkeln fort und fort.

Dem Mond, dem sanften, gleichen meine Lieder,
Der nächtlich wandelt durch den Sternenkranz;
Oft von der Wolken schattigem Gefieder
Verdunkelt, bleibt ihm doch sein alter Glanz.

Der Meereswoge gleichen meine Lieder,
Die brausend sich am steilen Felsen bricht;
Stets abgestoßen kehrt sie immer wieder,
Und rauscht — und schweiget selbst im Tode nicht!

2. Gleich wie die Epheuranke —

Gleich wie die Epheuranke
Sich schlängelt um den Baum,
Durchzittert ein Gedanke
Mich wachend und im Traum.

Sanft wie der Engelspsalter
Den Seligen erklingt,
So leis' als sich der Falter
Von Ros' zu Rose schwingt,

Empfind' ich seiner Nähe
Beglückende Gewalt
Und alles Leid und Wehe
Im Wonnetraum verhallt!

O räthselhaftes Weben!
O freundlich hehre Macht!
Welch' armes Menschenleben
Hat Deinen Sinn durchdacht?

Du klingst durch alle Zeiten
Durch alle Herzen fort
Durch alle Himmelsweiten
Ein kleines, tiefes Wort!

3. Die Fontaine.

Ha, wie zu den reinen Lüften
Aus des Steines dunkeln Grüften
Jugendfrisch und morgenhell
Steiget der befreite Quell!

Wie in Auferstehungsfreude
Rauscht sein Kleid von blauer Seide!
Sieh, die Sonne hat es ganz
Uebersä't mit Sternenglanz!

Munt're sprudelnde Fontaine,
Schimmernd in der Jugendschöne,
Sprich, was plaudert fort und fort
Deiner Wasser rauschend Wort?

Sagt es uns was in der Tiefe
Noch Geheimnißvolles schliefe?
Zählt es uns die Wunder auf,
Die Du sah'st im Wanderlauf!

Sagt es uns vom Wohlgefallen
Deiner Fluth beim Aufwärtswallen,
Wo sie Himmelsluft umschwärmt
Und die kalte küßt und wärmt?

Nein! Vernehmlich, daß es höre
Jeder, rauscht eine Lehre
Tag und Nacht es sonder Ruh
Mahnend uns'rem Ohre zu:

Ob vergeblich unser Mühen
In den Himmel einzuziehen,
Immer strebt der Wellen Spiel
Nach dem unerreichten Ziel.

Und sollt euer Jugendhoffen,
Dem doch einst der Himmel offen,
Sinken von den lichten Höh'n
Und verzagend untergeh'n?

Gedichte und Xenien von Nicolai Grafen Rehbinder.

Zahme inländische Literatur-Xenien.

Der erste unserer Dichter.

Er hat ein Dutzend Lieder gesungen,
Dann schwieg er. Klug war solches Treiben:
Es ist ihm durch sein Schweigen gelungen,
Der Erste unserer Dichter zu bleiben.

Eibofolke.

Nur wenige sind der Inselschweden
Und doch so viel von ihnen zu reden?
Das Buch ist stärker, als, alt und jung,
Die ganze Inselbevölkerung.

Modernes poetisch-kritisches Treiben.

Verassecurirt in allen Journalen, —
Gottlob! ich kann meinen Ruhm bezahlen!

Ein guter Mann, ein schlechter Musikant:
Schlecht als Poet, doch gut als Selbstlobfabrikant.

Selbst will ich die erste Auflage kaufen
Von meinen Werken, —
Dann kann die zweite vom Stapel laufen!
Das thut Euch merken!

Alt, doch nicht klug! Hier sieht man's deutlich ein:
Vor Thorheit schützt nicht Altsein allein!

Gedichte.

1. In aller größter Stille.

Der Schüler soll zur Schule geh'n
Mit Buch und Mappe immer,
Doch draußen ist das Wetter schön
Und dumpf das enge Zimmer.
Er stehet still und denket: „Ei!
Wär' jetzt doch frei mein Wille!" —
Geht, statt zur Schule — nebenbei
In allergrößter Stille.

Der Vater spricht zum lieben Sohn:
„Kind, laß das Rauchen bleiben.
Sag' selbst, was hat man denn davon?
Es ist ein unnütz Treiben!" —
„Wohl!" sagt der Sohn gehorsamlich,
Verspricht, daß er's erfülle, —
Und pafft sogleich ganz fürchterlich
In allergrößter Stille.

Dort der Tartüff, — er liest allein
Tractate und Tractätchen,
Haßt Tanz und Spiel und edlen Wein,
Theaterlust und Mädchen, —
So sagt er, — daß für Seel' und Leib
Des Friedens Born entquille:
Und schielt nach seines Nächsten Weib —
In allergrößter Stille.

Dem Schlucker eine Erbschaft lacht
Von seiner reichen Tante,
Drum jeden Tag den Hof ihr macht
Der liebende Verwandte.
Er ruft: „Mein Leben weih' ich Dir,
O Tante Marzibille!
(bei Seite)
O, holte sie der Teufel mir
In allergrößter Stille!"

Seht dort das Ehepaar, so jung,
Noch in den Flitterwochen.
Hier hielt doch die Befriedigung,
Was Liebe einst versprochen?
Die drücket doch kein Ehejoch
Bei solchen Glückes Hülle? —
Man seufzt: „Ach! wär' ich ledig noch!" —
In allergrößter Stille.

Wie glücklich ist nicht der Poet!
Er singt in süßen Tönen,
Ein Herzerwecker, ein Prophet,
Vom Guten und vom Schönen,
Von Glück und Glanz so mancherlei,
Und jeden Ruhmes Fülle — — —
Und ist verhungert doch dabei
In allergrößter Stille.

Und der Acteur? — Er tobt und schreit,
Applaus sich zu erlangen,
Er spreizet Arm' und Beine weit;
Wie wird nicht Feuer fangen
Und jubeln jetzt das Publicum! —
O, welche bittre Pille!
Der Vorhang fällt, — er sieht sich um: —
Die allergrößte Stille!

2. Letzter Sang.

Und so zerschlag' ich meine Leier,
Die nicht getönt, wie ich gewollt;
Die Lieder schleud're ich in's Feuer:
Sie klangen nicht, wie sie gesollt. –
Fürwahr, es war ein ernstes Ringen
Mit jugendbrausender Gewalt,
Aus vollem Herzen war's ein Singen,
Doch ach! es ist verweht, verhallt!

Wie träumte ich in jungen Tagen
Mich selig in der Dichter Schaar,
Wie hat das Herz mir hoch geschlagen
Beim Bild des Ruhmes sonnenklar;
Umsonst! was mir in's Herz gezogen,
Wo blieb es bei des Lebens Graus?
Was ich gehofft, es ist verflogen,
Wie Blätter bei des Sturmwinds Braus!

Nicht wird die ferne Zeit mich kennen,
Die Zeit, die Wen'ge hält und kennt;
Nicht wird man meinen Namen nennen,
Wenn man der Besten Namen nennt; –
Verschwunden, stille und vergessen,
Dahin, wie ein verlöschtes Licht! –
Ist's meine Schuld? – Kann ich's ermessen,
Täusch't ich mich selbst? – Ich weiß es nicht!

Noch bin ich jung an Lebensjahren,
Doch klopft der Tod an meine Thür';
Ich weiß, zur Grube werd' ich fahren,
Eh' noch erblüht des Frühlings Zier;

Ich fühle, wie mein Leben schwindet,
Schwer ist der Athem, wund die Brust; —
Wenn wieder sich der Lenz verkündet,
Streut auf mein Grab er Blüthenlust.

Ich werde hingeh'n, wie ein Traum,
Wie Wolken, die am Himmel jagen,
Wie Schaum von wilder Wellen Saum,
Wer wird, wo sie geblieben, fragen?
Die Tage geh'n, die Tage kommen
Und neue Blüthen bringt die Flur.
Wo sind die alten hingekommen?
Der Wand'rer findet keine Spur!

Ich habe stets mein Leid getragen
Allein und stark und stolz und stumm, —
Um Hülfe tönten nicht die Klagen,
Ich sah mich nicht nach Mitleid um:
Nur dieses Mal laßt, gleich dem Schwane
In Todeskampf und herber Pein
Aussingen mich von meinem Wahne,
Dann sterben — stille und allein!

Und hat das Schicksal mir gegeben
Nicht Dichterruhm und reichen Sang,
Doch gab es mir ein Dichterleben,
So kurz und schwer, — den Uebergang!
Doch gab's das Erbtheil mir der Sänger:
Auf Erden nie ein Morgenroth, —
Nur Abendgrau'n, nur kalte Dränger,
Dann früh und still — den Dichtertod!

Anhang.

Diesem Anhang — eigentlich zu den von mir herausgebenen „deutschen Dichtern in Rußland“ gehörig — wolle der Leser hier einen Platz gönnen, da die Blätter nicht gut als besonderer Druck den Besitzern der obengenannten Schrift nachgesandt werden konnten. Dieser Anhang bringt in zufälliger Reihenfolge Ergänzungen zu jenem Buche zum Theil aus irrthümlich übergangenen Autoren oder Schriften, zum Theil von solchen, die mir damals nicht zu Gebote standen, zu spät bei mir eintrafen, oder erst nach Erscheinen meines Buches ausgegeben wurden. Auch diese Ergänzungen machen nicht auf Vollständigkeit Anspruch. Für die Leser der „deutschen Dichter in Rußland“ bemerke ich in dazu erhaltener Veranlassung, daß S. 256 durch Versehen eines Abschreibers unter die Gedichte des Componisten Weyrauch ein von demselben componirter Uhland'scher Text irrthümlich eingeschoben worden ist, was vom Herausgeber, der Bruchstückweise das Manuscript hinausbeförderte, weder vermieden, noch gerügt werden konnte, da der Druck und die Ausgabe in Berlin bewerkstelligt wurden, während der Herausgeber in Livland sich befand. Seine in Folge der zugesandten Aushängebogen gemachte Reclamation traf ein — wie der Verleger Herr H. Keyser (Schröder'sche Buchhandlung in Berlin) bezeugen und beweisen kann — als eben die Versendung des Buches bewerkstelligt worden war. —

Dagegen bekennt Herausgeber sich schuldig die sehr achtbaren „Riga'schen Stadtblätter“ — von Herrn Asmus, umsichtig redigirt — bei Aufzählung der inländischen Zeitblätter aus Unachtsamkeit übergangen zu haben.

Es haben sich Stimmen erhoben, welche das S. 158 abgedruckte, dem Maler Carl Graß gemeiniglich zugeschriebene sehr volksthümliche Gedicht: „Mein Herr Maler will er wohl,“ dem Ostpreußen Dunker zuschreiben. Zugegeben das Gedicht finde sich in der Dunker'schen Gedichtsammlung, die ich nicht kenne, gedruckt; so ist damit wenig bewiesen; denn es fragt sich, ob dieselben Verse mit geringerem Rechte in eine Sammlung von Graßen's Gedichten, wenn eine damals wäre veranstaltet worden, hätten aufgenommen werden dürfen? Zweifelhafter erscheint Graßen's Autorschaft dadurch, daß Art und Stimmung des genannten Gedichtes wenig übereinstimmen mit dem Geiste seiner übrigen wenigstens der von uns mitgetheilten Gedichte. Auf der anderen Seite konnte nur ein Malerauge solche Bilder entwerfen wie im Gedichte „Maler und Bauer“ (war Dunker Maler?) und Graß — wie Personen aussagen, welche ihn oder ihm Befreundete kannten — Graß war eine solche humoristische Ader durchaus nicht fremd. — Der anscheinend nur für Tragisches empfängliche Schiller, dem Graß so nahe befreundet und sinnverwandt war, schrieb die „Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körner'sche Waschdeputatiou“ (Nachträge 2c. von Ed. Boas I. 66.) das Graß-Dunker'sche Gedicht könnte einer verwandten Veranlassung seinen Ursprung verdanken, ist aber objectiv gehalten, während Schiller in dem seinigen subjectiv blieb. Eben so unentschieden als Graßen's Autorschaft jenes Volksliedes ist die J. H. Lilienfelds in Betreff des Gedichtes: „The Hoberpalse Wreindsaft“. Wahrscheinlicher ist ein Jüngerer der Dichter, vielleicht sein Sohn, aus dessen Feder in der Brieflade des Landraths Bock auf Kersel bei Fellin eine Menge von Briefen in Knittelversen sich finden, die lebhaft an das fragliche Gedicht erinnern.

Sollte es mir in Zukunft vergönnt sein, so werde ich über Liborius Bergmann, Joh. Sam. Hollander, Brotze, Jochmann, Albanus, Collins, Grave, Eckardt, Brosse, Romanus, Laurenty, Remy, Kolbe, Asmus, Sodoffsky, Heubel, Schreiber, Rösch, Hellmann das Versäumte nachzuholen bemüht sein.

J. S.

Richard v. Bleçki,

ein Livländer, Zögling der Ritter- und Domschule zu Reval, dichtete nachstehende Sage 1843 in Kara-Agatsch, als Junker des Nishne-Nowgorodschen Dragoner-Regiments. Der Stoff des Gedichts — das der jugendliche Verfasser noch mit frischen Reminiscenzen an Körner und Schiller niederschrieb — wäre, wenn wir nicht irren, einer breiteren Behandlung sehr fähig, namentlich als Ballet oder Oper. In Tiflis ist vor ganz kurzem ein Trauerspiel in vier Acten Tamara erschienen. Richard Bleçki fiel bei der ruhmvollen Erstürmung der Veste Eliçú im Jahre 1844. Er war von einer heldenhaften Gestalt, die am besten mit den Versen seines eigenen Gedichts wiedergegeben werden kann:

Von goldnen Locken frei umwallt
Die jugendliche Wohlgestalt!

Sein Charakter war offen und ritterlich. Von seinen poetischen Versuchen, die in Betracht seines höchst jugendlichen Alters zahlreich gewesen waren, ist nur weniges erhalten. (St. Petersb. Ztg.)

Tamara.

Kaukasische Sage.

Holder Fremdling
Erheitre Deinen trüben Blick,
O, neig' Dein Haupt an meine Brust.

Dort wo die Lasany *) in schäumender Wuth
Erbraust mit dem Sturme im Chor,
Dort ragt ein Schloß hoch über die Fluth
Hoch über die Wolken empor.

*) Lasany oder Alasany, Grenzfluß zwischen Grusien und Lesghistan.

Doch öde steht die Burg und leer,
Der Wildniß Grauen herrscht umher,
Und naht um Mitternacht zu Roß
Der Lesginer dem alten Felsenschloß,
Dann kreuzt er die Arme und betet: Allách!
Und klagend ruft das Echo ihm nach.
Dann faßt ihn Zagen, er reitet scheu
Am Schauerorte schnell vorbei. —

Was ich der Sage abgelauscht
Les't wenn der Abend düster rauscht,
Wenn letztes Roth am Himmel winkt,
Der Sturm an eure Fenster klingt,
Und um die Halle fährt mit Sausen,
Einlaß begehrend für das Grausen.

Es herrschte auf Grusiens Bergeshöhen
Eine Königin mächtig und reich,
Es hatte der Kaukasus nie gesehen
Eine Fürstin dieser gleich.
Die schöne Tamara war bekannt
Als schönste der Schönen im ganzen Land!
Ihr beugten das Haupt die wilden Lesginer,
Und Fürsten waren Tamaras Diener.
Wohl mancher Krieger, jung und schön,
Konnt' ihrem Reiz nicht widersteh'n;
Der freien Berge wilde Gluth
Erfüllt gar manchen mit Liebesmuth,
Doch stolz nur blickt die Herrscherin
Wie auf Knechte, auf ihre Batony *) hin;
Sie höhnt mit eiseskalten Sinnen
Wohl jedes Schmachten, jedes Minnen,

---

*) Grusische Fürsten.

Und wer zu ihr es wagte je
Der Liebe Worte zu erheben,
Der fühlt' des Thrones Donnernäh'
Und büßt' den Frevel mit dem Leben.
Einst sandte sie die Usdeny *) aus
In's Land der Slawen nach Beute,
Und goldbeladen kehrten nach Haus
Die Krieger aus dem Streite.
Und einen Jüngling führt man herbei
— Gefesselt, doch ein junger Leu —
Von goldnen Locken frei umwallt
Die jugendliche Wohlgestalt.
Tamara blickt den fremden Mann
Mit Staunen und Bewundrung an,
Und niegekannte bange Gluth
Durchströmt der jungen Herrin Blut.
Ihr scheint, daß Genien im Chor
Sich rings auf Wunderblumen wiegten,
Und etwas sagt ihr leis in's Ohr:
„Sieh Deinen Sieger im Besiegten!"
Sie winkt den harrenden Vasallen
Und rasselnd fällt der Ketten Last,
Und es befiehlt die Fürstin allen
Zu ehren den Fremden als werthen Gast.
Es drängt der Hof sich um ihn her,
Und wie in einem Wonnemeer
Fühlt von der nie gekannten Lust
Tamara schwellen ihre Brust;
Noch keinen hatte sie so schön,
So mild, so edel je geseh'n.
Und plötzlich von dem goldnen Thron
Erhebt die Fürstin sich und spricht:

*) Anführer eines Stammes.

„Gar manches Wort ist Euch entfloh'n
Um einen Herrn; ich wankte nicht;
Doch umgewandelt ist mein Sinn,
Nehmt diesen Mann zum Herrscher hin!
Knied nieder, Usdeny, und schwört ihm Treu,
Ich will's, daß er Gebieter sei!"
Still ist's im Saal! Die Menge schweigt,
Es staunen ringsum die Vasallen;
Doch plötzlich vor dem Herrn geneigt
Erfüllt ihr Donnerruf die Hallen:
„Tamara will's!" ertönt's ringsum —
Der Jüngling nur allein bleibt stumm.
Er sieht sich stolz im Kreise um,
Und winkt den Kriegern mit der Hand,
Dann spricht zur Fürstin er gewandt:

„Tamara! Nimm Dein Wort zurück!
Zum Norden zieht mich mein Geschick,
Am Wolga-Ufer steht mein Schloß,
Es harrt mein Volk, es ruft mein Roß,
Es weint die Geliebte in nächtlicher Stunde,
Und wartet und hoffet auf fröhliche Kunde.
Was Dich beglückt es bringt mir Schmerz,
Nach Freiheit nur sehnt sich mein Herz,
Nicht ziemt dem echten Slawensinn
Die Liebe der feindlichen Herrscherin."

Und die Vasallen hören's mit Grauen!
Tamara schweigt; es zucken die Brauen;
Die Wange färbt sich zornesroth;
Ihr schwarzes Auge blitzet düster
Dem Jüngling tausendfachen Tod,
Und ringsum kündet leis Geflüster
Wie Schreckliches dem Kühnen droht.

„Wie! Rasender! Dein frecher Sinn
Verschmäht das Herz der Königin? —
Doch wen Tamara sich erwählt,
Der ist auf Leben und Tod ihr vermählt;
Auf folg' mir in den Hochzeitssaal
Noch heute wirst Du mein Gemahl,
Noch heute sind vereint wir beide,
Ich schwör's beim heiligsten der Eide."
Und es winkt den Jüngling die Herrscherin
Zum hohen Giebelfenster hin:
„Schau dort in die schwindelnde Tiefe hinab
„Dort bette ich Dich im Wellengrab."
Der Jüngling schaut zum Abgrund hin,
Doch furchtlos bleibt sein stolzer Sinn.
Sie schaut ihn an und sie erblaßt,
Und plötzlich hat sie ihn umfaßt,
Rasch zum Altane dann geschwungen,
Mit weichem Arm ihn fest umschlungen
Ruft sinnlos sie: „Nun bist Du mein!"
Und stürzt mit ihm in die Fluthen hinein! —
Ein Schreckensschrei!
Es stürzt herbei
Die bleiche Hochzeitsschaar und schaut
Mit Entsetzen gedrängt an des Abgrunds Rand
Den Blick in die tosenden Fluthen gewandt
Nach dem Jüngling und der hohen Braut.
Doch es schäumen nur brausende Wellen dahin
Zur Vermählung von Grusiens Herrscherin.

Dort wo die Lasany in schäumender Wuth
Erbraust mit dem Sturme im Chor,
Dort ragt ein Schloß hoch über die Fluth
Hoch über die Wolken empor.

Tamara's Burg ist längst zerfallen,
Verschwunden ist der Glanz der Hallen,
Zerstreut ist der Vasallen Heer,
Und ödes Schweigen herrscht umher.
Doch fällt des Mondes blasser Schein
Durch's hohe Giebelfenster ein,
Dann weht ein feuchter weißer Schleier
Herab vom öden Burggemäuer.
Tamara's Geist ist auferwacht
In stiller, dämmerhafter Nacht;
Er neigt sich, beugt sich, horcht zur Tiefe
Ob ein geliebter Mund nicht riefe? — —
Vergebliche Klage, verlorene Qual
Stumm liegt tief unten das Todtenthal!
Dann tönt's von oben wie Gewimmer,
Ein Geisterruf im Mondenschimmer;
Und nahst du der Lasany Fluth
Bei ungewissem Abendglimmen,
Dann siehst du wie in rothem Blut
Zwei Leichen auf den Wellen schwimmen.
Drum spornt der Lesginer sein schnelles Roß
Und flieht von dem öden Felsenschloß,
Drum kreuzt er die Arme und betet Allách
Und klagend ruft das Echo ihm nach.
Dies hab' ich der Sage abgelauscht,
Dies leset wenn der Abend rauscht,
Wenn letztes Roth am Himmel winkt,
Der Sturm an eure Fenster klingt
Und um die Halle fährt mit Sausen
Einlaß begehrend für das Grausen.

Gedichte von A. W. v. Wittorff.

(Aus: „Von Dir und für Dich.

Ein lyrischer Kranz.“ Mitau und Leipzig 1854. G. A. Reyher's Verlag.)

1.

So kommt der Liebe Flammensegen,
Vor dem des Hasses Eis in mir
Zertropft zu einem heil'gen Regen —
Allein von Dir!

So kommt der Freiheit Lichtgedanke,
Wenn ich, in Banden der Begier,
Am Abgrund dunklen Wahnes schwanke —
Von Dir, von Dir!

So kommt der Muth, die Schicksalsbürde
Zu tragen wie des Mannes Zier,
Im Blick auf Deines Leidens Würde —
Von Dir, von Dir!

So kommt die Kraft, die ich im Kriege
Mit Leid und Leidenschaft verlier',
Im Schauen Deiner leichten Siege —
Von Dir, von Dir!

Und sieh, die Kraft, mich zu besiegen
Hebt auch des Schweigens Bann in mir,
Und die erlösten Lieder fliegen
Zu Dir, zu Dir!

2.

Es lagen Blumen Dir im Schooß,
Ein Farbenchaos wirr und los;
Die düst're Gluth — den heitern Glanz
Versöhnte Deine Hand im Kranz.

Doch als den Schwall Du schön gereiht,
Wie ward des Werkes Lust zum Leid!
Vergessen sahst Du in dem Tand —
Des Lenzgeschmeides Diamant.

Da dacht' ich — fortgesandt von Dir
Nach Deines Kranzes bester Zier, —
Wie manch' ein Herz in ewgem Weh
Nach seines Glückes Rose späh'!

Und wieder dacht' ich — froh gewandt,
Des Gartens Kleinod in der Hand, —
Wie oft von eitlem Kranz umweht
Mein Geist zu Dir, Du Ros' entschwebt!

3.

Du weißt — ein Sämann streute goldnes Korn
Auf vieles Land, auf daß es Frucht ihm zolle;
Doch manches fiel in wüst' Gestein und Dorn,
Ihn lohnte nur des guten Ackers Scholle.

Schau in den Saaten Deiner Blicke Loos,
Streust Du ihr Gold in wüste Herzen nieder.
O, senk' sie in des Dichterbusens Schooß,
Und ernte hundertfach — die Frucht der Lieder.

4.

Dies strenge Treiben kalter Pflichten,
Am Werk des Tages fortzuweben,
Dies friedlos emsige Verrichten,
O, nenn' ich das — genießen, leben?!

Wenn lichter Geister Reih'n am Morgen
Des Tages Ruf aus luft'gem Schweben
Zurück mir droht zum Schritt der Sorgen
Heiß ich dies Droh'n — Beruf zum Leben?!

Ach, alle die gebot'nen Schritte,
Zu denen mir den Fuß muß heben
Gewohnheit und der Tact der Sitte,
Nenn' ich den Pendelgang ein Leben?!

Und wenn ich aus erschlafftem Streben
Ermannend mich im Glauben hebe
Und betend ring', mich zu beleben,
Mag ich wohl sagen — daß ich lebe?!

Und wenn der Geist, entjocht der Mühe,
Doch mühgebeugt, sich muß ergeben
Den Träumen, daß er neu erblühe,
Nenn' ich die Flucht des Lebens — Leben?

Nur wenn im reichen Spiel der Kräfte
Eins wird das Schaffen und Genießen,
Wie in des Athmens Lustgeschäfte
Wir Hauche schlürfen und ergießen; —

Wenn mit befriedigtem Verlangen
Wir lustgeschäftig Schönheit schauen,
Und schauend süßen Traum empfangen,
Und schauend kühne Träume bauen; —

Nur wenn ich — ach, in flücht'gen Weihestunden —
Dich schau — Dir lausch' in scheuer Wonne Beben,
Da wird des Daseins volles Glück empfunden,
Nur diese Fülle nenn' ich Leben — Leben!

Gedichte von Aug. Theodor v. Grimm.

(Aus: „Wanderungen nach Südosten." Th. I. „Die taurische Halbinsel." Berl. 1855.)

1. Der Kosak.

Am Stamm der Eiche lang hingestreckt
Da liegt der Kosak vom Mantel bedeckt,
Aus der Wunde fließet das Blut so roth,
Das Auge will brechen, es nahet der Tod.

Am Zügel hält er das treue Roß,
Das glücklich entgangen dem Todesgeschoß.
Er wendet hinauf den sterbenden Blick
Und sagt: Jetzt eile zur Steppe zurück.

Zur Steppe jage jetzt ohne Verbleib'
Und grüße mir Vater und Mutter und Weib.
Dem Weibe sage, ich sei getraut
Seit gestern mit einer neuen Braut;

Der bleiernen Braut, die mich nimmer verläßt,
Sie sitzt mir unter dem Herzen so fest.
Die Mutter grüße mit herzlichem Blick
Und sage nun kehre ich nimmer zurück.

Ich hoffe die Mutter, die alle umfaßt;
Die gönne in ihrem Schooße mir Rast.
Dem Vater sage: Ein fremder Heerd
Im Lande der Berge ist mir bescheert.

Mein Erbe vertheile er väterlich
Und weine nur eine Thräne für mich;
Der Erde lasse ich nichts zurück,
Dir treuem Rosse den letzten Blick.
Und als er röchelnd die Worte sprach,
Da schloß sich das Auge, das Herz ihm brach.

2. Meine Kajüte.

Mein Zimmer ist gar eng und klein
Hat nur ein offnes Fensterlein,
Kennt weder Spiegel noch Tapeten,
Weiß nichts von theuern Hausgeräthen.
Die Wände zieren Dolch und Beile,
Pistolen, Flinten, Säbel, Pfeile,
Kaum glaub' ich hier mich selbst zu Haus,
So wild und krieg'risch sieht es aus.
Ein Tisch, ein Stuhl, ein kleiner Schrein,
Und wenig Bücher schließt er ein.
Doch lang und breit auf hartem Throne
Inmitten meines Zimmers steht
Die Frau im Hause, die Kanone,
In stiller stummer Majestät.
Sie spricht von Zeit zu Zeit ein Wort
Vernehmlich laut, und Gott behüte,
Daß sie nicht schwätze fort und fort,
Sonst blieb ich nicht in der Kajüte.

Hoch über ihrem Rücken schwebt
Mein Bette, wo ich nächtlich liege,
Wenn Dämm'rung traulich mich umwebt
Und schaukelt mich wie in der Wiege,
Die Welle wacht bei meinem Traume
Laut flüsternd in der dunkeln See;
Es steiget keck aus ihrem Schaume
Zu mir ins Bett manch' liebe Fee;
Erzählt mir Dinge, daß ich lache,
Fällt liebevoll mir um den Hals;
Und wenn sie flieht und ich erwache,
Ist mir der Mund voll Schaum und Salz.

Gedichte von Friedrich Meyer v. Waldeck.

(Poetische Schriften. Th. I. „Blätter aus dem Gedenkbuche eines Bergmanns." Leipzig u. Mitau 1854.)

---

1. Der Häuer.

Der Häuer sitzt vor dem Orte
Es glänzet umher der Stein,
Es glitzert und es flimmert
Bei seines Lämpchens Schein.

„Ich muß mich mühen und plagen
Und schaffen das Erz zum Licht,
Für Könige, Fürsten und Herren,
Mir einzig blinkt es nicht.

Des Königs goldne Krone
Sie stammt aus meiner Hand,
Von mir das strahlende Scepter,
Dem beuget sich Meer und Land.

Des Reichen funkelnde Schätze,
Ich hab' sie an's Licht gebracht,
Und sitze arm und zerschlagen
In tiefer dunkler Nacht.

Das Mägdlein strahlt am Altare
In des hellen Schmuckes Schein,
Den schafft ich mit meinen Händen
Aus hartem, sprödem Stein.

Und was dort oben nur schimmert
Im Glanz metallener Pracht,
Das hab' ich mit tausend Mühen
Ans Tageslicht gebracht.

Und ist meine Schicht verfahren;
Und seh' ich das Abendroth,
Dann nahen die hungernden Kleinen —
Und ich — ich habe kein Brot! —"

2. Der Alte erzählt.

Müd' von Arbeit ruht der Bergmann
Auf den Erzen,
Schlummert süß und hat vergessen
Plag' und Schmerzen.

Sieh, die Strecke wird zum Tempel,
In den Hallen
Laut der kleinen Bergesgeister
Stimmen schallen.

Dem vor Staunen starren Knappen
Freundlich winkend,
Führen sie in einen Saal ihn
Goldig blinkend.

Edle Erze sind die Wände,
Und Krystalle
Sind die Säulen, die hier tragen
Goldne Halle.

In des hellen Saales Mitte,
Auf dem Throne,
Sitzt der König mit dem Scepter,
Mit der Krone.

Hell von Golde strahlt der Sessel
Und Rubinen,
Dem smaragdnen Scepter alle
Geister dienen.

Ein Demant ist seine Krone,
Herrlich strahlend,
Tausend Farben, wie die Sonne
Feurig malend.

Ernst winkt Hübich *) nun dem Knappen,
Näher tretend,
Glaubt er schon sein Ende nahe
Eifrig betend.

„Fleiß ist unserm Geisterauge
Wohlgefallen,
Fleiß'ge Knappen sind uns Freunde,
Du vor Allen.

Nenne Deines Herzens Wünsche,
Unser Wille
Ist, daß was Dein Sinn begehre
Sich erfülle."

Und der Knappe denkt der Seinen,
Ihrer Klagen,
Wenn die Armen Kält' und Hunger
Müssen tragen.

Und nach kurzem Sinnen spricht er:
„Gieb mir Erze,
Daß die Meinen Frost und Hunger
Nicht mehr schmerze."

*) Hübich, König der Berggeister, von ihm hat der Hübichenstein auf dem Harz seinen Namen.

Sieh! zwei Schlüssel hält der König
In dem Schooße,
Halb von Holz und halb von Eisen,
Riesengroße!

„Nimm die mächt'gen Bergesschlüssel,
Die Geweihten,
Brauche sie, den Deinen Lächeln
Zu bereiten.

Sie sind's, die der ganzen Erde
Gold erschließen;
Lasse Dich, den Fels zu öffnen,
Nicht verdrießen.“

Als der Bergmann heißen Dank ihm
Will erweisen —
Wacht er auf — in seinen Händen
Schlägel, Eisen.

3. Der Schützer.

Still versunken ruht der Schützer in des dunklen Gaipels Bucht,
Dumpf und schaurig rauscht das Kehrrad, wälzet schwerer Ketten Wucht,
Und er denkt der Jugendtage, wie er rüstig, frisch und munter,
Vor der Sonne Glutherwachen eilte froh den Schacht hinunter.

Jetzt nun ruht er, alt und müde, lenket jener Räder Gang,
Horchet auf des Hammers Schläge, die ihm tönen dumpf und bang,
Denn er glaubt im Fall des Hammers, des verhängnißvollen, schweren
Seines mühbeladnen Lebens trübsten Stundenschlag zu hören.

Tönen sieben dumpfe Schläge, so erfaßt ihn leises Grauen,
— Sie verkünden ein Gebrechen in den dunkeln tiefen Bauen —
Und er denket seiner Kindheit, wie das Bergwerk einst zerfallen,
Und der Vater ihm getödtet mit den andern Knappen allen.

Doch wenn nun zum achten Male jener Hammer niederflieget,
— Es bedeutet, daß ein Bergmann todteskrank dort unten lieget; —
Dann gedenkt er, wie die Felsen einst auf ihn auch niederstürzten
Und des lebensfrohen Knaben goldne Jugendzeit verkürzten.

Und wenn trauerbringend, schaurig, jene Schläge neunmal dröhnen,
Weint der alte Greis dort oben heiße, bittre Wehmuthsthränen,
— Sie bedeuten eines Knappen Tod in dunkler Bergesnacht,
Er hat seines längstbegrabnen Jugendfreundes dann gedacht.

Trost.

(Aus: Gedichte eines Kurländers 1854. Mitau und Leipzig. G. A. Reyhers Verl.)

Neigt eine Blume welk das Haupt
Im heißen Sonnenbrand,
So labet sie ein Tropfen Thau
Still nächtlich über Land.

So harr nur armes Menschenherz!
Auch Dir kommt eine Nacht,
Wo leis' ein Himmelsbalsam fällt,
Der Dich genesen macht.

Gedichte von Victor Cambecq.

(Poetischer Nachlaß des an der Universität Casan verstorbenen Studirenden V. Ludw. Cambecq, durch den Vater veröffentlicht 1854. Dessau. Baumgärtner u. Comp.)

---

1. Liebe.

Die Lieb' ist eine Blume
Im Paradies erblüht, —
Ein lichter Traum, der wonnig
Das Menschenherz durchglüht.

Die Lieb' ist ein Gedanke
Der Gottheit, groß und schön, —
Und wer ihn denkt, kann muthig
Dem Tod in's Auge seh'n.

2. Ahnung.

Frühling will es wieder werden
In dem armen kranken Herzen, —
Und ich soll noch einmal fühlen
Alle Lust und alle Schmerzen.
Aus der Dichtkunst Zauberfüllhorn
Strömen Lieder bunt herab, —
Sie verhüllen meinen Augen
Wohl das offne schwarze Grab, —
Zeigen mir das holde Leben
In des Frühlings mildem Glanz —
Träumend sitz' ich, — ach! und winde
Meinen eignen Todtenkranz.

Erde, traute Mutter Erde,
Muß ich ewig von Dir scheiden, —
Muß so früh, so früh entsagen
Deinen Wonnen, Deinen Freuden!
Kaum daß ich des Glückes Schaale
Jauchzend an den Mund gesetzt —
Hör' ich wie der Tod die Sense
Schon voll kalten Hohnes wetzt;
Kaum daß mich der ersten Liebe
Wonnetaumel hochbeglückt,
Kaum daß ich der Dichtung erste
Frühlingsblüthen kühn gepflückt, —
Zieht mich schon zum finstern Grabe
Hin des Schicksals Machtgebot; —
Heut' noch sing ich — und schon morgen
Bin ich stumm vielleicht und — todt!

Gedichte von Alexander Haken.

(Aus den 3 Bänden: „Evangelische Parabeln und Gedichte.“)

---

1. Der erste Schnee.

Segne dich Gott, du weiße schimmernde Decke der Pflanzen;
Millionenfach wogst rein du und mild in der Luft,
Breitest dann zart wie Wolle dich aus auf durchkältetem Boden,
Welchen du eifrig erwärmst, mütterlich sorgend bedeckst,
Schlafet denn sanft und wohl, zunächst ihr freundlichen Veilchen,
Tiefgebettet und weich, träumet vom Frühlinge süß,
Bis er euch selber erweckt, bis ihr aus schmelzender Decke,
Welche euch wärmend umschloß, lächelnd zur Sonne euch hebt! —
„Gehst du auch schlafen?“ so fragt ihr schon unter der Decke, ihr Kleinen;
Nein, ich verreise sogleich, hört ihr die Schellen denn nicht?
Seht, mein Tag ist zu Ende noch nicht, muß säen und pflanzen —
Wie, ihr lachet? Nun ja, freilich in Eis nicht und Schnee,
Nein, in geschmolzene, warme, dem Lichte geöffnete Herzen
Doch, ihr verstehet mich nicht, Veilchen, so schlafet doch nur!

2. Der Morgenstern.

Man klagt wohl gern:
„Klein Glück, kein Stern!“
Doch ist's nicht wahr,
Das seh ich klar.

Wie glänzt so schön
Aus Himmelshöh'n
In's dunkle Thal
Mit hellem Strahl

Das Bild des Herrn,
Der Morgenstern!
Hin ist die Nacht,
Der Tag erwacht!

Ade, o Leid
Und Traurigkeit!
Mein Herz hat Ruh,
Mein Stern bist du,

Bleibst ewig mein,
So hell und rein,
Weichst nie zurück,
Mein Stern, mein Glück!

3. Der Nebel.

Chaotisch wallende Schleier,
Feucht und trübe,
Umhüllen der Landschaft
Freundliches Antlitz.
Da tritt, majestätisch strahlend,
Aus purpurnem Zelte
Des Tages Königin.
„Willst du mich denn heute nicht schauen,
Du kleines Thal?"
So fragte ihr Feuerblick.
„Sieh' meine Güte
Ist alle Morgen dir neu,
Und meine Treue ist groß."

Tausend rinnende Thränen
Waren die Antwort
Der Tiefverschleierten.
„Du kannst nicht?"
Sprach die höher sich hebende Fürstin, —
„Siehe ich kann
Ich will,
Du sollst mich schauen!"
Da ergriff sie mit leuchtender Hand
Die trüben Schleier,
Und warf sie nieder
Mit himmlischer Kraft
Zu den Füßen der Landschaft.

O, wie lachte sie da,
Erlöst, erleuchtet,
Strahlend in Thränen der Freude.
„All' meine duftigen bunten Blüthen,
All' meine reifenden, süßen Früchte,"
Sprach sie,
„Ich verdanke sie dir;
O laß auch ferner mich blüh'n,
Laß Früchte mich tragen
In deines segnenden Lichtes
Alldurchdringender Kraft!"

Gedicht von P. J. Jakowlew.

(Ein geborener Russe.)

(Aus: „Melodion.“ Klänge der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe. Epische Poesien. Illustrirt von J. Sokolow und Shukowsky.)

Die ersehnte Nacht.

Komm holde Nacht und bring' den Frieden nieder
Den Himmelsfrieden, den der Schmerz ersehnt;
Schon hat das Abendroth die Welt versöhnt
Und alle Menschen sind auf Erden Brüder.

Im Schlummer ist des Tages Lärm vertönt;
Der Vogel hüllt den Schnabel in's Gefieder,
Und wo auf Erden noch ein Auge thränt,
Das strahlet jetzt vom Frieden Gottes wieder.

Es sank, es sank der Schmerzen bange Kette
Die ganze Erde strahlet Himmelsruh'
Und Frieden schließt ihr Thränenauge zu.
Denn um der Erde weite Lagerstätte
Rauschet der Schattenvorhang hin und fällt,
Und durch die Nacht blickt Gott auf seine Welt.

Gedichte von Peter Löser.

(Aus: Dessen Nachlaß. Herausgegeben von Friedr. v. d. Osten-Sacken und Herm. Odenwald. Zweite umgearbeitete, vermehrte Auflage. 2 Bde. Berlin, Neuyork und Adelaide 1853. Verl. von J. A. Wohlgemuth.)

---

1. Mondschein in Frühlingsnacht.

Ein Mädchen, hold wie Mondenschein
Und hold wie eine Frühlingsnacht,
Sie ging am klaren Fluß allein
Bei Mondenschein in Frühlingsnacht.

Mein Auge sah das Himmelsaug'
Des Mondes in der dunkeln Nacht,
Es sah die Wunderholde auch
Bei Mondenschein in Frühlingsnacht.

Es blühte eine holde Blum'
Auf unter ihrem Fuße sacht,
Ich pflückte sie ein Heiligthum
Des Mondenscheins in Frühlingsnacht.

Ich legte sie an meine Brust
Und hab' seitdem noch nichts gedacht,
Als voller Schmerz und voller Lust —
Des Mondenscheins in Frühlingsnacht.

2. Ausflug.

Saß auf dem Stübchen eng und traut
In emsigem Studiren,
Von staub'gen Büchern rings umbaut
Und wühlend in Papieren.

Da fliegt ein keckes Vöglein her,
Sitzt vor dem Fenster nieder,
So stolz, als ob's ein König wär',
Und hüpft da hin und wieder.

Hebt endlich an gar frank und frei
Ein lustig Stück zu singen;
Mir schien's in meiner Bücherei
Wie Spott und Schimpf zu klingen.

Das Singen auf dem grünen Ast
Konnt's länger nicht ertragen,
Das Fenster riß ich auf in Hast,
Den Sänger zu verjagen.

Das Vöglein wartet nicht gar lang,
Es lüpft die leichten Flügel,
Hoch in die blauen Lüfte schwang
Es sich ob Thal und Hügel.

Und ach! dem leichten Sänger nach
Ausflogen die Gedanken
Und schwärmten fort durch Flur und Hag,
Durch Busch und wilde Ranken.

Und da nun die Gedanken all
Mir waren ausgeflogen,
Bin ich aus meinem Bücherstall
Auch mit hinausgezogen.

Da stand ich denn, von Glanz umblüht,
Von Füll' und Pracht umgeben
Es fuhr durch's innerste Gemüth
Ein Hauch voll Kraft und Leben.

„Gegrüßt sei mir, du reiche Welt,
Auf Bergen und in Thalen,
Gegrüßt du blaues Himmelszelt
Und all' ihr Sonnenstrahlen!

Und nun verliert euch immerfort
In Busch und wilde Ranken,
Nun flattert nur von Ort zu Ort
Ihr flüchtigen Gedanken.

Du aber, Vöglein, habe Dank!
Dir ist es gut gelungen:
Hast durch den frischen Waldgesang
Mich klug's hinausgesungen."

3. Die Lüneburger Haide.

Einst über diesem Sande wuchs nicht solch' Blumenheer,
Es deckte diesen Boden stolz das krystall'ne Meer;
Die blauen Fluthen schwollen, es spielte der Delphin
Und hundert Arme streckte der Tang im Tiefen hin;
Die Perlen lagen schimmernd zu Hauf im feuchten Grund,
Es hingen an dem Meergras die Muscheln kraus und bunt;
Es rauschte die Baläne in wilder Lust daher,
In Schaum und grausen Wirbeln aufbrandete das Meer;
Die Meeresschlange rollte den langen Leib zum Knaul
Und streckte züngelnd aufwärts das scharlachfarbne Maul,
Das glatte Haupt erhub sie empor zum Sonnenschein,
Das funkelt' und erglänzte wie lauter Edelstein.

Die Meerjungfraun zogen mit süßem Zaubersang,
Im grünen Wasser flossen die Locken weich und lang,
Und goldne Krönlein hingen im blaugelockten Haar,
In süßen Klängen bebten die Fluthen hell und klar.
Das war ein Glanz und Prangen, ein Leben reich und bunt,
Getümmel und Gewimmel hier auf dem Meeresgrund!
Die Fluthen sind gewichen und was in ihnen war,
Der alten Herrlichkeiten ist nun die Stätte baar.
Doch kann sie's nie vergessen und seufzet tief und bang,
Rings höret man der Klagen geheimnißvollen Klang.
Und alle Sehnsuchtsklänge sie werden zu Blümelein
Und duften dort und dichten im dunkelrothen Schein.
Uud wenn ein Wandrer wallet dort in der Einsamkeit,
So hört er sie erzählen von alter, schöner Zeit,
So fühlt er sich ergriffen, der Geist kommt über ihn,
Er sieht's in bunten Bildern sie wogend um ihn zieh'n.
Noch einmal über der Haide erbraust der Ocean,
Die Fluthen schlagen tosend in Wirbeln himmelan,
Die Wasser kommen alle mit ihrer Herrlichkeit
Es wimmelt, lebt und klinget, wie in der alten Zeit.
Doch geht es flugs vorüber; in Nebel fleucht der Traum
Und unabsehbar dehnt sich vor ihm der öde Raum.

4. Unergründlich.

Dein Auge schaut den Himmel an und kann nicht seinen Grund ergründen;
Er zeigt die Gnade Gottes an, in der kein Maß und Ziel zu finden.

5. Der Winter.

Die leichten Flocken wehen
Nun wieder silberweiß,
Der Winter läßt sich sehen,
Der gute bärt'ge Greis.

Auf seinen Stab gebücket,
In Pelz bis über's Ohr,
Durch graue Wimpern blicket
Sein freundlich Aug' hervor.

Im Wandern er verziehet,
Wiegt sein bedächtig Haupt:
„Die Blumen sind verblühet,
„Die Wälder steh'n entlaubt.

„Kein Vöglein auf dem Aste,
„Kein Lied mehr in der Luft;
„Nun müde Erde, raste,
„Nun schlaf' in deiner Gruft!

„Ich will dich still bedecken
„Mit einem Tuche weiß,
„Man soll dich nicht mehr wecken,
„Nun schlafe lind und leis!

„Euch aber Menschenkinder,
„Euch Kinder jung und alt,
„Euch bringt der alte Winter
„Die schönste Fastnacht bald.

„Euch bring' ich große Freude,
„Wenn's klingt im Jubelton;
„Geboren ist euch heute
„Der Heiland, Gottes Sohn!

„Kann das der Frühling geben
„Mit seinen Blumen all',
„Mit seinem bunten Leben
„Und seinem Liederschall?

„Wenn ich die Botschaft bringe,
„Wird euer Herz erfreut,
„Dann ist es guter Dinge
„Ist voll von Seligkeit

„Im Innern zu begehen —
„Da die Natur erstarrt —
„Ein Frühlingsauferstehen
„Weil Christ geboren ward;

„Weil er herabgesunken
„Aus Liebe wunderbar,
„Ein lebensprüh'nder Funken
„Da Nacht und Dunkel war;

„Weil in der nächt'gen Stille
„Einst sproß das frische Reis
„Mit seiner Blüthenfülle
„Aus starrem Wintereis.“

Gedichte von A. v. Maltiz.

(Aus: „Drei Fähnlein Sinngedichte. Ein Fähnlein Sonette. Ein Fähnlein Fabeln. Ein Fähnlein Humor. Anhang.")

---

1. An das Schicksal.

Warum Du gar so gut erziehest, sei befragt?
Weil ich noch dem System der Schläge nicht entsagt.

2. Der Pünktliche.

Verspätung ist sein Fehler nicht;
Einst kommt er zu früh zum letzten Gericht.

3. Am Grabe einer Commission.

(Wanderer:)

O früh zerrissener Bund amtlicher Zärtlichkeit,
So konntest denn auch du entgehen nicht der Zeit,
O nie erweichter Tod, wann lernest du zu schonen?
Du pflücktest Rosen ab, du mähest Commissionen.

(Tröstende Stimme:)

Wohl starben diese Herren, sie starben, es ist wahr,
Allein sie feierten zuvor ihr Jubeljahr;
Sie saßen, bis sie sich und diese Welt vergaßen,
Drum steht auf ihrer Gruft: „Sie lebten nicht — sie saßen."

(Aus den Gedichten Band I.)

1. Die Muttersprache.

Die Worte, die dem Knaben schon erklangen,
Wie Engelslieder dem Gedächtniß theuer,
Sind der Gedanken erster Wiegenschleier,
Wann Psyche von dem Himmel sie empfangen.

Sie locken edles Blut in unsre Wangen,
Sie gießen in die Adern Heldenfeuer,
Nur sie, nicht andre, strömen in die Leier,
In andern Tönen bleibt das Herz befangen.

Du Sprache, die wir straflos oft verletzen,
Die Fremden droht mit zahllosen Gesetzen,
Wo Spott nicht lauschet über unserm Haupt;
Der Treuste bist du von der Heimath Sternen,
Drum weh den Lippen, welche dich verlernen,
Dem Herzen, das in dir nicht liebt und glaubt.

2. Auf der Reise.

Seltsam treibt es mich in's Weite,
Wie mit dunklem Räthselsinn,
Und die Berge mir zur Seite
Fragen mich, wohin, wohin?

Staunend scheinen sie zu sagen:
„Wandrer, was gebietet Dir
Fern den Pilgerstab zu tragen,
Bleiben wir doch ewig hier?

Einer Blume gleicht das Leben
Und von seinem Heimathort
Raubt es euer stürmisch Streben,
Bis es in der Hand verdorrt.“ —

Seh ich einst die Wolke ziehen;
Sie, die Sternenpilgerin,
Seh ich sie vorüberfliegen,
Rief ich auch, wohin, wohin?

Und mich selbst nun trifft die Frage,
Die vermess'ne Forscherin,
Und das Herz mit leisem Schlage
Fragt sich selbst, wohin, wohin?

Dort, wo sich der Himmel senket,
Schwebt der Vorhang bald empor,
In dem Raum, den er beschränket,
Harrt ein neues Stundenchor.

Und den Strom, ich kann ihn nennen,
Dem mein Lebensstrom sich naht,
Und die Mauern werd' ich kennen,
Die betreten soll mein Pfad.

Jedes Loos, das mir beschieden,
Steht so klar vor meinem Sinn,
Doch mein Herz, noch unzufrieden,
Seufzet stets wohin, wohin?

Gedichte von W. Toporoff.

(Toporoff gab u. a. heraus „Deutsche Verslehre". Mitau bei Reyher 1846 u. 1844, „Nordische Blüthen," welchen beiden Schriften die folgenden Gedichte entlehnt wurden.)

---

1. Grab und Stern.

Hast Du das düstre Grab betrachtet
Bedeckt mit Moos
Und hoffnungslos
Von starrem Schauer rings umnachtet?

Das Grab es sprach aus tiefem Orte
Von Raum und Zeit
Und Endlichkeit —
Hast Du vernommen seine Worte?

Sahst Du den Stern darüber flimmern,
So licht und mild,
Ein Hoffnungsbild
Den schwarzen Hügel überschimmern?

Der Stern er sprach von bessern Landen,
Von Morgenschein
Und Ewigsein —
Hast seine Sprache Du verstanden?

2. Das Lied.

Du fragst, wie mir das Lied gelungen ist,
Den Tiefen meiner Brust entsprungen ist? —
Wer nur begeistert von des Goldes Glanz
Und zum Gesange nur gedungen ist;
Wer seinem Herrn mit Sang die Zeit vertreibt,
Weil er als Knecht dazu gezwungen ist:
Deß Lied erstirbt sogleich in der Geburt,
Weil's nicht von Lebensgluth durchdrungen ist. —
Nur wer vom Saft der Trauben tief erglüht
Und von der Liebe fest umschlungen ist;
Nur wessen heißentbrannter Busen voll
Von wonnigen Erinnerungen ist;
Nur wem das Herz im trunknen Busen wogt
Noch eh' in Worten es gesungen ist;
Nur wen es tief im Innersten durchbebt,
Noch eh' in Tönen es erklungen ist;
Nur wessen Denken, wessen Fühlen ganz
Dem Liede gleich, dem ewig jungen ist: —
Nur der singt frisch und frei wie Hafis sang
Deß Lied und Lob auf allen Zungen ist!

3. In der Welt.

Die Zeit eilt immer weiter in der Welt,
Der Mensch ist ihr Begleiter in der Welt.
Dem Einen kehrt das Glück den Rücken zu,
Dem Andern lacht es heiter in der Welt.
Der legt zu Fuß den sauren Weg zurück
Und Der als stolzer Reiter in der Welt.
Fällt Dieser über Hals und Kopf herab,
Ist Jener auf der Leiter in der Welt.
Wonach der Eine nur vergebens strebt,
Das hascht so leicht ein Zweiter in der Welt.

Dir scheint die Bahn so finster und so schmal,
Doch heller ihm und breiter in der Welt.
Bist Bettler oder Fürst Du hier, gleichviel —
Wir Alle sind nur Streiter in der Welt.
Erscheint das Schiefe Dir gerad' und recht,
Lebst Du als Eingeweihter in der Welt;
Und willst Du meistern, was verkehrt Dir scheint,
So wirst Du nie gescheidter in der Welt.

4. Alt und Jung zugleich.

Das Alter liebt den süßen Saft
Der ausgepreßten Reben:
Das giebt ihm wieder warme Kraft
Und würzt sein flaues Leben.

Die Jugend liebt an ihre Brust
Ein Mädchen heiß zu drücken;
Nur das ist ihre höchste Lust,
Ihr seligstes Entzücken.

Ich bin nicht kalt und bin nicht heiß
In meinen besten Tagen;
Ich bin ein Mann, ein junger Greis,
Und das hat viel zu sagen.

Um jung und alt zugleich zu sein
In beiderlei Genüssen,
Trink ich mir bald mein Gläschen Wein,
Bald lab' ich mich an Küssen.

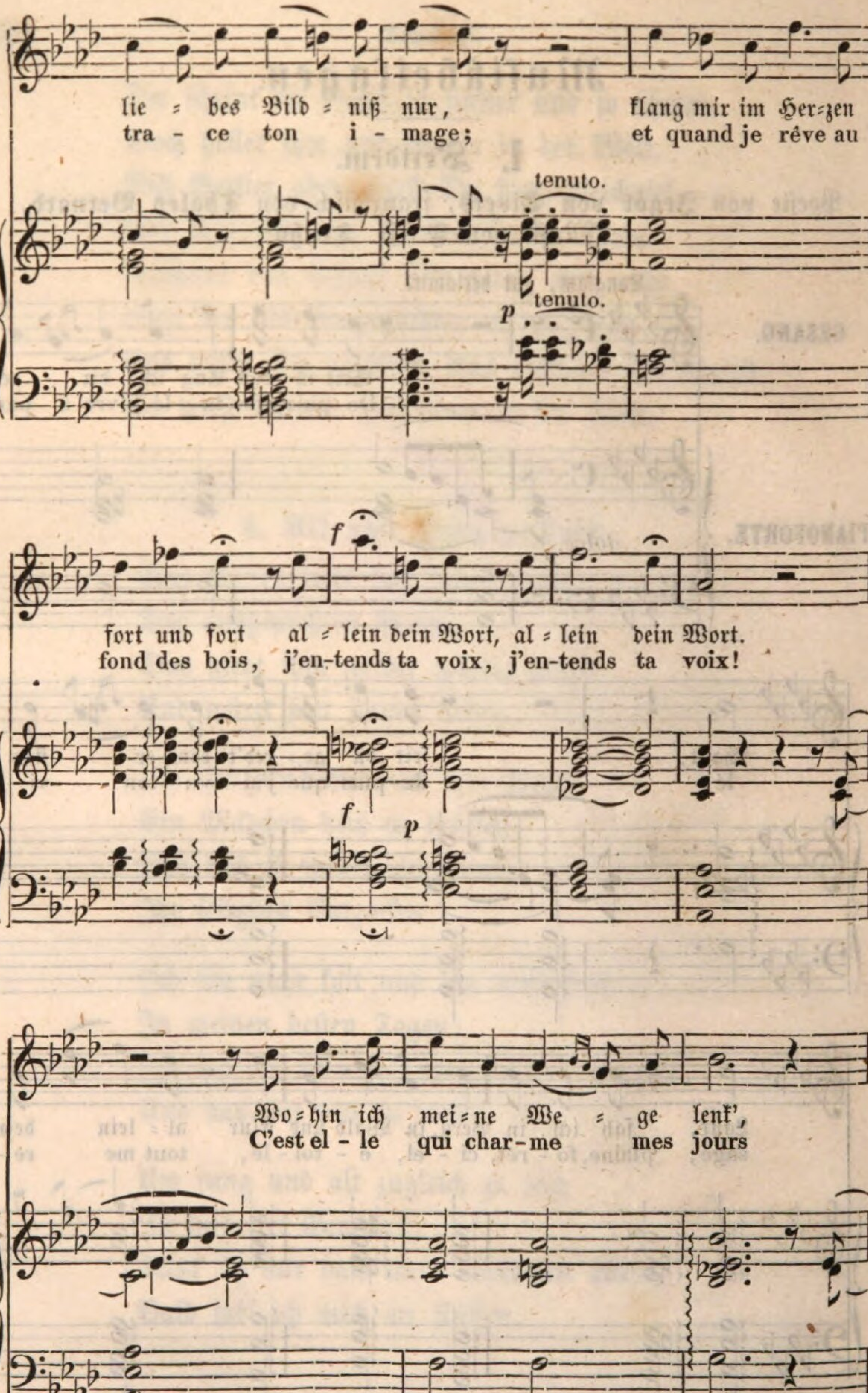
Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Musikbeilagen.

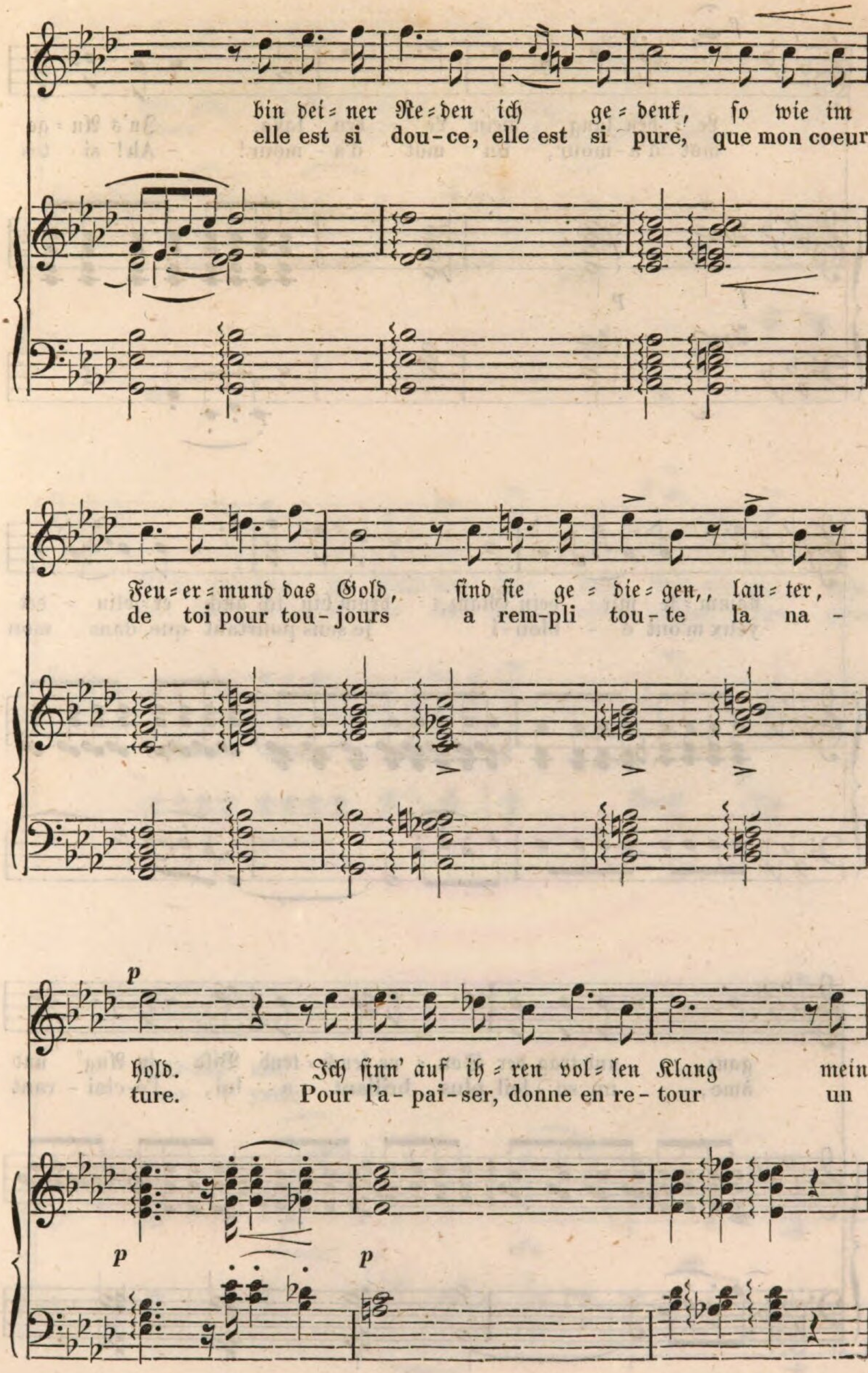
I. Seitdem.

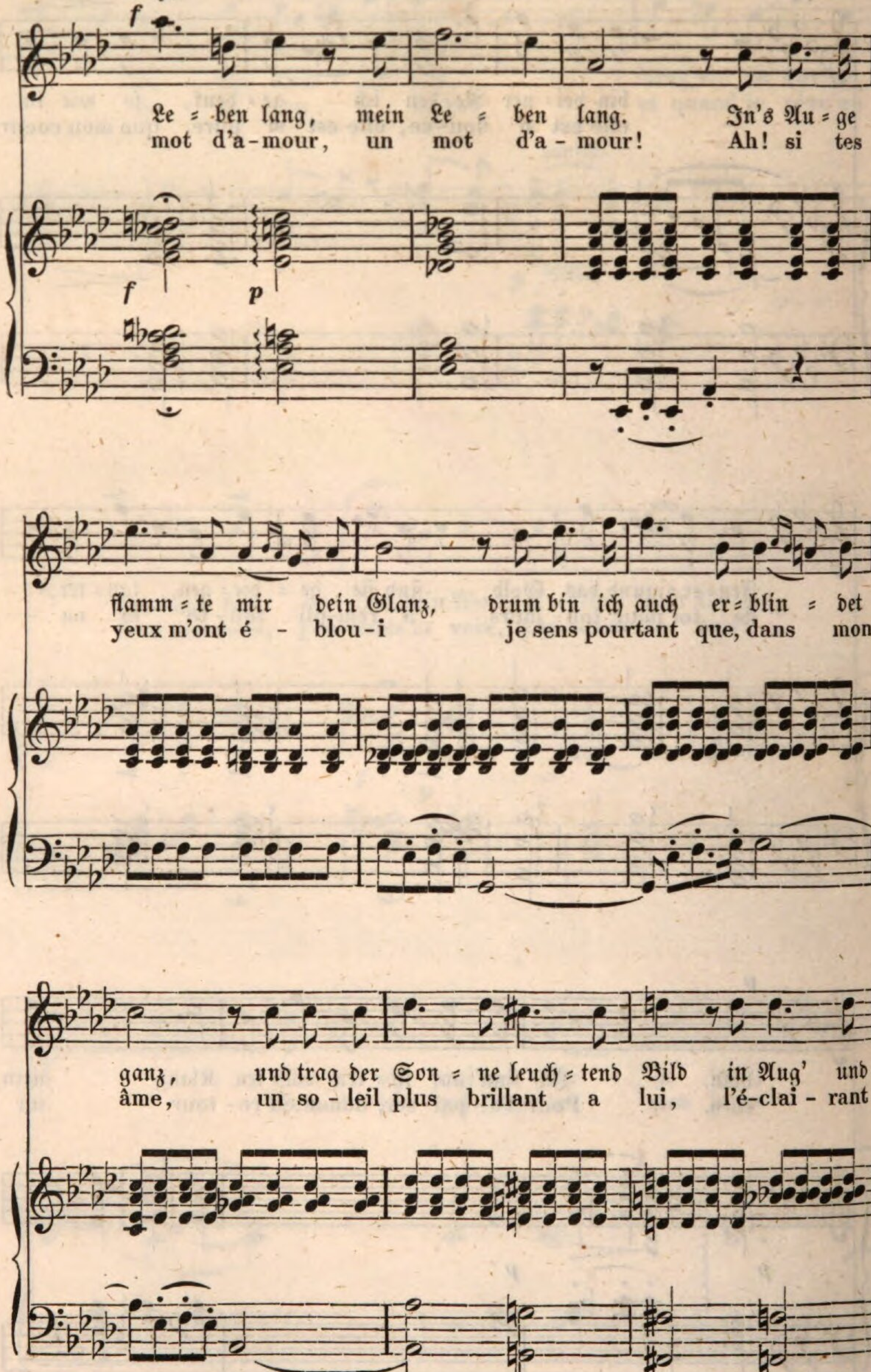
Poesie von Jegór von Sivers, französisch von Thalès Bernard,
Musik von F. H. Truhn.

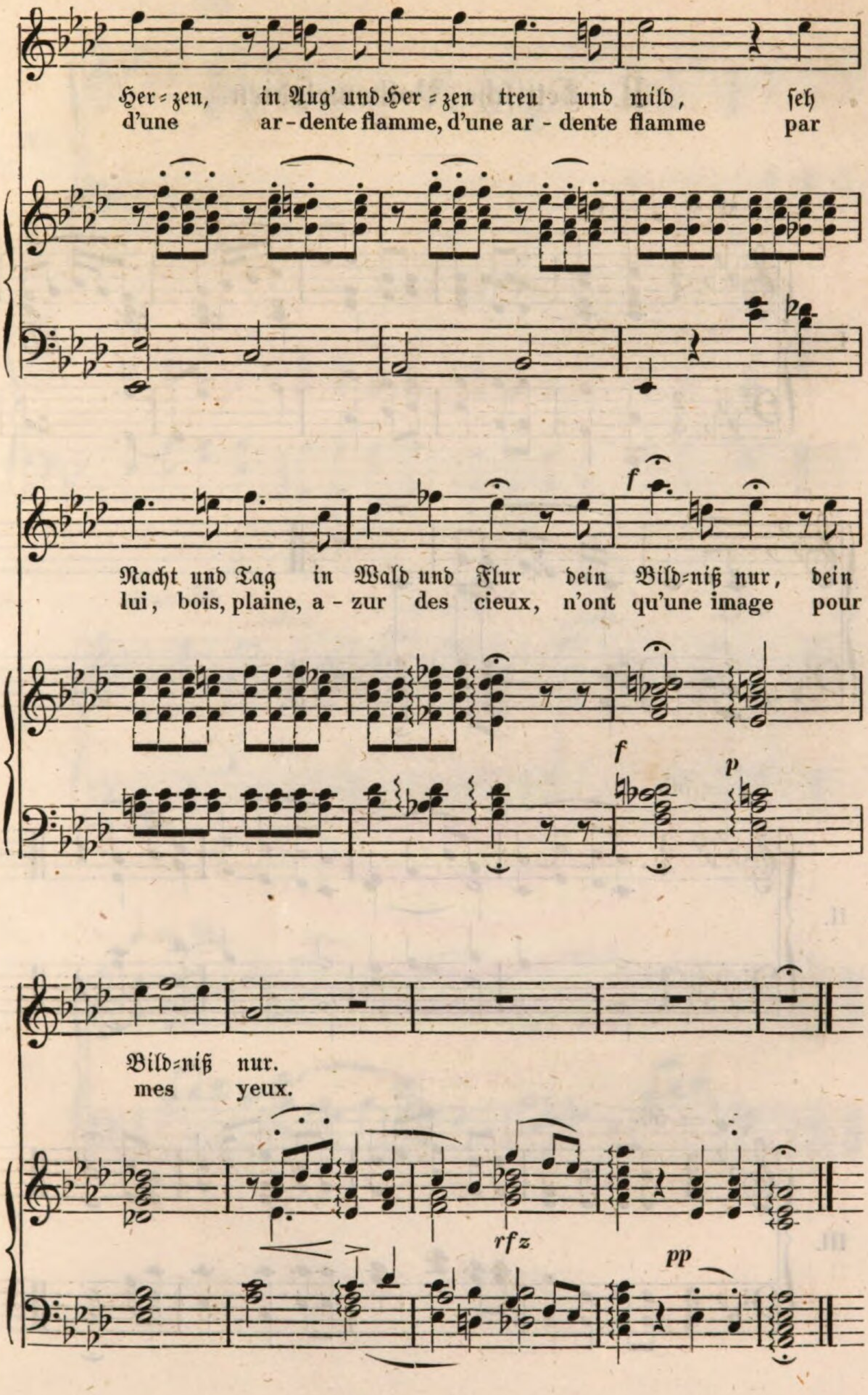




lie - bes Bild - niß nur, klang mir im Her-zen
tra - ce ton i - mage; et quand je rêve au
tenuto.
p
tenuto.
f
fort und fort al - lein dein Wort, al - lein dein Wort.
fond des bois, j'en-tends ta voix, j'en-tends ta voix!
f
p
Wo - hin ich mei - ne We - ge lenk',
C'est el - le qui char - me mes jours

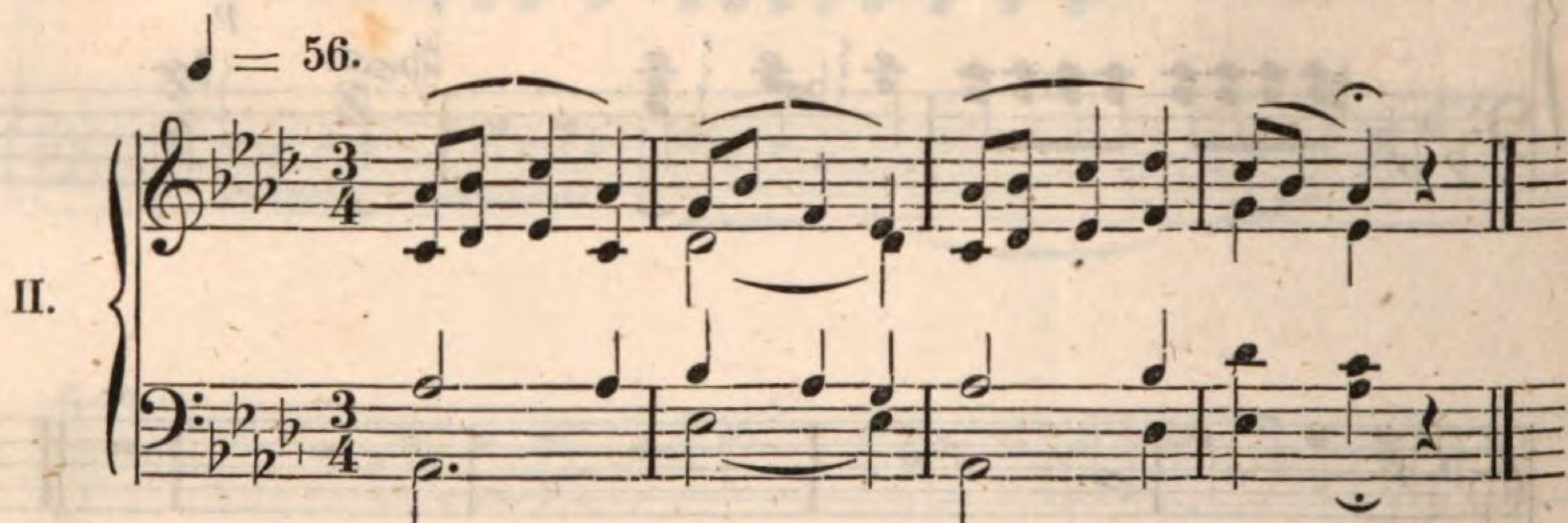

bin dei = ner Re = den ich ge = denk, so wie im
elle est si dou-ce, elle est si pure, que mon coeur
Feu = er = mund das Gold, sind sie ge = die = gen,, lau = ter,
de toi pour tou-jours a rem-pli tou-te la na -
hold. Ich sinn' auf ih = ren vol = len Klang mein
ture. Pour l'a-pai-ser, donne en re-tour un


f
Le = ben lang, mein Le = ben lang. In's Au = ge
mot d'a-mour, un mot d'a-mour! Ah! si tes
f p
flamm = te mir dein Glanz, drum bin ich auch er = blin = det
yeux m'ont é - blou-i je sens pourtant que, dans mon
ganz, und trag der Son = ne leuch = tend Bild in Aug' und
âme, un so-leil plus brillant a lui, l'é-clai-rant


Her=zen, in Aug' und Her=zen treu und mild, seh
d'une ar-dente flamme, d'une ar-dente flamme par
Nacht und Tag in Wald und Flur dein Bild=niß nur, dein
lui, bois, plaine, a-zur des cieux, n'ont qu'une image pour
Bild=niß nur.
mes yeux.
f
p
rfz
pp

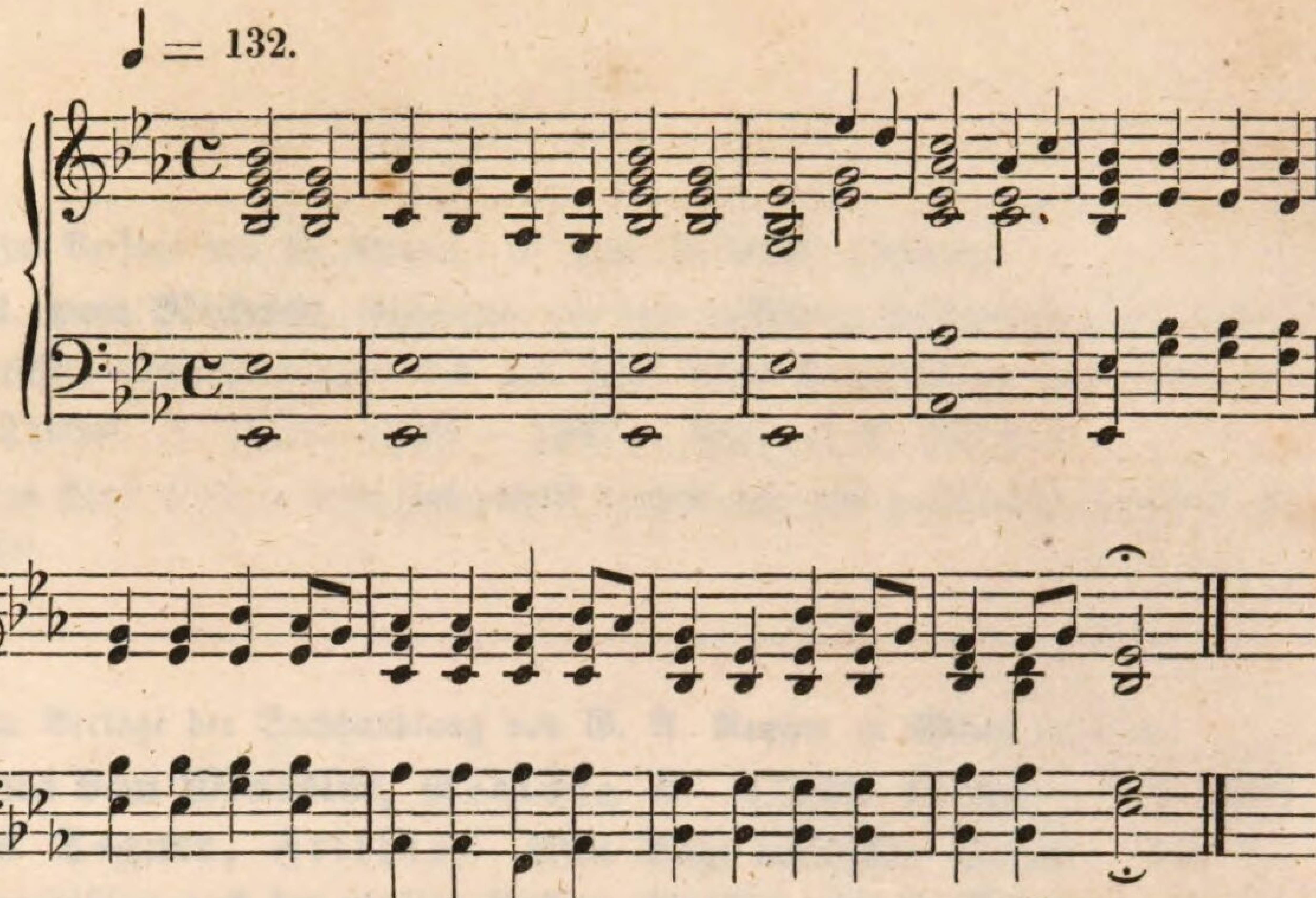
II. Lettische Volksmelodien.







IV.



V.



VI.

